

Land und Leute
Monographien
zur Erdkunde

Die
Lüneburger Heide
von Richard Linde



Probekbild aus der
„Deutschen Welt“ (XI. 1925)



Moras:

Malerischer Winkel im Spreewald

Die „Deutsche Welt“ ist die amtliche Zeitschrift des
„Vereins für das Deutschtum im Ausland“

Mit freundl. Genehmigung des „Kondella-Verlages“ Dresden A.

Land und Leute Monographien zur Erdkunde

In Verbindung mit Anderen heraus-
gegeben von Ernst Ambrosius

18

Die
Lüneburger Heide
von Richard Linde

1921

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Die Lüneburger Heide von Richard Linde

Mit 98 meist ganzseitigen Bildern, darunter
acht farbigen, nach Aufnahmen des Verfassers
und einer Übersichtskarte. • Sechste Auflage.



1921

Vielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage:

Die Niederelbe. Fünfte Auflage, 1921 (mit Großer Goldener Ehren-
denkmünze ausgezeichnet). Land und Leute. B. 28.

Alte Kulturstätten. Bilder aus Ägypten, Palästina und Griechenland.
Berlin, Bielefeld, Leipzig 1911. (Zurzeit vergriffen).

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld

Vorwort zur sechsten Auflage.

Innerhalb Jahresfrist war auch die fünfte Auflage vergriffen. So konnte nur wenig geändert werden. Einige Bilder sind ausgewechselt.


Hamburg, März 1921.

Professor Dr. Richard Linde.

Inhalt.

	Seite
I. Heidegebiete	1
II. Begrenzung und Aufbau	4
III. Erdgeschichtliches	16
IV. Klima und Vegetation	22
V. Schafe und Schäfer	35
VI. Siedlung und Sitte	42
VII. Straßenzüge	62
VIII. Heidekultur	66
IX. Geschichte	72
X. Landschaft	78
XI. Umwertung der Heidlandschaft	88
XII. Volksthum	95
XIII. Wanderungen	108

Statistische Übersicht	146
Literatur	147
Verzeichnis der Abbildungen	148
Register	149
Übersichtskarte der Lüneburger Heide.	



Digitized by the Internet Archive
in 2013

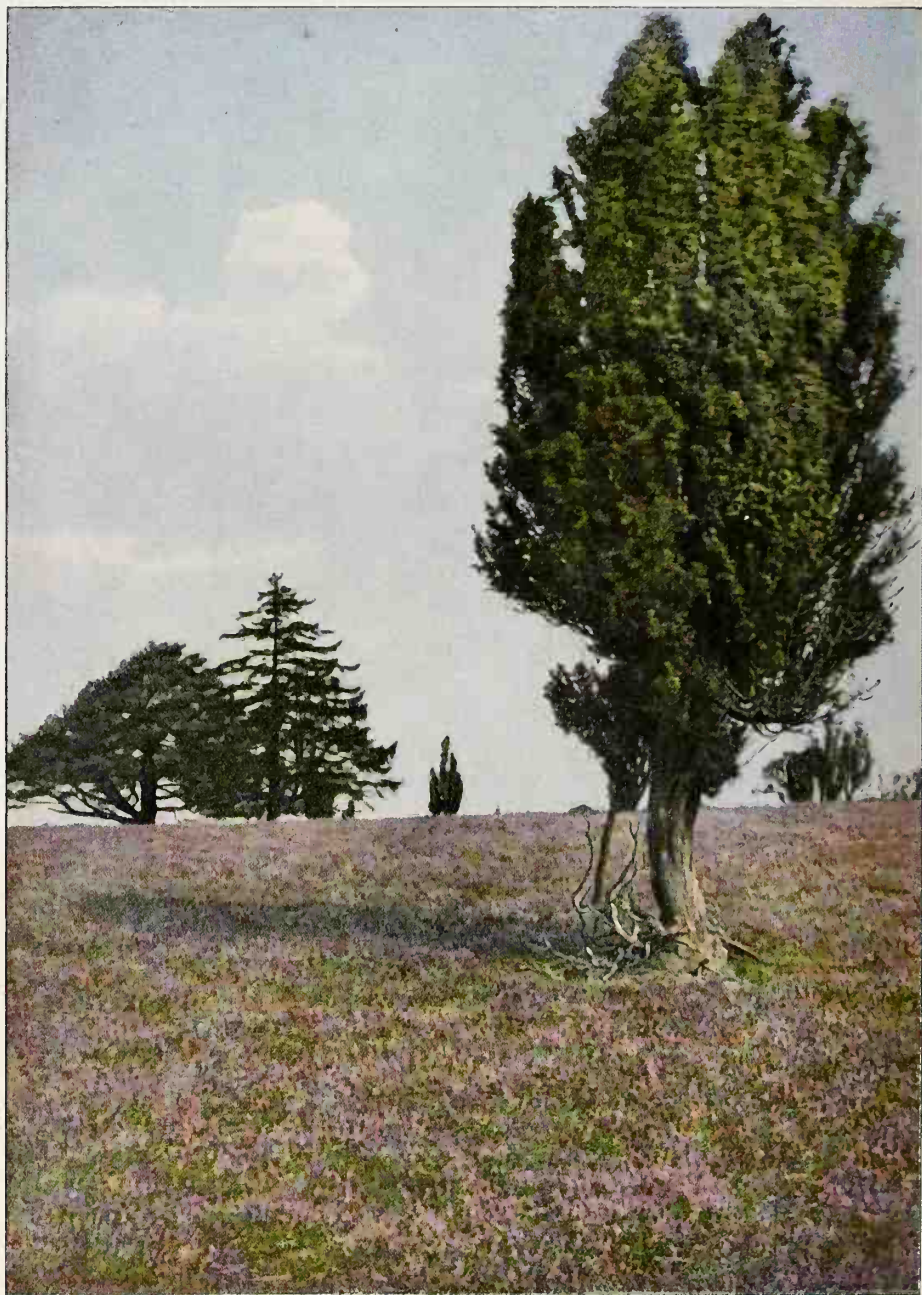


Abb. 1. Heide Landschaft bei Münden

I. Heidegebiete

Etwa zwei Stunden elbawärts von Hamburg, hinter den letzten Landhäusern von Blankenese, erheben sich fast unmittelbar am Strome eigentümlich geformte dunkle Heidekuppen. Das Gitter am Rande des Kiefernwaldes bezeichnet die Grenze des Kulturlandes. Jenseits beginnt der Wildboden der Heide. Ein schmaler Fußpfad führt dort zwischen dem Brahm, Farnkraut und Eichenkratt empor. An den steilsten Abhängen ist die Heidekruste zerrissen, und nackter gelber Sand rieselt wie aus einer Wunde des Erdbodens in langen Strähnen hervor.

Eine ganz besondere Landschaft, erfüllt von dem Zauber brauner Heideeinsamkeit, öffnet sich hier oben. Das blühende Rot des Heidekrautes, das sonnige Grün des schmalen Uferlandes, der violette Wasserspiegel mit der duftverhüllten, dunstigen Ferne, darüber das lichte Gold türmender Wolkenmassen, der großartige Weltverkehr auf dem breiten Strome und hier oben die starre, ewige Ruhe bilden den reizvollsten Gegensatz.

Es ist eine Landschaft durchaus norddeutscher Art, voll Herbheit und Größe. Was diesem Flachlande eigentümlich ist, der grüne Marschengürtel, der Deich, das lange Faden Dorf, der breite Strom mit Ebbe und Flut, die flachen Schildbuckelberge, die weißen Sandhügel, das unterwachsene Steilufer aus altem Gesschiebelehm, die weite Heide mit aufgerissenem Erdboden, weiße Birken, einsame Kiefern, aufwuchernder Heidewald, von der Wildnis gesät — alles dies wird hier mit einem Blick umspannt. Es dürfte schwer halten, eine Stätte ähnlicher Vielseitigkeit ringsum zu finden.

Geht man den Weg etwas weiter landeinwärts über den hallenden Heidboden und sieht nach dem Strome zurück, so wird der Wiesenstreif am Flusse zusehends schmaler, zuletzt verschwindet er ganz. Nur der mächtige Strom mit dem blauen Uferaum jenseits ist geblieben. Das Heidekraut scheint unmittelbar aus der Wasserfläche emporzuwachsen. Zahllose kleine, rote Blüten leuchten über dem Wasserspiegel. Zwischen dem sperrigen Kraut und grünen Kieferngezweig steigen die Rauchwolken eines unsichtbaren Dampfers empor, lichtdurchleuchtet, das braune Segel einer Tjalk scheint sich langsam durch das Kraut zu schieben. Überall tiefste Stille, nur bisweilen ein Schifferruf, den der Westwind von fern herüberträgt, der gurrende Ton der arbeitenden Schraube oder die langen Wellen des anschlagenden Kielwassers.

Wendet man sich vom Strome ab, so erblickt das Auge im Osten und Westen nichts als Heide, flache, wellige Kuppen, braun in der Nähe, blauverschwimmend in der Ferne. So ziehen sie sich hin, dem grünen Marschengürtel folgend, vielfach unterbrochen, nach Nordwesten, dann über die Elbmündung hinaus, der nordwärts streichenden Küste entlang immer weiter bis Blaavands Suk, über den Ringköbingfjord zum Limfjord, bis sie in langem, flachem Zuge in Skagenshorn ausmünden. Und an diese Kuppen schließen sich breite Heidefelder, die bis an die waldbedeckten Fördegegenden im Osten den Mittelstreifen der Halbinsel erfüllen, eintönige Landschaften voll schweigender Schönheit. Aber auch ostwärts dehnt sich von hier die Heide bis zur Bucht des Baltischen Meeres hinüber, wo sich die alte Hansestadt mit ihren roten Türmen in der Trave spiegelt. Nicht als ob die Heide hier überall herrschte. Längst hat der Mensch den Pflug über sie hingeführt. Aber am Feldrain, am Grabenrand, am Waldweg, wo der Natur Freiheit blieb, wuchert sie wieder empor. Und noch weiter geht ihr Gebiet. Von der Travemündung zieht sich ein schmaler Streifen Heidelandes die ganze deutsche Küste entlang bis zu den russischen Ostseeländern, wie ein Purpursaum den blauen Mantel der Ostsee verbräunend. Nur

wo die großen Flüsse dieses Gebietes, Oder, Weichsel, Pregel, Memel, sette Marschländereien an ihrer Mündung geschaffen haben, ist der rote Streifen unterbrochen.

Westlich der Elbe setzen sich die Heidegebiete fort. Wer an einem Augustnachmittage hierherkommt, der sieht bei untergehender Sonne auch jenseits des Stromes die fernen, blauen Kuppen in einen matten, roten Schimmer sich kleiden. Da beginnt das große westelbische Heidegebiet, das mächtigste Deutschlands, das sich von der Niederelbe bis zu den belgischen und holländischen Marschen und bis zu den Höhen des Mittelgebirges südwärts erstreckt. Nicht als ein roter, schmaler Saum zieht es hier das Meer entlang wie im Osten, sondern die Heide ist hier in großen, zusammenhängenden Massen oft das herrschende Element, umgeben von dem breiten, grünen Sammetstreifen der Marsch im Norden. Über Weser und Ems bis Vecht und Berfel und dann rücklaufend zum Tentoburger Walde geht die Grenze am Dümmer und Steinhudermeer entlang über Hannover bis Gifhorn an der Aller. Hier biegt die Grenze der eigentlichen Heide nach Norden, verläuft die Ise aufwärts im Osten des Ilmenantales und trifft dann wieder etwa bei Lauenburg die Niederelbe.

Während so nach Nord und Ost und West das Heidegebiet sich von hier ausdehnt, fehlt im Südosten ein entsprechendes Stück. Südöstlich von Lauenburg beginnt die Heide allmählich von dem freien Felde sich in den kühlen Schatten der Wälder zu flüchten. Nur in der sandigen Prignitz und dann wieder weit getrennt in der Lausitz finden sich scharf umrissene Heidebezirke. So löst sich hier ein ganz seltsam geformtes Heidegebiet los, dessen Gestalt man — um ein sinnliches Merkzeichen zu haben — einem Kleeblatt mit langem, liegendem Stiel vergleichen könnte. Der Stiel ist der lange, schmale Saum an der Ostseeküste, je ein Blatt wird durch die schleswig-holsteinisch-jütische und westelbische Heide gebildet, während das dritte Kleeblatt, vom Stiel abgetrennt und in zwei Teile zerrissen, in der Prignitz und Lausitz liegt. Wollte man aber einen beherrschenden Punkt suchen, der etwa als Mittelpunkt des deutschen Heidegebietes gelten möchte, so könnte man schwerlich einen besseren finden als diese dunkeln Heidekuppen in der Nähe von Hamburg.

Weitab steht das deutsche Heidegebiet von den übrigen in Europa, ganz zu schweigen von den außereuropäischen. Welcher Gegensatz gegenüber der Gascogner Heide in Südfrankreich, die nicht braun durch Callunabedeckung, sondern in grüner Färbung durch *Erica scoparia*, von Adlersfarn überall durchsetzt, mit Besen- und Stechginster bedeckt, sich wie ein riesiger Teller unter wolkenlosem Himmel ausdehnt, durchschwirrt von dem schrillen Gezirp der Zikaden! Und wie anders die schottische Felsenheide, mit brauenden Wolken überlagert, in der Tiefe die dunklen Seeaugen, überall besät mit grauen Granitblöcken und hellgrünen Schilfflecken, die den schlammigen Morast anzeigen! Und wieder, wie anders die heidebedeckte Felsenwildnis von Mandal im südlichen Norwegen oder die russischen ebenen Heiden der Ostseeländer, im Winter ein großes weißes Leichentuch, im Sommer ein heidiger Morast mit Tümpeln durchsetzt! Näher steht schon die dänische Heide der deutschen. Aber in den blauen Seen zwischen den Waldhügeln am Himmelberg bei Silkeborg, dem Höhepunkt jütischer Heideschönheit, ist ihr eine besondere Eigentümlichkeit aufgeprägt. So steht die deutsche Heide für sich allein. Aus ihr hebt sich als besonderes Gebilde die Lüneburger Heide, einst die berühmteste deutsche Landschaft, das Aschenbrödel, dessen spröde Schönheit erst die feinfühligste Naturempfindung unserer Tage erschloß. Mit ihren geschwungenen Hügelwellen, ihren bräunlichen waldumsäumten Flüssen, den eichenumrauschten Edelsitzen, der Fülle hoher Wacholderbäume, bildet sie eine Welt für sich.

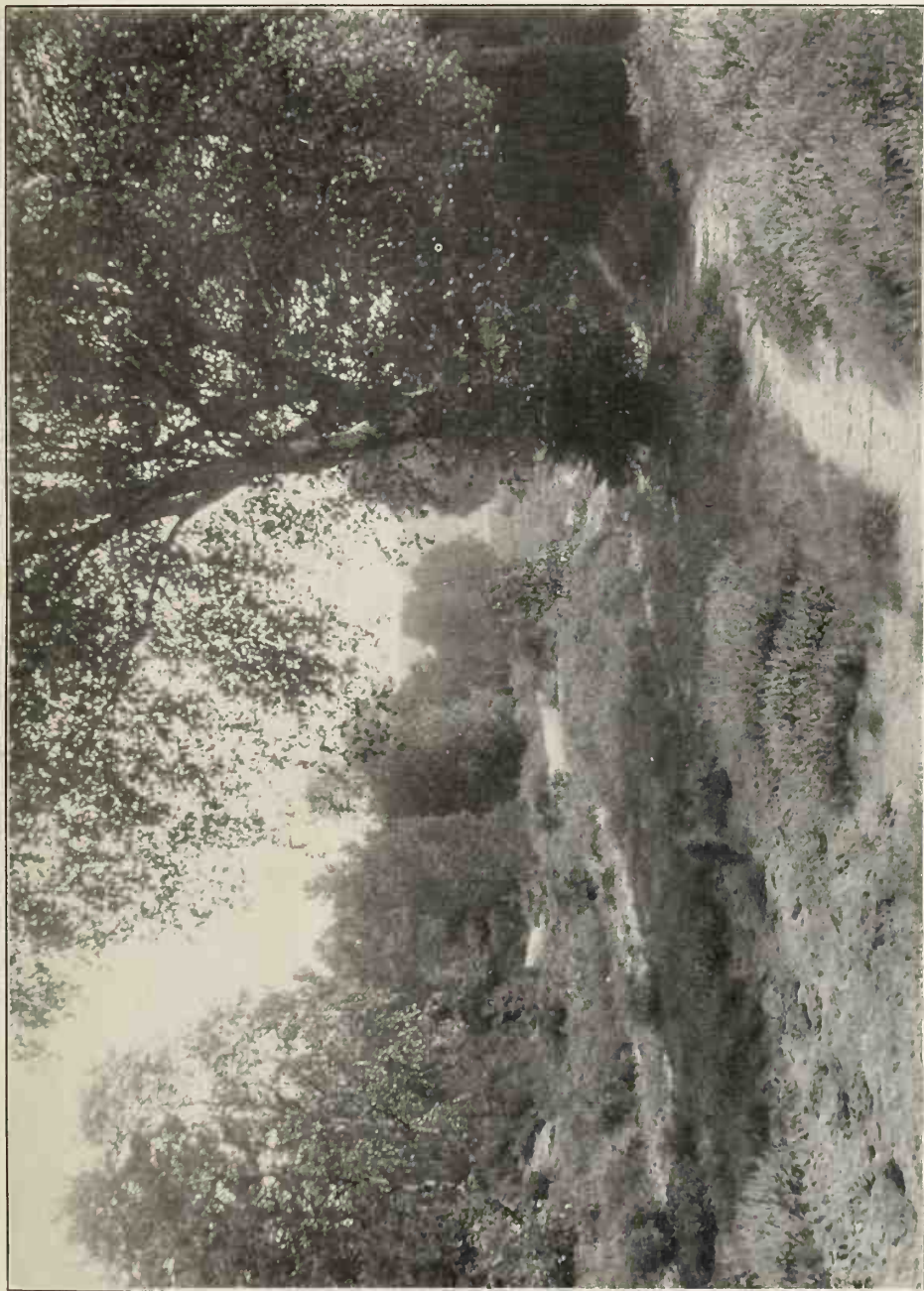


Abb. 2. Heidweg (zu Seite 84)

II. Begrenzung und Aufbau

Nicht immer hat „Heide“ eine heidekrautbedeckte, vorwiegend baumlose Fläche bezeichnet, wie jetzt allgemein in Nordwestdeutschland, sondern der Begriff war weit umfangreicher. Heide bezeichnete ganz allgemein den Gegensatz zum bebauten Lande, den Wildboden. „Schanet die Lilien auf der Heide,“ heißt es in Mfilaras Bibelübersetzung, und so treibt dort auch der verlorene Sohn des Evangeliums die Schweine zur Mast in die „Heide“. Im Beowulfsliede ist Heide eine öde Felsengegend am Meer. Nirgend ist Bedeckung mit Heidekraut entscheidendes Merkmal. Bei den süddeutschen Dichtern des Mittelalters ist das Wort sehr häufig. Dort wächst die Linde auf der Heide, unter der die Liebenden sich treffen. Reicher Blumenschmuck bedeckt sie, vor allem die wilde Rose, das Röslein auf der Heiden. Von der alten Sprache stammt die umfassendere Bedeutung des Wortes Heide in unserer heutigen Dichtersprache. In Ostdeutschland, wo die Heidesflächen fehlen und auf dem Sdlande statt Callunaflächen graugrüne Kiefernwälder sich dehnen mochte, heißt auch der Kiefernwald „Heide“: Tucheler Heide, Johannismurger Heide. In Nordwestdeutschland dagegen, wo Wildboden und Sdland überall vorwiegend mit Heidekraut bedeckt ist, fielen die Begriffe Sdland und callunabedektes Gebiet zusammen. Daher heißt hier „Heide“ eine wesentlich mit Heidekraut bewachsene Fläche.

Aber vielleicht wird diese engere Bedeutung nicht bleiben. Nach den großen Aufforstungen der öden Heiden deckt sich die alte Vorstellung nicht mehr mit der Wirklichkeit, während die Bewohner naturgemäß den altgewohnten Namen bewahren. So spricht schon jetzt der Volksmund von der Allerheide, Holzerheide, Hösseringer, Melzinger und Bröhnheide, trotzdem das Heidekraut infolge der Aufforstungen hier fast verschwunden ist. Und so wird man auch noch immer von einer Soltaner und Lüneburger Heide sprechen, wenn sich die Heidesfelder in Kiefernwälder verwandelt haben und das Heidekraut nur mühsam in den Schneisen sein Leben fristen wird.

Seit frühester Zeit scheinen die weit ausgedehnten Heiden für diese Gegenden Nordfachsens namengebend gewesen zu sein. Schon für das elfte Jahrhundert läßt sich der Name „Heide“ bestimmt nachweisen. In einer Urkunde von 1060 schenkt Kaiser Heinrich IV. „einen Forst in der Magetheide gelegen“ der Kirche zu Verden. Dieselbe Magetheide wird in einer anderen Verdener Urkunde als Megdeheide erwähnt. Sie muß weit ausgedehnt gewesen sein, denn dieses Kirchenlehen dort erstreckt sich im Voingau und Bardengau und noch über beide hinaus. Es wird dieselbe Magetheide sein, die im Sachsenspiegel (um 1220) neben dem Harz als ein großes Jagdgebiet in Niedersachsen erwähnt wird, „wo den wilden tieren vrede geworht ist bi des Rünges banne (= 60 Schillingen) sunder beren unde wolven und vuochsen“. Man hat dieses Wort von Macht (= Macht) abzuleiten versucht und mit „mächtige“, „große“ Heide übersetzt, was sprachlich unmöglich ist. Das könnte nur Meckelheide heißen (vgl. Meckelfeld bei Harburg, Mecklenburg). Oder man hat auch an mat oder mæd gedacht (= mähen). Dann würde der Name „Mähheide“ bedeuten und auf den Plaggenhieb Bezug haben. Aber auch das ist sprachlich kaum möglich. Schwerlich kann Magetheide etwas anderes bedeuten als „Mädchenheide“, doch wohl in dem Sinn der unberührten „Urheide“ mit ihrem wilden Wald, etwa dem französischen forêt vierge entsprechend, und das vorgesetzte „Maget“ soll den Begriff des Unbebauten, Wilden, das ohnehin schon in dem Worte „Heide“ liegt, noch verstärken. Eben weil es herrenloses, wildes Gebiet war, ist das Waldgebiet Eigentum des Kaisers. Magetheide ist eine ähnliche Namengebung wie etwa „Schiere Heide“ oder „Schlichtern Heide“. So gibt es denn auch ein Maget Ek im Lüne-

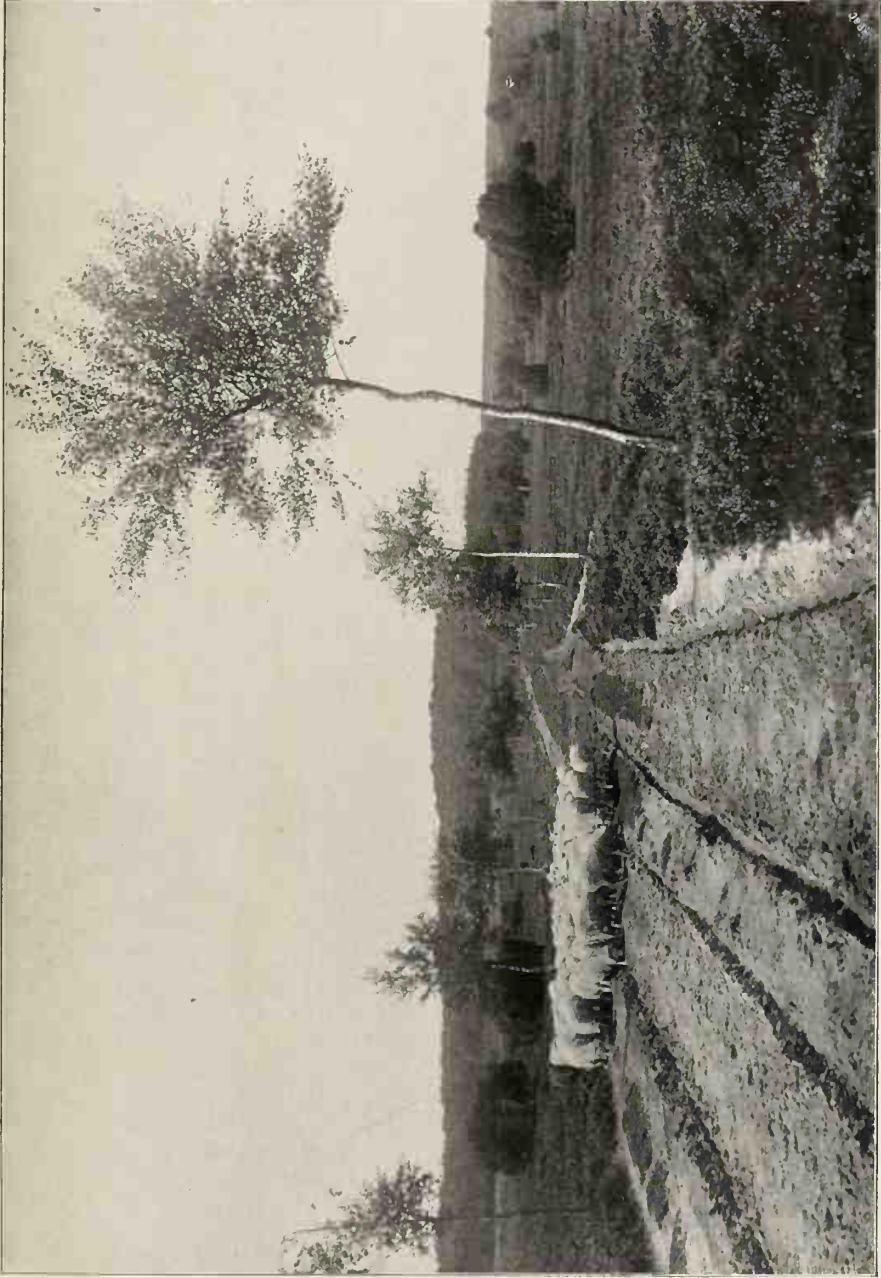


Abb. 3. Steidweg bei Holm (Zu Seite 114)

burgischen = Eichenrwald, und noch heute findet sich der Name „Mahltheide“ in der Hermannsburger Gegend häufig. Fast alle Dorfschaften und einstelligen Höfe haben ihre bestimmte „Mahltheide“, einen Teil der einst herrenlosen Wildnis ringsum. Nicht weniger als 46mal läßt sich der Name nachweisen. In den lateinischen Urkunden findet sich der Name *merica* oder *mirica* — Tamariskengebiet, Heidegebiet —, eine Übersetzung des deutschen Wortes Heide. So heißt es in einer Urkunde von 1179 „in *mirica*“, und 1197 werden Güter des Klosters Walsrode, in den Kirchspielen Soltau und Bergen und „in *merica*“ gelegen, erwähnt. Im späteren Mittelalter ist die Bezeichnung *merica* besonders häufig urkundlich belegt. Aber auch *erica* findet sich. Der Sohn des Magnus Torquatus, Herzog Ernst (um 1390), erhielt wegen seiner Strenge gegen die Wegelegerer im Volksmunde den Namen König von der Heide (*rex de erica*), und Herzog Otto († 1446) heißt Otto von der Heide. Das sind alles Zeichen, daß schon damals der Name „Heide“ ganz gebräuchlich war. Eine andere Bezeichnung ist wieder „Heidmark“, die sich schon 1520 für das Kirchspiel Soltau im Geldregister des Kloster Walsrode findet. 1667 werden wieder im Misdener Erbregister die Einwohner der Amtsvogtei Föllingbostel als „Heidmärker“ bezeichnet. Es wird der Ausdruck dann öfter für die gesamten Heideinwohner gebraucht. Heute lehnt der Heidjer am Heidrande die Bezeichnung Heidmärker oder Heidjer, den ihm die Umwohner geben, ab und weist den Namen Heidmark dem nächstgelegenen Gebiete zu. So haftet er heute zumeist an den binnengelegenen Kirchspielen Munster und Müden, die wohl oder übel den von den lieben und getreuen Nachbarn in der Runde abgeschobenen Namen annehmen müssen, da sie ihn nicht weiter geben können. Erst in jüngster Zeit wandelt er sich zu einem Ehrennamen.

Alle diese natürlich gewachsenen, uralten Volksausdrücke „Mahltheide“, „Heide“ (*Merika*, *Erika*), „Heidmark“ haben das Gemeinsame, daß sie als solche nicht festungsgrenzte Gebiete bezeichnen, sondern Pflanzengebiete mit fließenden Grenzen, wie sie eben das Volk auszuzeichnen pflegt. Als später mit Otto dem Kinde ein neues Herzogtum Lüneburg entstand, dem die großen Heideflächen zugehörten, konnte der Ausdruck Lüneburger Heide, im Gegensatz zu anderen Heidegebieten, entstehen. Es ist die Heide des Herzogtums Lüneburg. Die Bewohner, sowie auch die Städte am Rande der Heide, sprachen genau wie auch heute noch nur von „der Heide“ schlechthin. Es ist genau so, wie wenn der Thüringer oder Franke von „dem Walde“ spricht, niemals von einem Thüringer oder Frankenwalde. Im engeren Sinne hat „Lüneburger Heide“ auch wohl die Heidegebiete um die „Stadt“ Lüneburg bezeichnet und nicht die des Landes Lüneburg. Noch Mercator zeichnet die Lüneburger Heide südlich von der Stadt zwischen Lüneburg und Amelinghausen. Davon scheidet er genau die Soltauer Heide. Eine Lüneburger Heide in diesem Sinne gibt es jetzt nicht mehr, da die Heide rings um die Stadt gerodet ist. Der Name bezeichnet nur noch die Heide des Lüneburger Landes.

Die Erdkunde hat sich dann dieses Volksausdruckes bemächtigt. Wie unsicher sie aber selber über die Grenzen dessen ist, was der Volksmund damit bezeichnet, zeigen die Karten. Und selbst Einzelforscher zeigen keine Übereinstimmung. Wend endlich in der großen Kirchhoffschen Landeskunde rechnet das ganze Gebiet zwischen Niederelbe und Niederweser bis Cuxhaven zur Lüneburger Heide. Zweifellos würden die Bauern der Bremer Geest sämtlich gegen diese Vergewaltigung Verwahrung einlegen. Vielleicht dürfte Bremer Heide für jenes Gebiet des alten Erzbistums ein passender Name sein.

Die Unsicherheit über die Begrenzung der Lüneburger Heide ist leicht erklärlich. Der Volksmund schwankt eben selber, und man erhält auf Anfragen bei verschiedenen Personen in verschiedenen Gegenden ebensoviel verschiedene Antworten. An den Randgebieten weist man auf die in der Mitte gelegenen Gebiete hin als die „eigentliche“ Heide. Oder man rechnet sich wohl zur Heide,

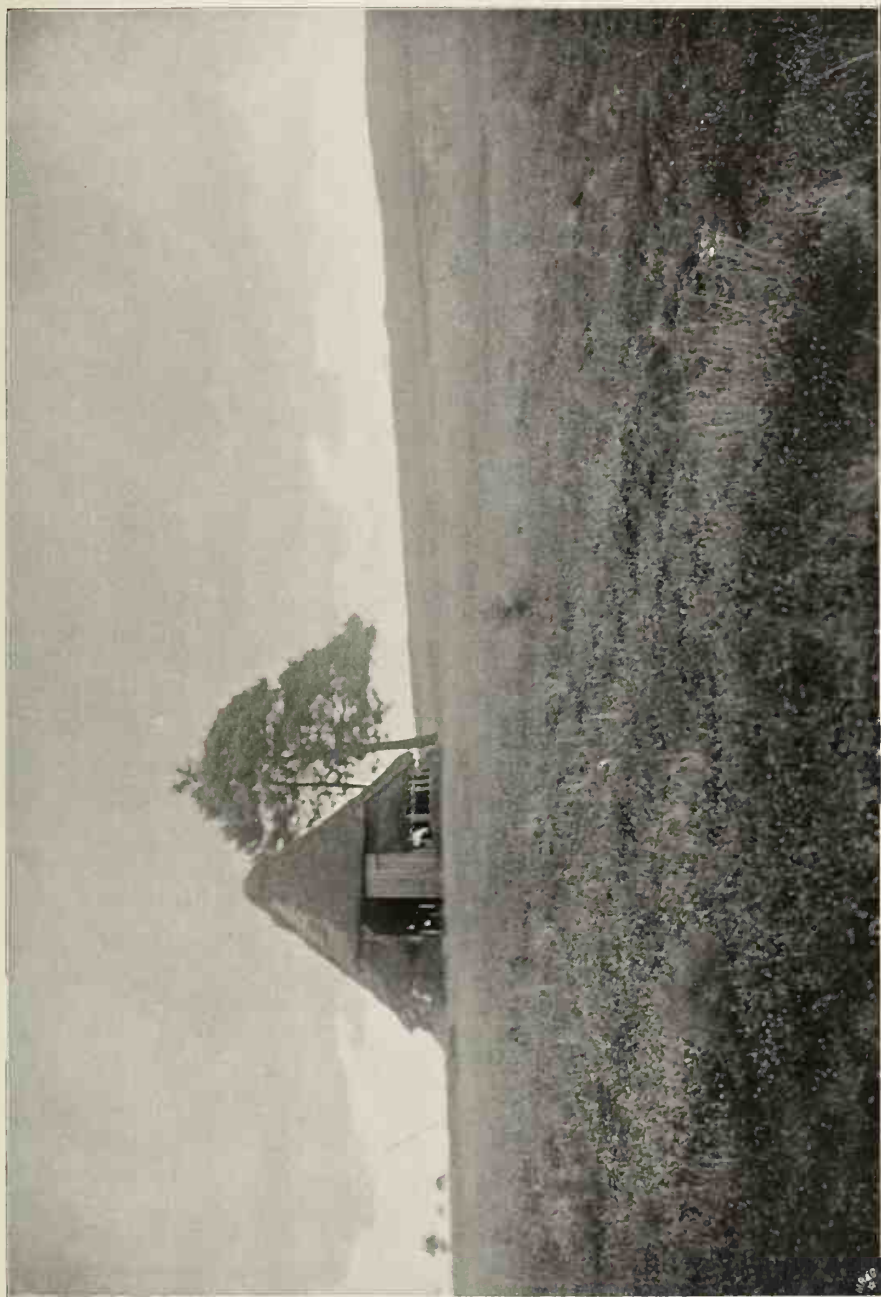


Abb. 4. Abendstimmung (3u Seite 46)



Abb. 5. Am Sand zu Lüneburg (Zu Seite 118)



will aber nicht „Heidjer“ oder „Heidmärker“ heißen. Und da die großen Heidegebiete durch Urbarmachung allmählich verschwinden, so will es scheinen, als ob das Gebiet sich in der Tat mehr und mehr verengere. Zweifellos hat niemals eine genaue Linie als Grenze bestanden, sondern von jeher nur ein breites, verschwimmendes Band. Die Grenzen der „Magetheide“ und der „Merika“ der Urkunden, der „Heide“ des Herzogs Ernst und der „Heidmark“, sie sind ebenso fließend wie heute die der Lüneburger Heide. Man wird bei der Begrenzung niemals über das alte Herzogtum hinausgehen dürfen, aber innerhalb dieses wird man bei möglichster Berücksichtigung des Volksmundes ein Gebiet ausscheiden müssen, das als eine Art Einheit erscheint.

Für den Osten der Ilmenau kann der Volksmund nicht in Betracht kommen. Der Bewohner spricht hier nicht von der „Heide“ — so heißt hier die Soltan-Fallingbustler Gegend —, sondern er nennt seinen Grund und Boden die „Geest“, im Gegensatz zur nahen Elbmarsch. Auch die Harburger Gegend heißt Geest, während die fruchtbaren Landschaften um Ilzen allgemein die „Kleie“ genannt werden. Zweifellos wird das Wendland, obwohl es staatlich zu Lüneburg gehört, auszuschließen sein. Einmal bildet der lehmige Diluvialboden des Seegetales einen starken Gegensatz zu dem sandigen Heideboden im Westen, dann aber zieht die große klimatische Scheide zwischen Ost- und Westdeutschland hier als ein breites Band nach Süden. Die Verbreitungsgebiete atlantischer Pflanzen berühren hier mit ihrer Ostgrenze die Westgrenze pontischer Gewächse. So dringt bis auf den Rücken zwischen Seegetal und Ilmenautal die pontische *Pulsatilla pratensis* vor. Andererseits hören hier die zusammenhängenden Heidemassen allmählich auf, und die echteste Begleitpflanze der Calluna, die duftende *Myrica gale* mit ihren olivenartigen Blättern, fehlt jenseits dieses Rückens. Dort ist die Kiefer — noch mehr in früheren Zeiten als jetzt —, diesseits die Eiche der eigentliche Charakterbaum der Landschaft. Dazu kommt, daß diese klimatische Scheidelinie mit der alten Völkergrenze zusammenfällt, dort Slawenland, hier Sachsenland. Die großen Forsten, die sich noch heute jenseits der Ilmenau dehnen,

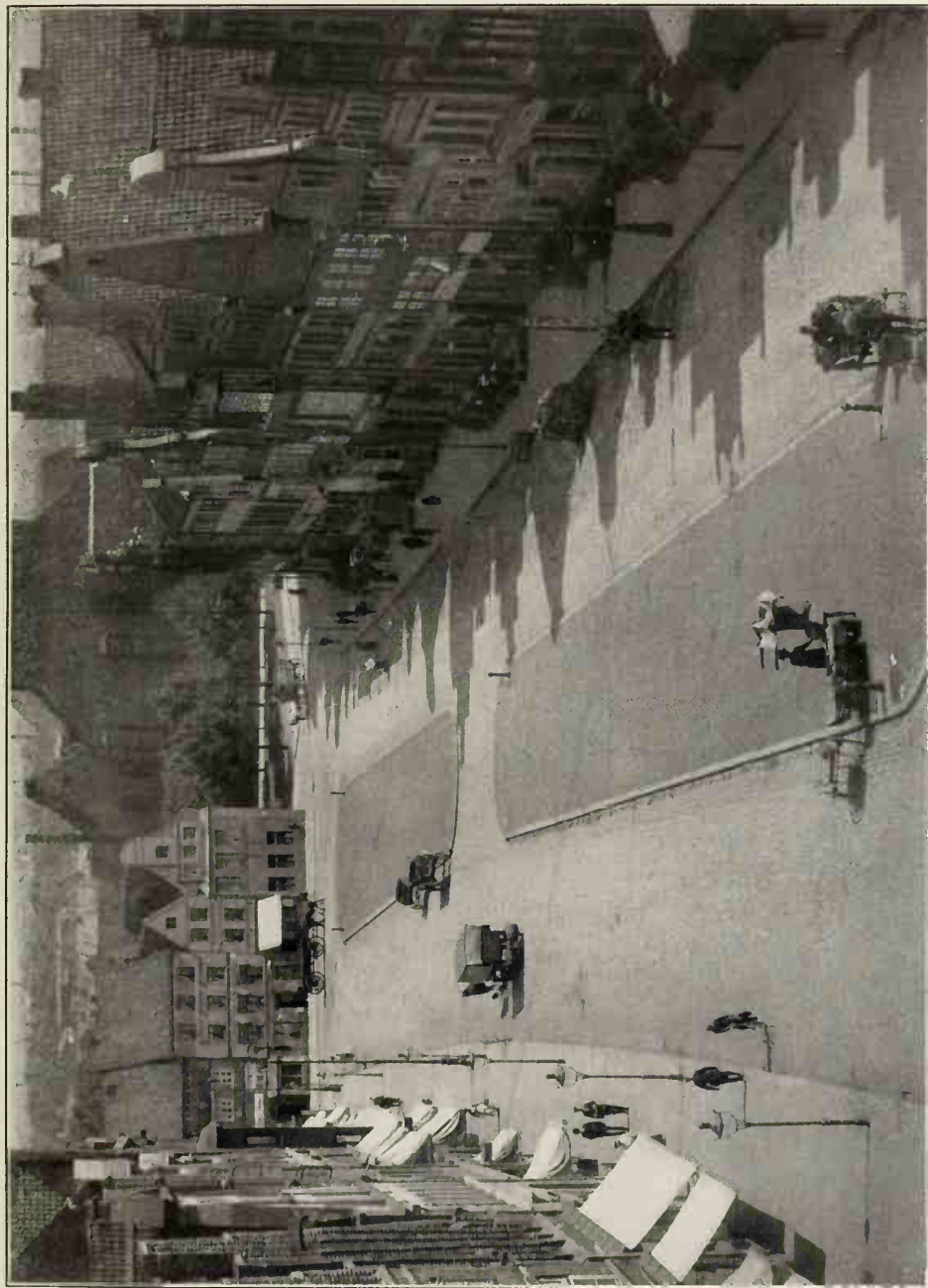


Abb. 6. Blick auf den Sand zu Lübeck (3u Seite 118)

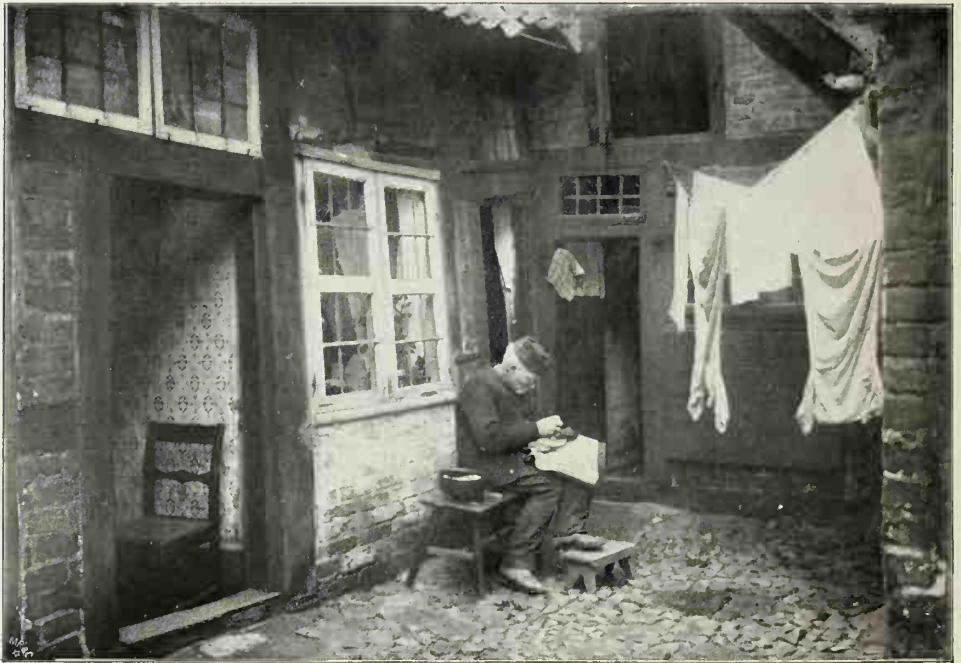


Abb. 7. Im Rotchahnhof zu Lüneburg (Zu Seite 118)



sind die Reste der einstigen Grenzwälder; die vielen Burgnamen und das bunte Gewirr slawischer und sächsischer Dorfnamen zwischen Elbe und Almenau erinnern an die heißen Kämpfe, die hier einst getobt haben. Auch heute ist diese Grenzscheide noch nicht verwischt. Die Rundlingsform der wendländischen Dörfer, die undeutschen Namen, das bunte Backsteinmosaik, der „Wendenknüppel“ statt der sächsischen Pferdeköpfe, manche slawische Ausdrücke, Besonderheiten der Sprechweise (Auslassen des „h“: „Und“ statt „Hund“), mehr noch das Wesen der Leute zeigt, daß ein anderes Volk hier siedelt, welches in den früher kaum bewohnbaren Sumpf- und Waldgebieten sich vor den sächsischen Grenzen barg. So läuft hier, mit der Vegetationsgrenze zusammenfallend, die große Naht, die altsächsisches Gebiet und neudeutsches Kolonisationsland miteinander verbindet. Es ist eine der wichtigsten Scheidelinien, die es in Deutschland überhaupt gibt.

Dort wird man also auch die Ostgrenze der Heide zu suchen haben. Es ist ein breiter Streifen, der auf dem wasserscheidenden, flachen Rücken zwischen Almenau und Seeze sich hinzieht. Die Gohrde (= Hügel, Berge) bleibt außerhalb. Während dann bei Alzen der nord-südlich verlaufende Heiderücken sich westlich wendet, folgt die Pflanzen- und Völkerscheide der ursprünglichen Richtung nach Süden. Hier hat das breite Isetal mit seinen mächtigen Moorgebieten von jeher eine große Trennungslinie gebildet. Es ist auch heute der Grenzstreifen der Heide, dem Volksmunde entsprechend, soweit man da überhaupt eine Übereinstimmung verlangen kann.

Die Ise führt in die weite Allerniederung mit ihrem breiten Sandgürtel längs des Flusses. Das Land südlich der Aller, obwohl es bis in die Nähe der Residenzstadt Hannover dem Regierungsbezirk Lüneburg angehört, wird nach allgemeinem Sprachgebrauch nicht mehr zur Lüneburger Heide gerechnet. Irgendein Grund, hiervon abzugehen, liegt nicht vor. Im Gegenteil, dieser flache, mit Mooren durchsetzte Landstrich südlich der Aller steht im deutlichen Gegensatz zu den trockenen, gehügelten Anschwellungen nordwärts. So gewinnen wir hier

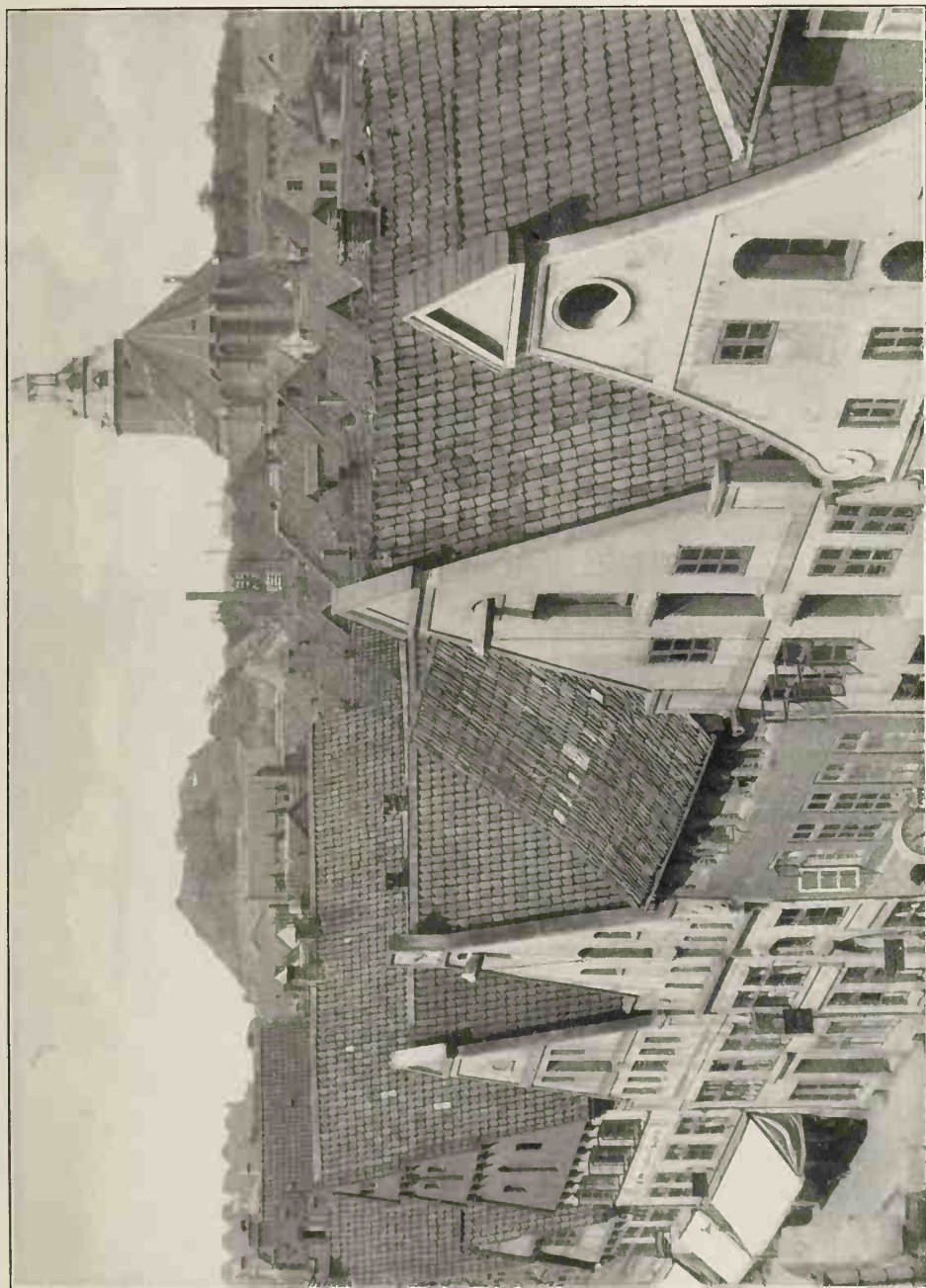


Abb. 8. Aus Lindeburg, im Hintergrunde der Kallberg (3u Seite 11)

in dem breiten Moor- und Sandgürtel der Allerniederung wieder eine deutliche Grenze. Nach Westen fällt natürliche und staatliche Grenze im großen und ganzen zusammen. Denn in den jahrhundertelangen Fehden der Bremer und Verdenener Bischöfe mit den Lüneburger Herzögen hat sich bischöfliches Moorland und lüneburgisches Heideland deutlich geschieden. Dort klappert der Bauer mit schnuckenpelzverbräntem Holzschuh über die feuchte Dorfstraße und zieht klüglich auch dem pflügenden Pferde den breiten Holzpantoffel über die Hufe, daß es nicht im Moor versinkt. Dort schwelt der Torf mit gelblichem Rauche auf dem Herde und durchdringt mit seinem Geruch das Dorf, während hier das Holzfeuer knistert. Dort fluten langsam braune Entwässerungsgräben, hier strömen klare Rieselbäche, dort breitet sich weite, ebene Landschaft in feuchtem Dunste, hier trockenes, gehügeltes Land, über dem die Mittagshize zittert. Dort wächst die Birke breit und plump in nassem Boden, hier in trockenem Sande zierlich und fein, und weit in der Runde ragen hohe Wacholderbäume, zwischen denen die Schnucken sich drängen. So geht die Grenze den moorungebenen Abhang des Lüneburger Höhenrückens entlang, den die Lehrde, Westerbeck, Wiedau, Beerse, Wümme und Este entwässert. Der Volksmund bezeichnet jenes Land noch heute als das „Stift“ oder, wie er sagt, das „Sticht“. Die Este führt hier bis in das niederelbische Gebiet, ohne daß sich eine bestimmte Scheidelinie ziehen ließe. Doch zeigen die Schwarzen Berge bei Harburg, welche die südlichen Höhen fortsetzen, wie die Landschaften ringsum, ausgeprägten Heidecharakter. So mag, um doch ungefähr eine Grenze zu nennen, der steil aufragende, seltsame Falkenberg bei Harburg in der Neugrabener Heide als nördlicher Grenzpfiler gelten. Das breite Elbtal mit seinen Marschen bildet die naturgemäße Nordostgrenze. „Wie grüner Sammet lagert es sich,“ um ein Wort des Königs Georg II. von seinem Stammlande zu brauchen, „um das heidmanschestern Wams der Lüneburger Heide“.

So löst sich hier ein im ganzen einheitliches Gebiet los, das auch im Aufbau eine gewisse Gleichartigkeit zeigt. Es ist ein einziger breiter, flacher Höhenrücken, fast rings umschlossen von Moor, Marsch oder Sumpfland, meist wellig, seltener ganz flach, von den Flußläufen in Einzelsrüden zerlegt. Der Knotenpunkt ist die eigentümliche Platte zwischen der Osterheide und dem Wilseder Berge, das Quellgebiet fast sämtlicher Heidesflüsse. Von hier schiebt sich ein Höhenrücken über das Lüneburger Gebiet hinaus in westlicher Richtung nach Verden—Langwedel (Steinberg 74 m), ein anderer nach Süden, der in dem Falkenberge bei Bergen (150 m) gipfelt. Wichtiger ist die nördliche Erstreckung. Sie setzt sich über die Wilseder Höhe (169 m) und Töbs (106 m) bis zur Elbe fort und erreicht in den Schwarzen Bergen bei Harburg eine Höhe von 150 m, genau dem Südpfeiler des Falkenberges entsprechend. Die höchste Erhebung dieses nördlichen Zuges ist der breite, nach Süden steil abfallende Buckel der Wilseder Höhe mit 169 m. Das ist die höchste Erhebung des nordwestdeutschen Tieflandes überhaupt. Westlich bis zu den Kreidehügeln von Artois, südwärts bis zum Mittelgebirge, östlich bis zu den Ruhnerbergen jenseits der Elbe findet sich keine gleiche Erhebung. Nur nördlich in der sächsischen Heide bei Silkeburg steigt der Himmelberg zu derselben Höhe an (170 m). Nach Osten schieben sich von dem Knotenpunkt der Osterheide wieder mehrere Höhenzüge. Sie haben das Gemeinsame, daß sie erst östlich verlaufend nach Norden hin umbiegen. So erstreckt sich von dem Knotenpunkt ein Rücken zwischen Brunnau, Luhe und Aue, der den Eyendorfer, Garlstorfer Ohrberg (143 m) und Quarrendorfer Wald trägt, ein zweiter, ähnlich gebogen, zwischen Luhe und Ilmenau, umschließt ihn im Halbkreise. Er gipfelt in dem Timpenberge (117 m). Zum dritten Male findet sich dieselbe Anordnung in noch größeren Verhältnissen zwischen Aller, Ilmenau und Seeze. Das ist der wichtigste Höhenrücken der Lüneburger Heide. Er verläuft zwischen den Quellgebieten der Böhme, Luhe, Wieze und Erze über das Raubkammergebiet nach Südosten durch sehr wenig bevölkertes Gebiet. Daher konnten

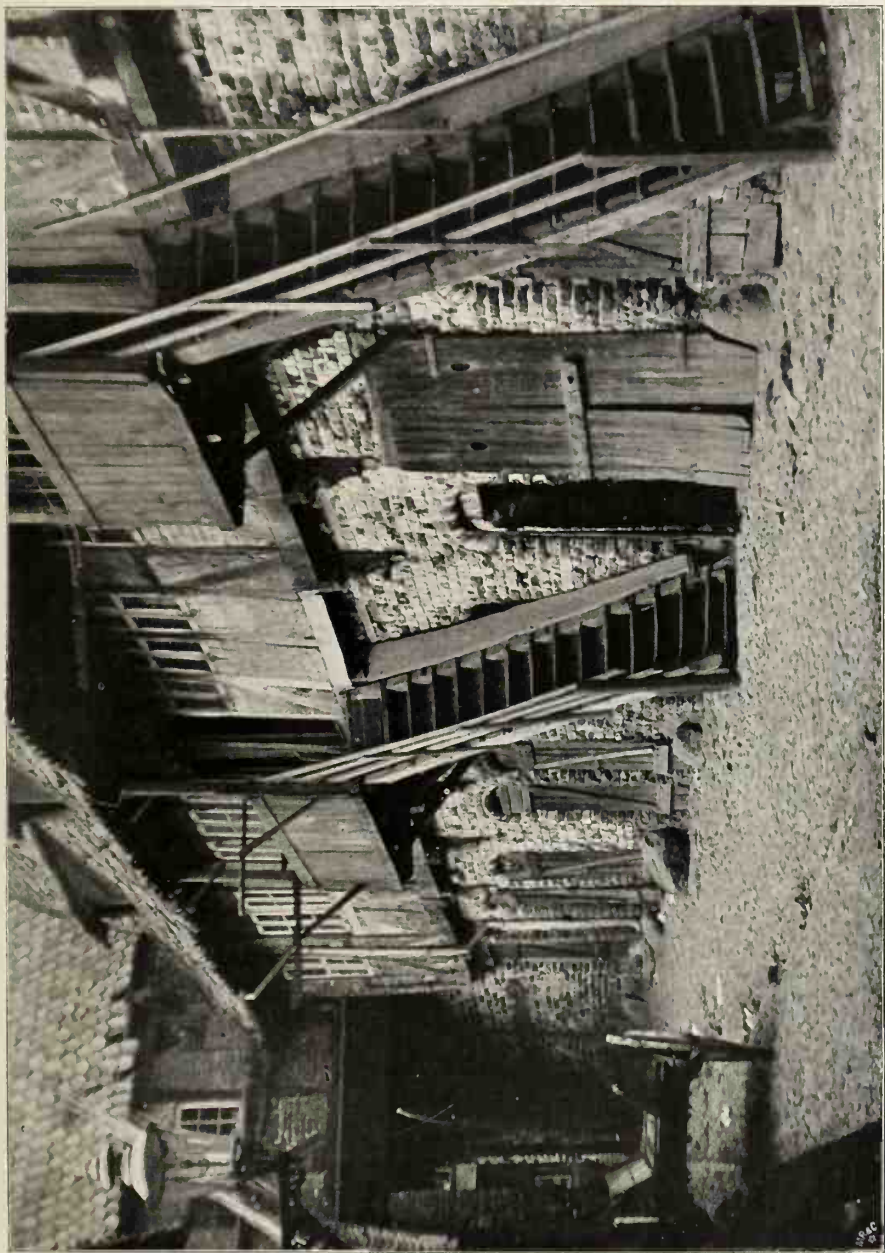


Abb. 9. Wistutenhof in Lüneburg (zu Seite 118)



Abb. 10. Alte Frau aus dem Rotenhahnhof in Lüneburg (Zu Seite 16)

hier die beiden Schießplätze bei Munster und Unterlüß angelegt werden, deren Dröhnen so oft die stille Heide durchzittert. Der Vosberg bei Harmelingen mit 120 m, die Haufelberge bei Lutterloh (118 m), der Lüß (130 m), die Blauen Berge bei Holxen (129 m) zeigen die Richtung deutlich an. Die fächerförmige Anordnung der Quellflüsse der Ilmenau zeigt wieder klar, wie dieser Höhenzug nach Norden umschwingt. Die Hohenberge bei Bodenteich (130 m) und der Bugelatz (122 m) mögen als Südpfeiler gelten. Von da ist der Verlauf durchaus nördlich, zuletzt sogar nordwestlich, der Hohe Mechtin (156 m), die Göhrder Berge, der Telegraphenberg (92 m) sind hier die Gipfelpunkte. In der Gegend von Bleckede verliert sich der Höhenzug an der Elbe.

Durch diesen Verlauf wird auch das Flußnetz verständlich. Infolge der großen Umschwenkung des breiten Höhenzuges bildet sich eine flache Mulde um

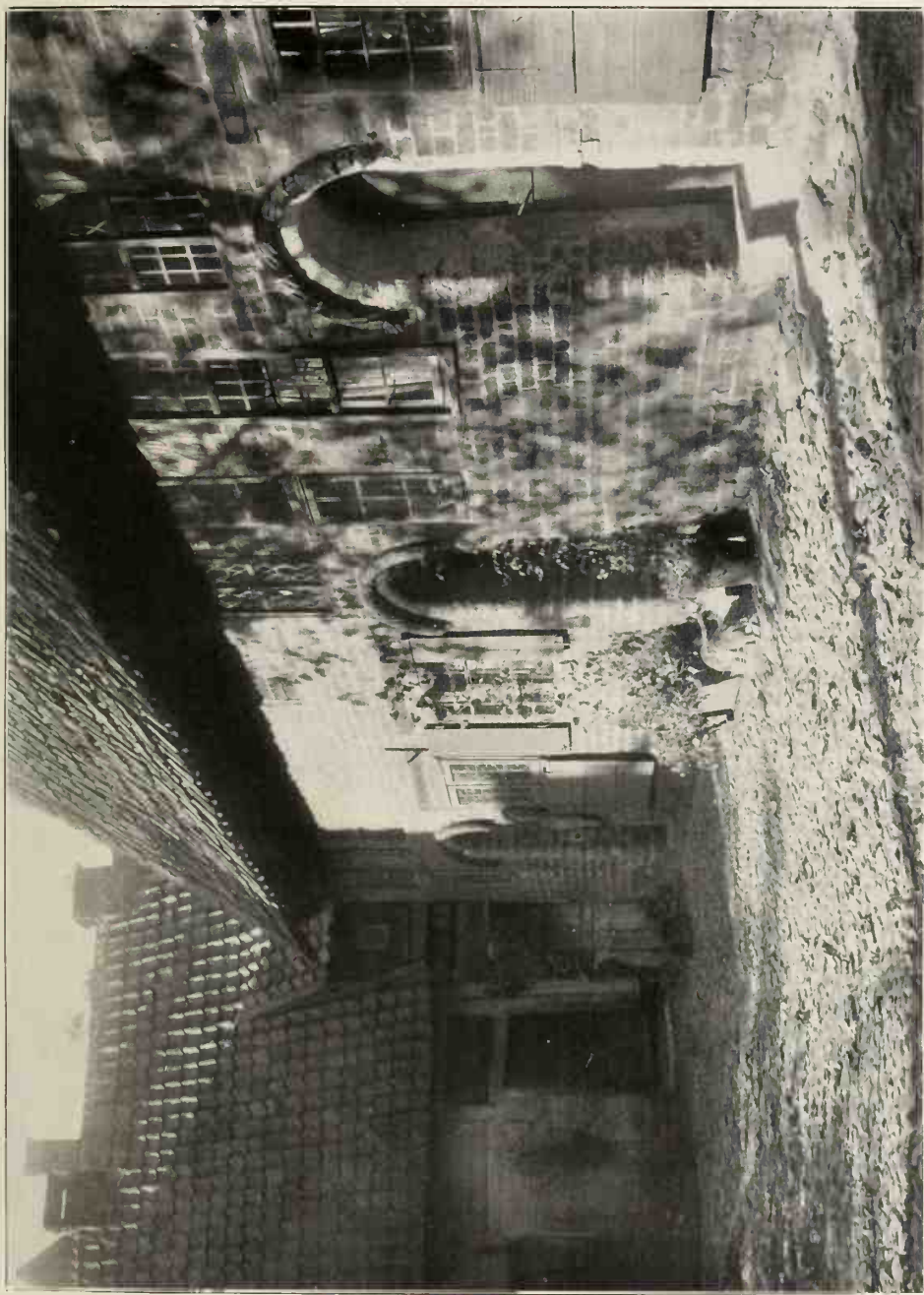


Abb. 11. Roteburg vor 1831 (zu Seite 118)

fließen, wo nun von allen Seiten die Quellflüsse der Ilmenau zusammenströmen und, dem Verlauf des Rückens entsprechend, den längsten Fluß der Heide bilden, die Ilmenau. Genau parallel fließt, den östlichen Rand des Höhenrückens begleitend, die Zeeze und Elbe. Und wieder diesen beiden Flüssen, Ilmenau und Zeeze parallel — den gleichmäßigen Bau des Höhenrückens sichtbar machend —, fließt die Luhe mit der Lohan. Es wiederholt sich hier — bei Oldendorf — infolge Umbiegung des wassercheidenden Parallelrückens in verkleinertem Maßstabe das Bild der flzener Gegend, Zusammenfluß mehrerer Quellflüßchen in einer Mulde. Dasselbe Bild findet sich aus gleichem Grunde, noch mehr verkleinert, zum dritten Male bei Seeve und Nuc. Auch im Süden des Höhenzuges sind die Flüsse gleichlaufend angeordnet. Da finden wir als Gegenfluß der Ilmenau die Ise mit kurzem Laufe — denn der Höhenrücken nähert sich hier der Aller —, ihr parallel das Schwarzwasser und die Lutter. Auch die Erze hat den gleichen nord-südlichen Lauf. Sie ist bereits länger, weil der Höhenrücken, nordwärts streichend, sich von der Aller entfernt. Und da hier wieder eine flache halbkreisförmige Mulde durch den nord-südlichen Verlauf des im Falkenberg gipfelnden Höhenzuges und des süd-östlich streichenden Hauptzuges gebildet wird, so finden wir auch hier in der südlichen Heide bei Müden (= Münden) wieder das Bild fächerförmig sich vereinigender Quellflüsse. Hier fließen die Große und Kleine Erze, die Wieke, die Sotriet mit der Schmarbeck und weiterhin die Brumau zusammen. Nun folgen auf dem Südaufhang nur kleine Bäche, die Weiße, die Meyer. Denn der nord-südliche Höhenzug, mit dem Falkenberg gipfelnd, tritt nahe an die Aller heran. Ihn begleitet westlich die Böhme, die auf der genannten Hochfläche der Osterheide südlich von Wilsede entspringt. Sie ist der größte südliche Fluß. Auch sie verläuft in gleicher Weise parallel den übrigen südlichen Flüssen. Den Grenzfluß der Heide bildet endlich die Lehere; sie begleitet den westlichen Höhenzug, der sich nach Verden — Langwedel hin erstreckt. Nördlich begrenzt ihn die Wümme, welche die den Heiderücken entwässernden Flüsse, die Westerbek, Wiedau und Beerse, in sich aufnimmt. Westwärts fließt die Oste, nordwärts die Este, die längs des nördlich streichenden Zuges ihren Lauf nimmt. Auch hier im Westen des Heidegebietes verlaufen die Flüsse im ganzen parallel und zeigen den gleichmäßigen Abfall zu den Moor-gebieten.

III. Erdgeschichtliches

Unwillkürlich drängt sich bei einer Heidwanderung der Gedanke auf, daß bei Bodenbildung und Formgestaltung Kräfte tätig gewesen sein müssen, die heute nicht mehr wirksam sind. Das regellose Auf und Ab der Geröll- und Sandlandschaften, das Wirrsal der Linien, wie etwa bei Harburg, die geweihartig sich verzweigenden Trockentäler am Rande einer Hochfläche, die weißen Dünenhügel, die grauen Steinfelder, die weiten Wiesen-täler, in denen zwerghaft ein Wasserfaden rinnt, — alle diese Erscheinungen sind bei den heutigen Verhältnissen ganz unerklärbar. In der Tat sind sie durch einen überaus großartigen, in letzter Linie noch rätselhaften Vorgang der Erdgeschichte, durch Bedeckung des Bodens mit dem Eise skandinavischer und finnländischer Gletscher hervorgerufen. Erst in jüngster Zeit hat J. Stoller diese eiszeitlichen Verhältnisse der Heide wissenschaftlich zu erforschen begonnen.

Der ganze Boden ist ein Geschenk des Nordens. Unendliche Schuttmassen haben hier ein Kalkgebirge überdeckt. Erst in der Tiefe von 50 bis 100 m findet sich das feste Gestein. Demgegenüber wird in der Elbniederung bei 200 m Tiefe der anstehende Fels noch nicht erreicht, so daß man annehmen muß, ein breiter Meeresfjord habe sich hier einst erstreckt. Am Südrande der Heide bei Wieke und Steinförde, wo eine größere Reihe von Bohrungen vorliegt, trifft der Meißel wieder bei etwa 50 m die Erdkruste. Bei Hemmoor am Nordrand liegt

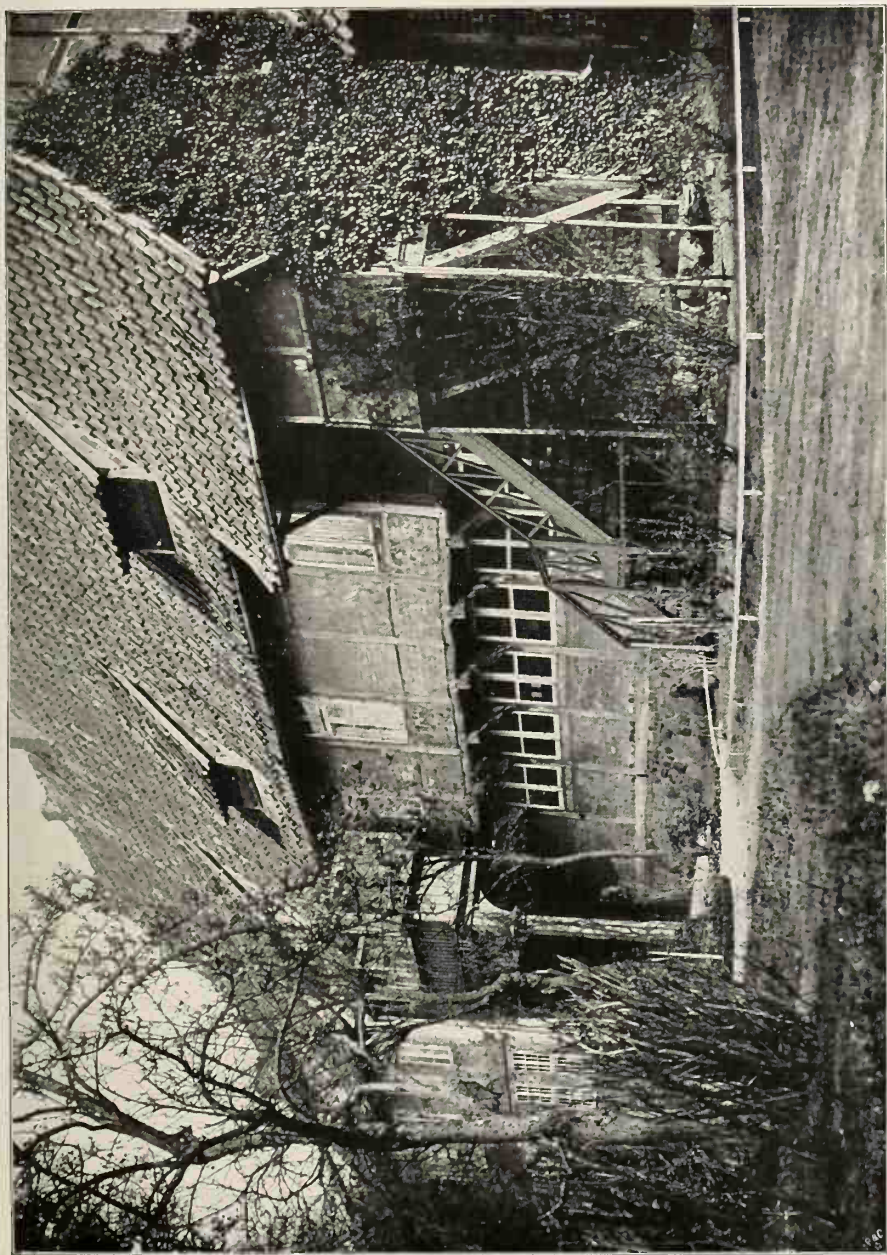


Abb. 12. Aus Kloster Lüne (3u Seite 118)

der Felskern zutage, und bei Lüneburg hebt sich der Zechstein im Ralkberge (52 m) und Schiltsteine sogar beherrschend über die fremden Geröllmassen empor.

Es müssen riesige Gletscher gewesen sein, die diese ganz ungeheuren Schuttablagerungen hervorgerufen haben. Unmeßbare Zeit hindurch erstreckten sie sich von Scandinavien und Finnland über Nord- und Ostsee fächerförmig bis zum deutschen Mittelgebirge, machten das nordische Gebirge kahl und schuttfrei, wie es noch heute erscheint, und lagerten ihr Geröll im norddeutschen Tieflande ab. Wie heute noch über Grönland und die südpolaren Gebiete, so schoben sich von Norden her die über 1000 m hohen Eismassen heran, sandten als erste Boten ihrer Ankunft unendliche Wassermassen milchigen, strudelnden Gletscherwassers vor sich her, das den alten, verwitterten Felsengrund mit Sanden überdeckte, zermalmt, langsam herandrückend, mit unwiderstehlicher Gewalt entgegenstehende Felshöcker, sie schleifend, zertrümmern, mit sich schleppend. Weiße Gletscherzungen hobelten tiefe Rillen aus, füllten alte Täler, stiegen, sich stauend, die Gipfel empor, alles mit einer gleichmäßigen Kruste zähflüssigen Eises bedeckend, zerrieben die im Eise eingebackenen, aneinander gequetschten nordischen Gesteine und verwandelten sie allmählich in einen zähen, graublauen, mit Granitsplittern und mitgeführten Kreidestückchen durchsetzten Lehm (Geschiebelehm, Geschiebemergel), der sich, mit großen und kleineren Steinblöcken vermischt (Blocklehm), als Grundmoräne unter dem Inlandeis ablagerte. Durch Spalten sprudelte das Gletscherwasser in die Tiefe, grub sich allmählich unter dem Eise ein ganzes Stromnetz, zerwusch die Grundmoräne, schüttete ungeheure Geröll- und Sandmassen unter dem pressenden Eise aus und strömte in endlosen, trüben Strömen ab. Am Rande der Gletscher bauten sich mächtige Endmoränen auf, die bei nochmaligem Vorrücken eingeebnet oder mit Lehm und Geröll überschüttet werden konnten. Zog sich aber der Gletscher zurück, dann wurde End- und Grundmoräne von den tobenden, überall niederschießenden, gurgelnden, Geröll ablegenden, sich gabelnden und selber das Bett verbauenden Eiswassern zerstört, daß nichts blieb als rundgewaschene Blöcke, kiesiges Geröll oder endlose Sandmassen. Wo sich das Wasser abseits in ruhige Seebecken sammeln konnte, lagerte sich toniger Gletscherschlamm ab, bis andere Wildwasser den Zugang fanden und alles mit Decksand überschütteten. Wo der Gletscherrand sich besonders schnell zurückzog, streute er nur eine dünne Schicht von Gesteinen aus. Ebene Sandfelder — jetzt oft von Mooren bedeckt — weisen auf gleichmäßige und dauernde Überspülung mit ungeheuren Wassermassen. Einzelne Kuppen, aneinandergereiht, mögen den übriggebliebenen Schutt riesiger Eisblöcke darstellen oder Schottermassen ihr Dasein verdanken, die sich in Eishöhlen und Eisgängen zusammengeballt haben.

Zu diesen allgemeinen Zügen treten besondere. Deutlich läßt sich ein mächtiger Endmoränentrümmerwall in Hufeisenform erkennen, der die Heide umrandet und, bei Harburg beginnend, über die Allergegenden wieder zur Niederelbe — etwa bei Bleckede — zurückschwingt. Daraus erklärt sich jener mattblaue Reif am Horizont, der dem Heidewanderer so oft den Blick begrenzt. Zu diesem Trümmerwall der Eiszeit gehören die Schwarzenberge bis Buchholz, daran schließt sich die Wilfseder Höhe mit ihren Ausläufern, das Becklinger Holz mit dem Falkenberge bei Bergen. Von hier erstreckt sich der alte Moränenwall ostwärts über die Hausselberge und den Lützwald bis in die Alzener Gegend. Von da wendet er sich nordwärts und kehrt über die Blauenberge, den Pügelatz und Hohenmechtin in breitem geschlossenem Zuge in der Gohrde zur Elbe zurück.

Diese mächtige Endmoräne beweist, daß das Inlandeis in einem riesigen Vorstoß die Niederelbe überschritten hat und die heutige Heide einst nichts weiter war als eine weite blaushimmernde Gletscherwüste, an deren Rande tosende Eisströme abstrudelten. War aber die Niederelbe durch das Eis verriegelt, dann mußte ostwärts der heutigen Gohrde — des alten Trümmerwalles — sich ein großer Stausee bilden, und offenbar verdankt ja das ebene und sumpfige Wend-

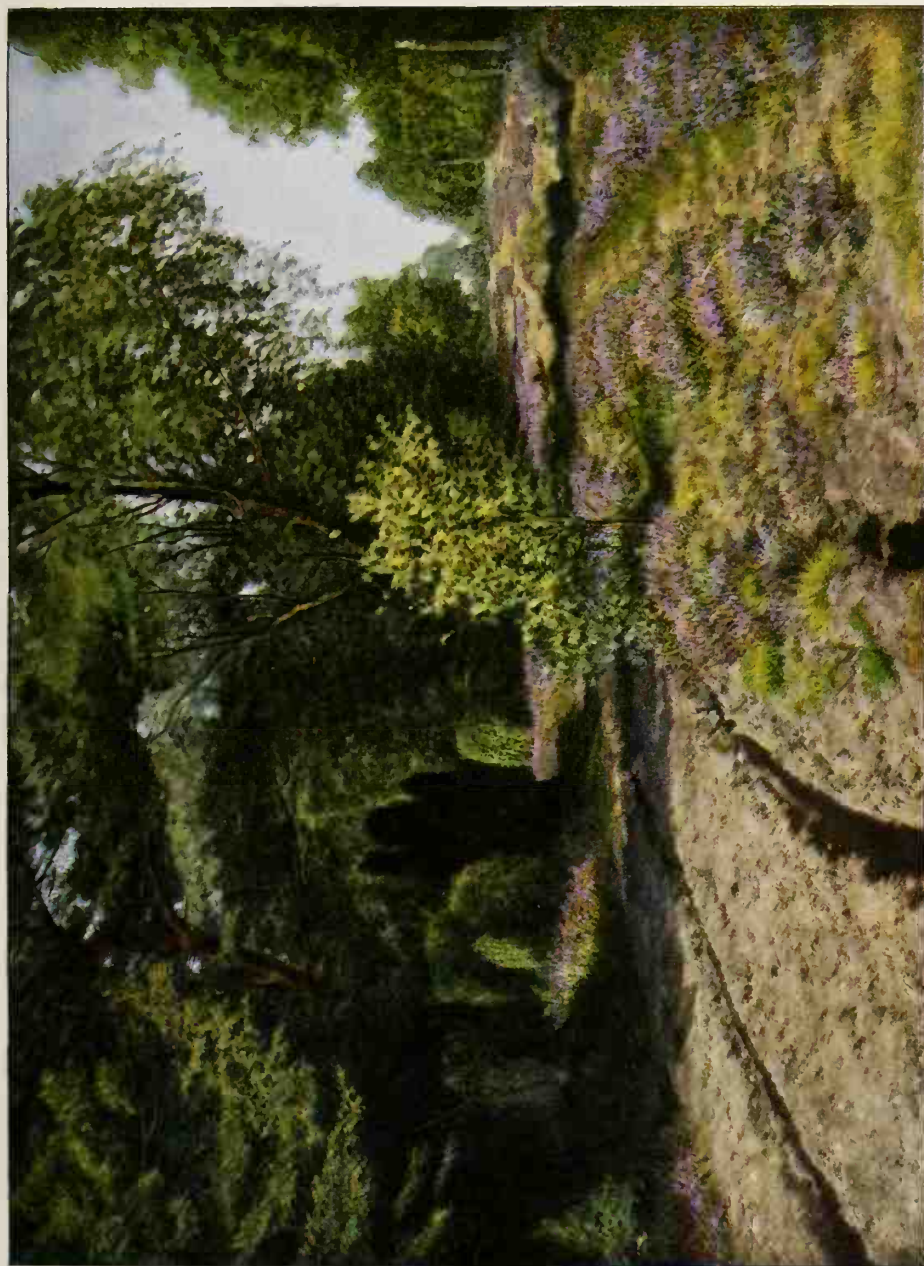


Abb. 13. Steidweg am Mittag (3u Seite 81)

land seine Eigenart einem alten Seeboden. Nun erklären sich auch die merkwürdig breit gebauten Stromtäler im Süden und Westen, das der Wümme, der Böhme, vor allem der Erze und Ise. Hier waren mächtige Schmelzrinnen des abtauenden Gletscherlappens, die ihr trübstrudelndes Wasser dem Riesenstrom der Uraller zuführten, die in Meilenbreite zwischen flachen Schlamminseln und angeschwemmten Eisblöcken ihr schollenbedecktes Wasser westwärts dem Meere zuführte.

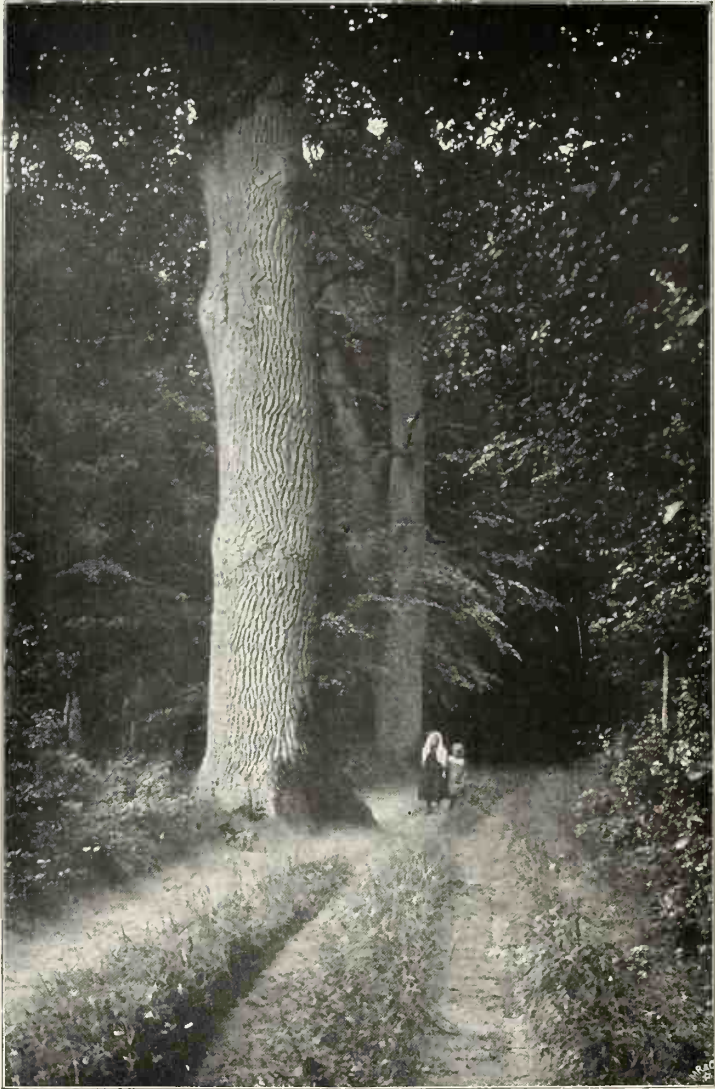
Dann ist ein neues Ereignis eingetreten, das wesentlich für die Bodenbildung der Heide wurde. Die aufgestaute und südlich des Eisrandes abströmende Urelbe durchbrach die stauenden Eismassen und kehrte in ihr altes Bett zurück. Damit wurde das Lüneburger Inlandeis, das nun nicht mehr mit dem lebendigen großen Eisstrom im Osten verbunden war, zu einer toten Riesenscholle, die, nur noch durch die eigene Schwere bewegt, sich an den Rändern kraftlos ausbreitete. Daraus erklären sich die stillen verflingenden Linien der Heide, die so viel milder sind als die gewaltsamen Bildungen ostwärts der Elbe. Die Abströmung nach Süden, einstmals die einzig mögliche, wurde geringer. Die südlichen Gewässer rannen jetzt in schmalerem Zuge durch die Geröllmulden. Dafür bilden sich nun nordwärts zur Urelbe neue Schmelzwasserrinnen, die naturgemäß ein schmaleres Bett als die alten mächtigen Schmelzwässer im Süden ausnagten. So sind die nördlichen Talzüge der Seeve, Luhe und Ilmenau weit enger gebaut als die oft meilenbreiten Rinnen der Erze und Ise. Sie weiten sich erst in der Nähe der Elbmulde, wo die Wassermassen der Urelbe ihre Bildung beeinflussen konnten. Bei fortdauernder Abschmelzung nagten die südlichen und nördlichen Schmelzwässer ihr Bett immer mehr stromaufwärts zur Wasserscheide aus, und so entstand naturgemäß eine Talverbindung zwischen Nord und Süd, die sich heute noch besonders deutlich zwischen oberem Ise- und Ilmenantal zeigt, wo die Aue, ein Quellfluß der Ilmenau, ohne eigentliche Wasserscheide durch breite Moorflächen mit der Ise verbunden ist. Manchmal will es scheinen, als ob die Bodenbildung auf alte Eisstauseen zurückzuführen wäre, so bei dem Alzener Becken mit seinen fächerförmig sich vereinigenden Quellflüssen oder bei einzelnen Talweitungen der Ilmenau oder der Böhme, oder bei dem merkwürdig breiten Tal der Schätzendorfer Aue oder dem Stein- und Totengrunde bei Wilsede.

Es ist klar, daß mit fortschreitender Abschmelzung die große Lüneburger Eisscholle in einzelne Schollenstücke und diese wieder in noch kleinere Brocken zerfallen mußten. Kleine Schmelzrinnen fürchten den weichen Boden aus, und so entstand jene Menge von weitverzweigten Rinnen und Trockentälern, die manchmal in ihrer Verästelung an ein Hirschgeweih gemahnen können, bis sie endlich in ein breites Urtal münden.

Nicht einmal nur sind die Eismassen über die Elbe gedrungen. Ein zweiter Moränengürtel findet sich noch näher der Elbe, mit frischeren und lebendigeren Bodenformen als bei dem älteren und stärkeren Vorstoß bis zur Aller. Dahin gehört der Halbkreis der Hanstädter Berge, die Hügel von Amelinghausen, nordwärts von Ebstorf und ostwärts von Lüneburg. Die Erscheinungen dieses Eisvorstoßes waren entsprechend der älteren Vereisung. Aber er war nicht imstande, durch die neue Überschüttung die großen Linien der ersteren zu verwischen. Wie mit einer leisen Decke sind die früheren Geröllmengen verhüllt worden, die, je mehr wir nach Süden kommen, immer dünner wird, einem Schleier vergleichbar.

Aus dieser mehrfachen Verschüttung der Heide erklärt sich wieder die heutige Seenlosigkeit, die noch auffälliger wirkt, wenn wir der Seenfülle nordwärts und ostwärts der Elbe gedenken. Die alten Seen sind eben verschüttet worden. Noch mehr als zwanzig lassen sich in der Tiefe nachweisen. Sie haben ihre Spuren in den zahlreichen Lagern von Kieselgur hinterlassen, die ja aus den Panzern von Süßwasserdiatomeen besteht.

Allmählich wurden die Eismassen auf den Höhen geringer. Das Riesenbild der Eiszeit klingt aus in das uns vertraute der Frühlingsschneeschmelze mit



23

Abb. 14. Waldweg bei Medingen (Zu Seite 119)

24

seinen trübe strudelnden Wassermassen und den Schneelagern auf den Höhen. Inzwischen hatte der Wind auf dem nun freiliegenden Boden seine Tätigkeit begonnen. Lange Zeit hindurch hat ein Steppenklima geherrscht, wie man mit Recht aus den Resten von Steppentieren geschlossen hat. Gelbe Sandstürme fegten über das Geröll hin, wirbelten die feinsten Teile empor und lagerten sie quer gegen die Windrichtung in langen Dünenhügeln ab, wie man sie heute etwa bei Ehrhorn, bei Oldendorf, bei Dachtmissen und am ausgeprägtesten im breiten Streifen längs der Allerniederung von Gifhorn bis Ahlden sieht.

Es muß eine Gletscherlandschaft von unendlicher Größe gewesen sein, die einst die stille Heide erfüllte. Nur die großartigsten Bilder des Nordens ver-



Abb. 15. Von der Gwendorfer Höhe (zu Seite 46)

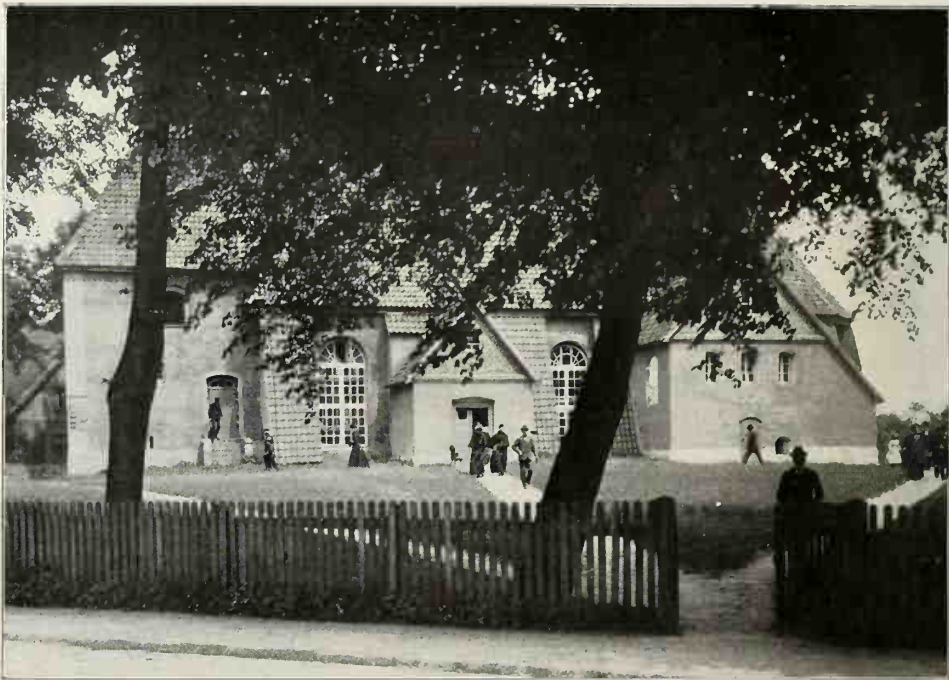



Abb. 16. Kirche zu Hermannsburg (Zu Seite 136)



mögen sich ihr einigermaßen an die Seite zu stellen. In Nebeldampf und Eisstromtosen formte sich hier rätselvoll eine neue Welt. So gewinnt die unscheinbare Heide mit ihrem leisen Auf- und Abspringen der Linien einen gewaltigen erdgeschichtlichen Hintergrund. Und nicht minder ergreifend als jene Gletscherlandschaft muß die graugelbe, endlose Geröllwüste mit den zahllosen blauen, flachen Wasserbecken gewesen sein, die nun im warmen Sonnenstrahle dalag, nackt wie am ersten Schöpfungstage. Wind und Wetter, Mensch und Tier schufen ihr im Laufe von neuen Jahrtausenden das bunte Gewand, das sie heute trägt.

IV. Klima und Vegetation

Das Klima der Heide ist das herrliche, milde, meernähe, das Nordwestdeutschland auszeichnet, reich an Niederschlägen, mit kühlen Sommern und warmen Wintern, in denen es mehr stürmt als friert. So beträgt in Lüneburg die mittlere Winterwärme $0,5^{\circ}$ gegen Berlin $0,2^{\circ}$, der Unterschied zwischen Sommer und Winter $15,2^{\circ}$ gegen Berlin 18° . Der Sommer ist wieder um 2° kühler als im Binnenlande, die Menge des Niederschlages beträgt gegen 70 cm, steigt am Nordrand wegen der größeren Seennähe auf 80 cm und sinkt am Ost- rand auf 60 cm und in einem Landstrich zwischen Lüneburg und Winsen, der im Regenschatten der hohen Heide liegt, auch unter 60 cm. Celle mit 73 cm hat besonders hohen Niederschlag. Demgegenüber fällt im Brandenburgischen die Niederschlagsmenge auf 55 bis 50 cm, an der unteren Oder sogar auf 41 cm. Die Sommermonate bringen den meisten Regenfall mit 20,2 (Brandenburg 19,3). Demgegenüber steht ein Winter mit nur 12,5 (Brandenburg 10,7), ein Frühling mit 13,2 (Brandenburg 12,0), ein Herbst mit 14,5 cm (Brandenburg 12,8). Für die Landwirtschaft ist der reiche Sommerregen auf diese durchlässigen Sandböden wichtig, ein Verdorren der Saaten ist dadurch



Abb. 17. Schafstall mit Eichen bei Klein-Süßeb. (Zu Seite 47)



Abb. 18. Kapelle zu Botel mit Ziehbrunnen (Zu Seite 120)



wenig wahrscheinlich. Feuchte Jahre sind hier die fruchtbarsten. „Wochentags,“ heißt es in der Heide, „muß es einmal regnen, aber Sonntags zweimal,“ doch es gilt auch der schöne Spruch daneben: „Die Sonne macht niemanden arm.“ Niederschlagstage hat man durchschnittlich 156 in Lüneburg gezählt. Die Zahl der heißen Sommertage von 25° betrug dort 25. Das ist besonders viel, die höchste Zahl im Nordwesten (Emden 20, Otterndorf 14, Hannover 22, Helgoland 4, Sylt 5, Meldorf 15, Kiel 5). Die Zahl der Frosttage mit Tiefstand unter Null war 98, das ist ebenfalls die höchste Zahl im Nordwesten (Emden 85, Otterndorf 82, Hannover 75, Helgoland 62, Sylt 72, Kiel 65). Die Zahl der Eistage mit Höchststand unter Null betrug 22. Sie ist nicht besonders bezeichnend, sondern stimmt zu dem milden Klima des ganzen Nordwestens. Dagegen fällt der frühe Eintritt des ersten Frosttages sowie der späte des letzten, nämlich 22. September und 1. Mai, wieder auf. Es sind das die äußersten Eintrittszeiten in ganz Nordwestdeutschland. Die „gestrengen Herren“ im Mai sind hier wenig bemerkbar. Die große Seennähe und die vorwiegenden feuchten Westwinde wirken eben mildernd. So ist die Luft hier auch während der Winter- und Frühlingsmonate feucht, ganz im Gegensatz zu Ostdeutschland, wo sie wegen des östlichen Windes die trockensten sind. Gerade dieser Umstand ist besonders wichtig für das Gedeihen des Heidkrautes, das feuchter Luft bedarf. Allgemein ist in der Heide der Glaube verbreitet, daß durch die großen Aufforstungen der Regenfall reichlicher und die Trockenzeiten kürzer geworden seien. Ob dies in Wahrheit der Fall ist, kann noch nicht bestimmt gesagt werden, da die Untersuchungen darüber noch nicht abgeschlossen sind. Dazu kommt noch etwas anderes. Der Boden in dem ganzen Gebiete ist äußerst durchlässig.*) Auch der stärkste Regen versickert meist spurlos nach

*) So bildet sich hier ein gleichmäßiger Grundwasserstand. Daher erklärt sich die eigentümliche Quellbildung in der Heide. Eine Quelle entsteht da, wo der Grundwasser-



☞

Abb. 19. Kirche in Weinerdingen (Zu Seite 140)

☞

kurzer Zeit. Das ist nicht nur für den Wanderer wichtig, der hier, im Gegensatz zu den Lehm Böden, immer trockene und gangbare Wege findet, sondern es ist auch klimatisch von großer Bedeutung. Die Verdunstung ist hier nur kurze Zeit nach dem Regen stark, dann muß sie, weil das Wasser im Boden versickert, gering sein, ganz im Gegensatz zu den undurchlässigen, schweren Böden, wo tagelang die Wasserlachen stehen bleiben. Daher kommt es hier weniger zur Tageswolkenbildung, ja man hat häufig bemerkt, daß die von Westen kommenden Wolkenmassen über der Heide aufgeschluckt werden. Daher mag sich wieder die größte klimatische Eigentümlichkeit der Heide erklären: die lange Sonnenscheindauer. Die Linien gleicher Sonnenstundendauer folgen dem durchlässigen Boden der Heide. Von Cuxhaven südlich bis zum Heiderand erstreckt sich ein Gebiet großer Sonnenstundendauer. Während der mittlere Durchschnitt in Deutschland 4,3 Stunden beträgt, hat Celle 4,7. Hamburg, das freilich sehr ungünstig bestellt ist, nur 3,5, im Winter sogar nur 1,6 gegenüber Celle 2,4. Es ist das eine mittlere Sonnenstundendauer, die sich in Westdeutschland nur im gesegneten Rheingau und der oberrheinischen Tiefebene wiederfindet. Es braucht nicht erwähnt zu werden, wie wertvoll diese klimatische Besonderheit sein muß.

Fenchte Luft, wie sie das meernahe Klima mit sich bringt, und nahrungsarmer Boden, wie der ausgeschlämmte Sand ihn darstellt, sind die eigentlichsten Lebensbedingungen für das Heidekraut. Und weil sie hier im Lüneburgischen auf das vollkommenste vorhanden sind, so ist hier das Heidegebiet vor allen. Wie ein Zwergurwald überzieht der Strand den ganzen Boden, und der Kampf des Menschen gegen das Krant hört nicht auf. Freilich das Wachstum der einzelnen Pflanze kann nur langsam sein. Man sieht diesen sperrigen, trockenen, krüppel-

stand angeschnitten wird, und so liegt im Flußbett oft Quelle dicht neben Quelle. Das ist wieder der Grund für den verhältnismäßig gleichmäßigen Wasserstand der Heidflüsse im Sommer und Winter.



Abb. 20. Alte Bispinger Kirche (Zu Seite 141)



blättrigen, immergrünen Sträuchern an, daß ihre chemische Tätigkeit nur gering ist. Daher verdurstet die Pflanze in trockener Luft, denn die kleinen Blätter, so sehr die Natur sie durch lederartige Haut und kühlenden flüchtigen Duft zu schützen suchte, geben mehr Feuchtigkeit ab, als das harte, holzige Wurzelgeflecht emporsenden kann. Das ist auch der Grund, weshalb in den trockeneren östlichen Gebieten jenseits der Ilmenau die Pflanze allmählich vom freien Felde schwindet und sich in die kühleren Wälder, die feuchte Seenähe oder in das Gebirge zu flüchten beginnt. Sie sucht Schutz vor der Trockenheit. Noch empfindlicher als die gemeine ist die Glockenheide, daher findet sie — von dem feuchten Küstensaum der Ostsee abgesehen — schon in Mecklenburg und der Lausitz die Ostgrenze ihres Verbreitungsbezirktes. Und wieder aus der geringen chemischen Tätigkeit erklärt sich die Empfindlichkeit der Heidetränker gegen Zufuhr nahrungsreicher Stoffe. Sie wirken wie Gifte auf sie. Wo ein Düngstoff liegt, da schluchtert sie im Angsttrieb empor, die abfallenden Blüten zeigen den kranken Zustand. Ist die Nahrungszufuhr noch reicher, so faulen die Wurzeln, und die Pflanze ist in kurzer Zeit abgestorben. An ihrer Stelle sprossen nach reichlicher Nahrung verlangende Pflanzen empor, bis die Nährsalze verbraucht sind und die Heide wieder die ihr zusagende Bodenarmut findet. Kalk ist der Heide nur wenig schädlich. Überspülung mit nahrungsarmem Moorwasser verträgt sie lange Zeit, völliges Bedecktfeln tötet sie allmählich, dagegen stirbt sie schnell in nahrungsreichem Bachwasser, das die Bodensalze ringsum durch Ausklangung in sich aufgenommen hat. Daher das wiederkehrende Bild in der Heide, saftgrüne, üppige Wiesen, soweit das Wasser reicht, oft wie mit einem Messer abgeschnitten, und ein paar Finger höher braune, dürre Wildnis, Hungergräser, gelber Sand, Birkenbusch und Wacholder. Diese Leichtigkeit, durch Zufuhr von Bachwasser die Heide zum Absterben zu bringen, mag neben anderen der natürlichen Grund sein, daß gerade hier in der Heide die Rieselwirtschaft erfunden wurde.



Abb. 21. Friedhofslinde in Bisingen (Zu Seite 111)

Fast wie ein Gegenbild erscheint die zweitwichtigste Pflanze der Heide, das Torfmoos. Liebt das Heidekraut nahrungsarmen Boden, so liebt das Torfmoos nahrungsarmes Wasser. Während die Heidekräuter die Hügelrücken in Besitz genommen haben, besiedelte das Moos die Mulden und Niederungen. Überall, wo sich Wasser mit geringer Nährkraft findet, breiten sich die Torfmoose zu einem grauschwellenden, weichen Polster aus, das, an den Rändern zunehmend, in der Mitte sich hebt. Die älteren unteren Teile sterben allmählich ab und verwandeln sich, da sie durch das aus den oberen Schichten herabfließende Wasser feucht gehalten werden, in Torf. Erreicht der Rand eines solchen Polsters einen Wald, so vermag er den Waldboden zu überziehen und erstickt infolge des Luftabschlusses in kurzer Zeit die stärksten Bäume. Sie faulen dann ab wie in die Erde gesteckte Gartenpfähle, oft so ebennmäßig abgefressen, als wenn sie von einem Biber abgenagt wären (Abb. 76). So konnte es geschehen, daß in den Mooren ganze Wälder erhalten blieben (Abb. 79). Oft liegen die Stämme nach Osten gestreckt nebeneinander, wie sie der Weststurm einst mit leichter Hand knickte. An dem liegenden Holz wächst das Moospolster weiter, die noch emporragenden Äste der gefälltten Baumleichen fallen ab, auch sie werden überwuchert von den Moosen, und so ist aus dem Walde eine grangrüne, schweigende Ebene geworden. Ja, das Moos vermag sogar niedrige Abhänge emporzuheben und, einer Art Heber vergleichbar, das aufgesogene Wasser in eine Mulde jenseits des Abhanges herabzuwenden und hier, allmählich ein neues Moospolster bildend, alles ursprüngliche Pflanzenleben zu ersticken. Indem es immer höher wächst — daher der Name Hochmoor — verliert es allmählich die Fähigkeit, das aufgesogene Grundwasser in den Haargefäßen emporzuziehen. Die obersten Schichten müssen an Wassermangel zugrunde gehen, und diese abgestorbenen Moosmassen bilden einen trockenen, nahrungsarmen Boden, gleich unfruchtbar wie der Sand, und so siedeln sich zuerst auf den trockenen Bülten, dann in den tieferen Mulden die Heide-




Abb. 22. Ebstorfer Klosterfriedhof (Zu Seite 119)



gewächse an. Ein solches abgestorbenes Heidemoor unterscheidet sich äußerlich nicht von einer ebenen Sandheide.

Zu Heide und Moor tritt als drittes der Wald, der in solcher Fülle verteilt ist, daß sich kaum ein Punkt finden mag, wo nicht wenigstens die Ferne bläuliche Waldstreifen zeigt. Es gibt in der Tat keinen größeren Irrtum, als sich die Heide wesentlich waldlos vorzustellen. Wer von den Elbhöhen zwischen Geesthacht und Lauenburg in die Heide hinübersieht, dem erscheint sie wie ein blauschwellendes, endloses Waldgebirge. Bereits 1875 betrug die Waldfläche 18 v. H., 1890 aber 20,14 v. H. (228431 ha), 1900 an 23 v. H. (247759 ha). Lüneburg ist bei weitem der waldbreichste Regierungsbezirk Hannovers (Hannover 83093, Hildesheim 187721, Stade 42920, Osnabrück 84503, Aurich 7478 ha). Hier kommt auf den Kopf der Bevölkerung mehr als $\frac{1}{2}$ ha Wald (0,544)! (Hannover 0,158, Hildesheim 0,394, Stade 0,127, Osnabrück 0,282, Aurich 0,034 ha). Vielfach sind die Schnucken abgeschafft worden, und wo diese Waldverwüster fehlen, schießt überall Anflugwald empor, der die Verhältniszahl schnell noch mehr steigern wird. In der Tat ist die Zeit nicht mehr fern, wo hier das größte zusammenhängende Waldgebiet Deutschlands sich dehnen wird. Einzelne Forscher meinen denn auch, daß überhaupt im frühesten Mittelalter die ganze Lüneburger Heide ein einziger kaum unterbrochener Wald — namentlich Eichwald — gewesen sei, voll reichen, jungfräulichen Mutterbodens, der erst durch jahrhundertelange Waldverwüstung, durch Sengen und Brennen der Hirten, Plaggenhieb und Abholzung zu öden Heidefeldern geworden sei. E. Krause hat diese Ansicht am schärfsten vertreten, auch Alfred Kirchhoff und andere haben sich angeschlossen. Doch wohl mit Unrecht. Für die jetzigen Moore wird man im ganzen einstige Waldbedeckung zweifellos zugeben müssen. Das hat nicht das geringste Wunderbare, da in diesen Mulden nahrungsreiches Wasser sich sammeln mußte. Aber ganz anders liegt doch der Fall bei den sandigen Heidehöhen. Es ist ja von vornherein kaum glaublich, daß diese Hügel, auf denen heute nur mit großer Mühe und oft ohne Erfolg genügsame Kiefern zu Stangen-



Abb. 23. Bergfried der Enderburg, jetzt Kirchturm, mit Gerichtslinde und Findlingsmauer (Zu Seite 126)



Abb. 25. Hütejunge (Zu Seite 96)

einer planmäßigen Gründung des Grafen Walo im zehnten Jahrhundert, in Rade bei Kneesebeck, Radenbeck bei Lüneburg und einzelnen Flurnamen. Aber was sollen diese wenigen Namen auf einer Fläche von 200 Quadratmeilen beweisen? Sie bezeugen das Gegenteil. Dazu kommt, daß bei der Schnuckenwirtschaft, die man doch allgemein als uralte annimmt, das Vorhandensein ausgedehnter Heideflächen vorausgesetzt werden muß. Wenn ferner Adam von Bremen I, 1 in seiner Schilderung Sachsens sagt: Sachsen ist am Rhein und der Saale fett, gegen Friesland sumpfig und an der Elbe trocken — *iuxta Frisiam palustris et aridus propter Albiam degenerat aliquantum* —, so wird man schwerlich an das Dasein eines zusammenhängenden Waldes an der Elbe glauben können, sondern wird die Worte Adams auf die schon damals (1070) vorhandenen weiten Heidefelder beziehen müssen. Und wenn endlich seit dem frühesten Mittelalter das Heidekraut dem Lande den Namen gab — Magetheide, Merica, Heidmark, rex de Erica —, dann muß doch zweifellos die Heide — nicht der Wald — das herrschende Merkmal gewesen sein.

Dagegen, so glauben wir, hat es in diesen weiten Heiden in reicher Fülle kleinere Baumbestände und Forsten gegeben, wie sie auch heute noch aufwachsen,

überall, wo fruchtbarer Boden Bäume ernähren konnte und die Schnucke den Wald nicht niederhielt. Bei der großen Bodenverschiedenheit wird das Land mit kleinen oder auch größeren Waldbeständen wie übersät gewesen sein. Diese waren wieder die naturgemäßen Stätten der Ansiedlung, wo Bau- und Nutzholz in nächster Nähe, Roß- und Rinderweide, Brennstoff, Eichelnahrung, Streu, Loh, Windschutz und Kühlung vorhanden war. So mag es kommen, daß noch heutigen-tags der niedersächsischste Hof im Eichwald verborgen liegt. Und wieder erklärt sich aus dem Dasein dieser Kleinbestände, daß zwar in Dorf- und Flurnamen die den zusammenhängenden Wald anzeigenden Endungen fehlen, aber es sonst förmlich von Wald rauscht. Da haben wir Zusammensetzungen mit horst: Isenhorst, Rahnhorst, Havelkorf = Habighorst = Habichtswald, Scharnhorst, Hohnhorst, Lindhorst, Wiethorst, Steinhorst usw. oder mit holz: Bullenholz, Kutenholz, Endeholz, Buchholz, Holtshusen, Holtorf, Hollenstedt, Wahrenholz, Wahrenholz, Weinholz oder mit wohld: Wohld, Wohlenbüttel, Winderwohld, Ahrenswohld, Wohlerbostel, Wohlenrode, Nienwohld usw. oder mit busch: Kammerbusch, Finkbusch oder mit hagen: Isenhagen, Hagen oder mit hard: Hardau oder mit Widu = Wald: Wedehof, Wedeholz, Hamwiede, Flottwedel, Wetenbostel, Wedel, Lingwedel, Langwedel, Bruchwedel oder mit loh = Wald: Lohheide, Lohmoor, Langeloh, Bengloh, Brutloh, Lohberge, Undeloh, Breloh, Arloh, Ramesloh, Lohhof, Wesseloh, Saxloh, Loh, Lintloh, Timmerloh, Eickeloh, Brillloh, Severloh, Schelploh = Schilfwald, Fedderlohmühlen. Dahin gehören auch die vielen Namen auf l, die gewiß vielfach auf loh zurückgehen: Hassel, Haassel, Sothel, Appel, Wesel, Bockel, Bratel, Eckel, Hörpel, Fintel, Wriedel. Dann finden sich wieder Zusammensetzungen mit hees = Wald: Breitenhees, Heese oder auch Sprache = Wald: Sprache, Sprachenschl = Waldweiher = Morast oder mit Horn = Waldwinkel: Sellhorn, Westerhorn oder mit Bruch = Erlenuwald, wo die Natur sich selber überlassen bleibt: Brunsbrock, Wilschenbrock, Wensebrock, Brockhöfe, Radbruch, Hambruch usw.

Es scheint, daß die Eiche der Hauptbaum dieser Wälder gewesen ist, aber auch die Fichte und Kiefer ist alt. Die Eiche hat noch heute ihren gewöhnlichen Stand am Bach- und Flußrand, meist da, wo der Wiesengrund aufhört und der Geestanstieg beginnt, oder sie neigt sich am Steilufer mit losgelösten Wurzeln über den Fluß. Sie säumt ihn auf lange Strecken hin und steigt auch die Hügel hinan und zeigt so ein altgermanisches Waldbild. Daher finden sich auch bei Trauen an der Kleinen Erze die zwei riesigen alten Eichen gerade an dieser Flußuferstätte. Die Eiche ist vielfach namengebend gewesen, z. B. Eckel, Echem, Eickeloh, Eckernworth. Namengebend sind ferner die Erle: Ellerndorf, Ellringen, die Linde: Hollinde, Lintloh (oder Drachenwald?), Linden, Linteln, Lindhorst, die Eiche in Echede, Westeresch, die Buche in Buchholz, Bockel, Bockelsberg, Backeberg (?), die Hainbuche in Hainbockel, Heimbuch, Hainhorst, die Hasel in Hassel, Haassel, die Birke selten (dagegen sind slawische Orts- und Flurnamen mit Breesse = Birke häufig), Fichte in Dammloh (Dalle bei Unterlüß?), Föhre in Fahrenholz bei Fallingbostel und in der Winsener Marsch und Wahrendorf bei Harburg.

Ein besonderer Schmuck der Heide ist die Stechpalme. Sie durchsetzt nicht nur das Unterholz, sondern wächst auch auf freiem Felde zu wundervollen Bäumen empor, z. B. in Niederhaverbeck. Weniger erdkundlich als pflanzlich merkwürdig ist das Vorkommen eines Eibenhorstes, der sich im Krelinger Bruch nahe Walsrode findet. Es ist eine der wenigen Stätten, wo sich die Eibe in nordwestdeutschem Tieflande heute noch wild findet. Weit wichtiger ist ein Bestand von Zwergbirken (*Betula nana*), der sich hier bei Schafwedel unweit Bodenteich seit den Tagen der Eiszeit erhalten hat, wie es scheint (Abb. 84). Ihr Hauptverbreitungsbezirk dehnt sich von Grönland zum mittleren Schweden, Estland, Finnland bis Sibirien und Kamtschatka. Südlich davon findet sie sich nur ganz vereinzelt, in der norddeutschen Tiefebene allein noch jenseits der Weichsel bei



Abb. 26. Stridender Schäfer (Zu Seite 42)

Kulm. Überaus wichtig für die Heidevegetation ist der Wacholder. Er kommt auch auf dem Mittelgebirge vor, aber dort bleibt er strauchartig. Die dänische Heide zeigt ihn nur an geschützten Stellen in verkümmerten Sträuchern, auch auf den holsteinischen Heiden ist er selten oder fehlt ganz. Erst südlich der Bahnlinie Bremen—Hamburg wird er häufiger, und hier findet man bereits einzelne herrliche Bäume, namentlich in geschützten Gründen. So in der Nähe von Wörme (Abb. 81) von der Höhe eines Schafstalles. Dicht dabei wächst ein besonders mächtiger Baum. Eine der schönsten Gruppen findet sich bei Starksborn unweit Eschede (Abb. 93). Hier wachsen eine Reihe uralter Bäume auf einem Hügel, die in ihrer Jugend vielleicht noch heimliche Wodansopfer mit angesehen haben. Auf anderen Heiden fehlen die Wacholder wieder völlig oder fast völlig, z. B. auf der Evendorfer Heide. Jenseits des Heidrücken sind sie noch in überaus großer Zahl vorhanden und bedecken zu Hunderten den Boden bei Misselhorn, bei Poitzen, am Ostrand des Lüss, bei Wilsede, Müden, Manhorn. Am Steingrund bei Wilsede mögen Tausende vereinigt sein (Abb. 89). Höchst merkwürdig sind sie oft von den Schnucken geschoren. Wie

runde, flache Schilde liegen sie da oder sie gleichen riesigen, zusammengerollten Igelu. Allmählich sich ausbreitend wird die Mitte dem Zahn der Schnucke unerreichbar, und so schießt denn hier ein Schößling hervor, der sich oben sicher ausbreiten kann. Nur der zähe Wacholder vermag dieses ewige Benagen der Knospen zu ertragen. Daher sind Heide und Wacholder auf der Schnuckenweide oft ganz allein vertreten. Nur wenn das Samenkorn etwa einer Birke oder Kiefer zwischen die schützenden Wacholder fällt, vermag es sich zu entwikkeln und so erklärt sich jenes immer wiederkehrende Bild der Heide, der Wacholderkranz um den Stamm. Wie schützend hält dann die emporgewachsene Fichte oder Kiefer ihre breiten Äste über die klein gebliebenen Wacholder, die ihn einst gegen den Schnucken Zahn schirmten, und wie die Küchlein unter der Henne schauen sie unter den hängenden Zweigen hervor. Wird dann der wertvolle Baum gehauen, so bleibt eine seltsame, kreisrunde Wacholderpflanzung übrig.

Wie ein Gegenbild zu dem mehr in der südlichen Heide vorkommenden Wacholder erscheint in den nördlichen Theilen der Stechginster und der weit häufigere Besenginster, der Brahm. Auch er ist mit seinen blattarmen, wenig Feuchtigkeit abgebenden Stengeln für die Heide überaus bezeichnend. Selbst da, wo das Heidekraut nicht mehr zu gedeihen vermag, überzieht er, fremdartig in seiner ganzen Erscheinung, mit seinen immergrünen, fast blattlosen Zweigen und gelben Blüten die sandigen Kiezhügel und steilen Abhänge an Fluß- und Bachufern (Abb. 69). Ein ähnlicher Gegensatz zwischen Nord und Süd zeigt sich in der Verbreitung der wichtigsten Beerengewächse der Heide, der Krons- und Heidelbeere.



Abb. 27. Schnuckenbock (Zu Seite 40)



Abb. 28. Schnuckenkopf mit schönem Gehörn (Zu Seite 40)

Die Kronsbeere (Preißelbeere) herrscht im ganzen mehr im Süden, die Heidelbeere im Norden. Weiter auf die eigenthümlichen Heidepflanzen einzugehen, verbietet der Raum. Die Krähenbeere, Bärentraube, Gagel, Arnika, Heideröschen, die entzückende Immortelle — das Edelweiß der Heide —, Quendel, Mausflee, Schaffschwengel, Borstengras, Windhalm, Zwerghafer mögen noch der Vollständigkeit halber genannt werden. Die unterste Decke bilden die Laubmoose, das Renntiermoos und andere Cladonien, namentlich das Korallenmoos. Sie verstärken noch den eigenthümlich nordischen Charakter, den die Heidelandschaft schon an und für sich trägt.

V. Schafe und Schäfer

Das erdkundlich wichtigste Tier — denn das Tierleben im einzelnen zu betrachten, würde der Raum nicht gestatten — ist noch immer, trotzdem der Bestand von Jahr zu Jahr mehr zurückgeht, die Heidschnucke. Da die Natur ihr eine ganz besondere Rolle zugewiesen hat, so verdient sie vielleicht in einer Abhandlung über die Heide eine besondere Betrachtung. Sie war es, der wir die Erhaltung der Eigenart eines ganzen Gebietes mehr oder minder verdanken. Unerbittlich hielt ihr gieriger Zahn jeden Baumwuchs nieder, etwa wie im Mittelmeergebiet die Ziege. Wo sie verschwindet, da verschwindet die Heide, und der Wald beginnt auf dem sich selbst überlassenen Lande emporzuwuchern*).

*) Von der bekannten Erzählung: un peuple sauvage, nommé Heidsnucks, die kaum in einer Heideschilderung zu fehlen pflegt, ist vielleicht besser zu schweigen. Denn der vermeintliche Franzose, der den argen Schnitzer machte und die Schnucken als ein wildes Volk der Heide ansah, scheint leider ein guter Frankfurter gewesen zu sein. Es ist

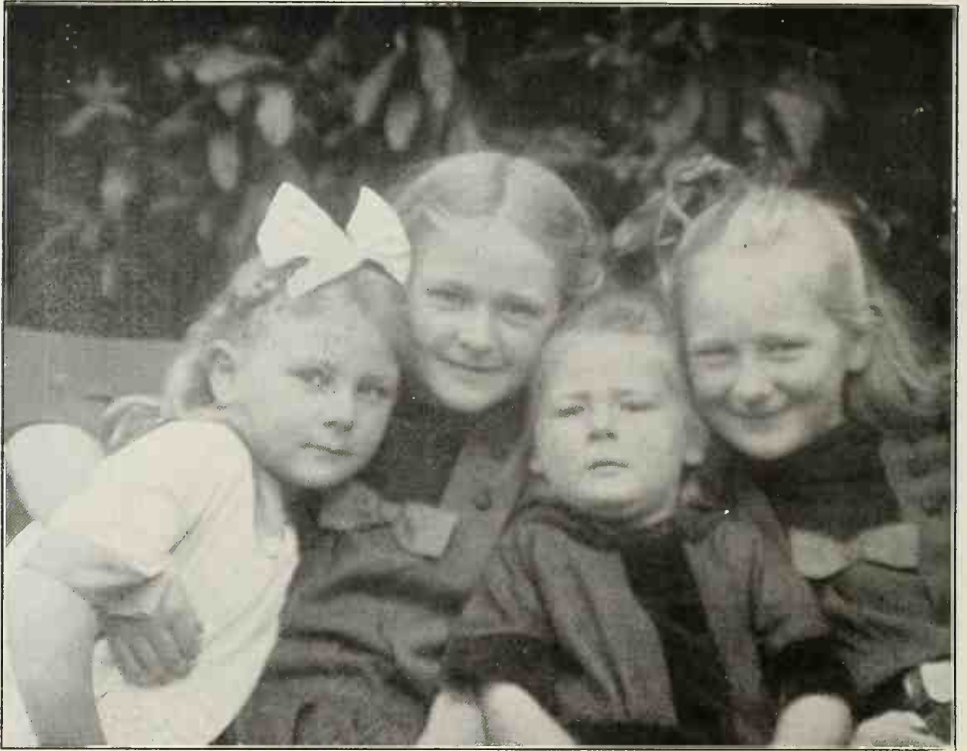



Abb. 29. Heideskinder (Zu Seite 96)



Die Schnucken stehen weit ab von den Schafen, die sonst in Deutschland gehalten werden. Auch die Bezeichnung „Schnucken“ oder „Schnaken“ findet sich sonst als Schafbezeichnung nicht wieder. Das Wort gehört wohl zum

bezeichnend, daß der Name des Franzosen niemals genannt wird. Oft hört man in der Heide, es sei ein französischer Offizier gewesen, der 1870 dort in Gefangenschaft weilte. Oft wird auf Frau von Stael geraten. Auch der Turnvater Jahn spricht davon in seinen „Denknissen eines Deutschen“, 1835, aber wenn er als den Sünder den französischen Schriftsteller Mangourit nennt, so ist das irrtümlich. In Wahrheit findet sich die erste Spur dieser Erzählung bereits im Jahre 1816 bei Meyer, Darstellungen aus Norddeutschland, Hamburg 1816, S. 19. Dort heißt es: „Ein Viertel bevölkert diese Wildnis (der Lüneburger Heide) mit einem peuple sauvage, nommé Heidsnucken.“ Dabei wird als Anmerkung hinzugefügt: „Ein voyageur français hatte von den kleingestalteten schwärzlichen Herden der Heideschafzucht, Heidsnucken genannt, gehört und ein wildes Volk, das die Heide bewohnt, darunter verstanden.“ Daß der französische Reisende die Worte peuple sauvage, nommé Heidsnucken, gebraucht habe, wird nicht ausdrücklich gesagt, sondern nur, daß er unter Heidsnucken die Bewohner des Landes verstanden habe. Nun findet sich eine höchst seltsame Stelle in den „Briefen eines reisenden Franzosen über Deutschland“, übersetzt v. K. R. 1783. o. D. Bd. II. S. 328: „Die Einwohner (der Heide) sind durchaus schneckenartig, bleich von Farbe, weich von Fleisch und eingeschrumpft.“ Diese an und für sich unverständlichen Worte des „reisenden Franzosen“ scheinen in der Tat auf einer Verwechslung von Einwohnern und Schnucken, dazu noch von Schnecken und Schnucken zu beruhen. Eine französische Urschrift dieser Briefe gibt es nicht, sondern diese angebliche Übersetzung ist eben die Urschrift. Sie stammt von Karl Risbed, einem Zeitgenossen Goethes, und wie dieser ein Frankfurter Kind. Er war schon seiner Zeit als ein flüchtiger und unzuverlässiger Schriftsteller bekannt. Die Erzählung ist dann in der vom Domherrn Meyer geprägten Form in die späteren Heideschilderungen z. B. von Kohl und Masius übergegangen und so allmählich zum Allgemeingut geworden.

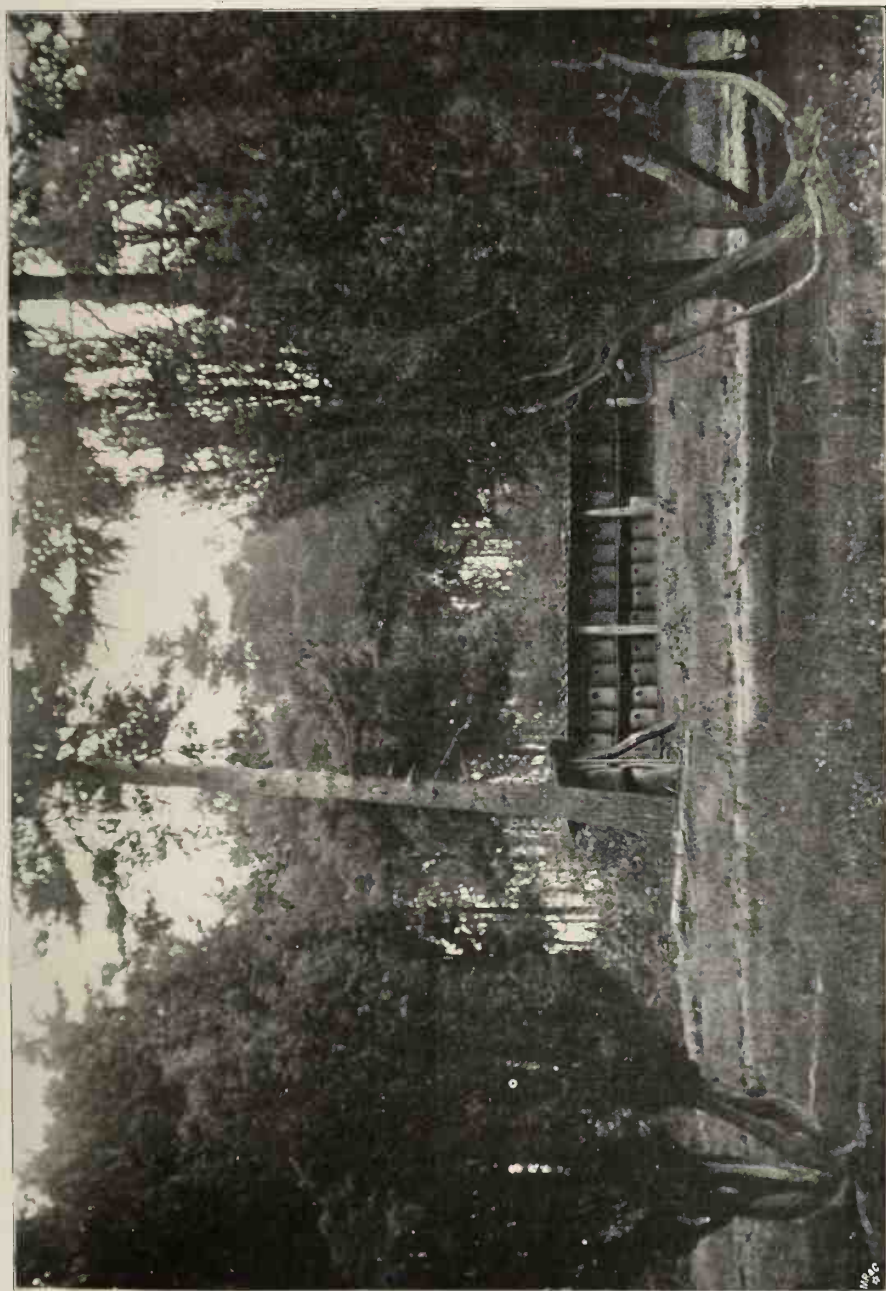


Abb. 30. Innenraum (3u Seite 86)



Abb. 31. Am Rathaus in Celle (Zu Seite 128)

Stamm Snake, der eine schnappende Bewegung bezeichnet. Zu ihm ist zu stellen: „schnuckern“, „schnöckern“ = leckermäulig, wählerisch sein, auch „schnuckrig“, als Kosewort in der Volkssprache lebendig. Auch „Schnack“, „Schnickschnack“ = ungeordnetes Hin- und Hersprechen, vielleicht auch englisch snake = Schlange, d. h. schnell hin und her sich bewegendes Tier, ist zu vergleichen. Schnucke würde demnach ein genäschiges, schnell hin- und herfahrendes Tier bezeichnen. Und in der Tat würde diese Bezeichnung durchaus für das immer nur im Vorübergehen und in unsteter Hast und Eile weidende Tier zutreffen, dessen Lebhaftigkeit von der behäbigen Ruhe des Marschenschafes weit entfernt ist.

Diese Schnucken gehören zu der großen Gruppe kurzschwänziger Höhenschafe, deren Verbreitungsgebiet sich von den trockenen Heideländern Spaniens und Frankreichs längs der Küste durch Holland und Deutschland über die jütische Halbinsel, die Färöer, Shetlandsinseln, Island bis in den Norden Scandinaviens und Rußlands erstreckt, soweit überhaupt Schafe gehalten werden. Sämtliche Schläge sind von kleinerer Form. Kopf und Beine sind mit kurzem, straffen Haar bedeckt, Rumpf und Hals tragen eine stark mit Grammenhaar untermischte Wolle, die sich leicht auf dem Körper des Tieres verfilzt. Beide Geschlechter sind gehörnt. Innerhalb dieser großen Familie bilden die Schnucken die deutsche Art des Heide- oder Höhenschafes. Es ist die allerkleinste Schafrasse, die es überhaupt gibt. Ein ausgewachsenes Tier wiegt etwa 30 Pfund, nur die Böcke sind schwerer. Beine und Kopf sind tiefschwarz, der übrige Körper ist mit schlichter, grauer oder blaugrauer Wolle bedeckt, die oft zu beiden Seiten bis auf den Boden herabhängt. Die Lämmer werden seltsamerweise tiefschwarz geboren, im zweiten Jahre tritt die hellere Färbung ein, aber erst im dritten oder vierten Lebensjahre ist die Farbe rein blaugrau.

Die Schnucken machen von allen Haustieren den geringsten Anspruch auf Pflege. Der Aufenthalt im Stalle ist ihnen auf die Dauer unerträglich. Tag für Tag treibt sie der Schäfer auf die Heide hinaus (Abb. 46). Nur die naßkalte Nachtlust ist ihnen schädlich, sonst gehen sie auch bei strengster Winter-



2166. 92. Straße in Celle (3u Seite 130)

kälte hinaus. Da sieht man sie oft nach Art der Rehe oder Rentiere unter dem Schnee sich die Nahrung hervorscharren (Abb. 78). Wie eine schwarze ziehende Masse eilen sie, den Kopf niedergebeugt, eigentümlich gleitend und trippelnd durch den Schnee. Ist er überfroren, so sind für sie harte Tage, die man ihnen dadurch zu erleichtern pflegt, daß man die gefrorene Kruste mit Eggen zu brechen sucht.

Höchst sonderbar ist ihre Vorliebe für den Beseupfriem, den Brahm. Daher fät man ihn oft in der Heide aus und treibt die Schafe langsam durch die Brahmplantagen hindurch, denn ein Zuviel ist ihnen sehr schädlich. Einzelne Tiere — die Trunkenbolde — fressen mit wahrer Gier und Leidenschaft davon und geraten dann in einen Zustand der Aufgeregtheit, dem völlige Bewußtlosigkeit folgt. So sollen sie oft Füchsen oder Krähenschwärmen zum Opfer fallen.

Um die Vockzeit sehten die jungen Widder ihre Kämpfe aus. Das regelmäßige Knacken der zusammenprallenden Gehörne kann an den Dreschlegelschlag erinnern. Machen sie es allzu schlimm, so erscheint der Herdbock, ein mächtiges Tier mit würdigem Antlitz und fast zu großem Gehörn (Abb. 28), vor dem die jungen Fante das Feld zu räumen pflegen. Mit einem solchen alten Widder ist nicht zu spaßen. In der Nähe von Tetendorf bei Soltan steht ein Kreuz, das davon in beweglichen Worten erzählt. Ein Schäfer, an eine Birke gelehnt, hatte sich dem Schläfe hingegeben. Der Herdbock verstand das Nicken des Einschlummern den als Herausforderung zum Kampf und stürzte sich auf den Unglücklichen, der mit zerschmettertem Schädel niedersank.

Der Nutzungswert dieser Tiere ist gering. Nur das Fleisch und die Wolle kommen in Betracht, nicht die Milch. Sie ist nur spärlich, wie denn auch selten mehr als ein Lamm geworfen wird. Ja, sie ist so spärlich, daß man von zwei neugeborenen Lämmern häufig eins zu schlachten pflegte, um das andere von zwei Müttern — den Ewen — nähren zu lassen. Die verwaiste Mutter betrogen sie mit der alten Jakobslist, zogen dem lebendigen das Fell des geschlachteten Böckchens über und pferchten es so nachts mit ihr zusammen, daß sie in der Dunkelheit den Trug nicht merkte. Tags darauf nahm sie dann das untergeschobene Lämmchen an, und so gedieh es in der Pflege beider Schafmütter. Das Fleisch ist wohlschmeckend, wildbretartig und wird gern gegessen; namentlich die Rücken oder auch die Lammkeulen werden in die großen Städte als Vederbissen gesandt. Weit verbreitet war auch der Handel mit kleinen Schnuckenböteln = Hammeln. Da diese kleinen pechschwarzen Tiere überaus drollig sind, so wurden sie als Spielgefährten für Kinder weithin versandt. Die Wolle, die ein Leipziger Kaufherr einmal für Hundshaar erklärt haben soll, ist wenig wert. Sie wird meist in der Heide selber versponnen. Früher ging ein großer Teil nach England, um zu minderwertigen Teppichen oder Vorten verarbeitet zu werden. Ganze Schnuckenfelle werden vielfach als Fußunterlage versandt.

Die Umwandlung der Heidewirtschaft, die Entwertung der Wolle, die erhöhten Löhne für den Schäfer haben in den letzten Jahrzehnten dahin geführt, die Schnucken abzuschaffen und dafür die früheren Weideflächen der Schafe aufzuforsten. In dem nördlichen Teil der Heide sind die Herden bereits selten, häufiger sind sie noch in den südlichen Allergegenden. Von den 172000 Schafen (i. J. 1900) mögen nach mittlerer Schätzung noch 100000 Schnucken sein, gegen 300000 im Jahre 1861. Mit dem Mangel an Angebot stieg der Preis der Tiere, so daß sie in manchen Gegenden, wie es heißt, wieder angeschafft werden sollen.

Mit dem Urgeschlecht der Schnucken schwindet ein weiteres Stück eigentümlicher Heidenatur, der Schäfer. In den landwirtschaftlichen Ausstellungen in Hannover war früher ein richtiger Schnuckenschäfer mit der dickwolligen „Timpennütze“, die wie eine Schlafmütze über die Ohren gezogen wird, mit dem weiten, wolligen Schäfermantel oder „Heif“, und den „Holtensteweln“, ein Haupt=

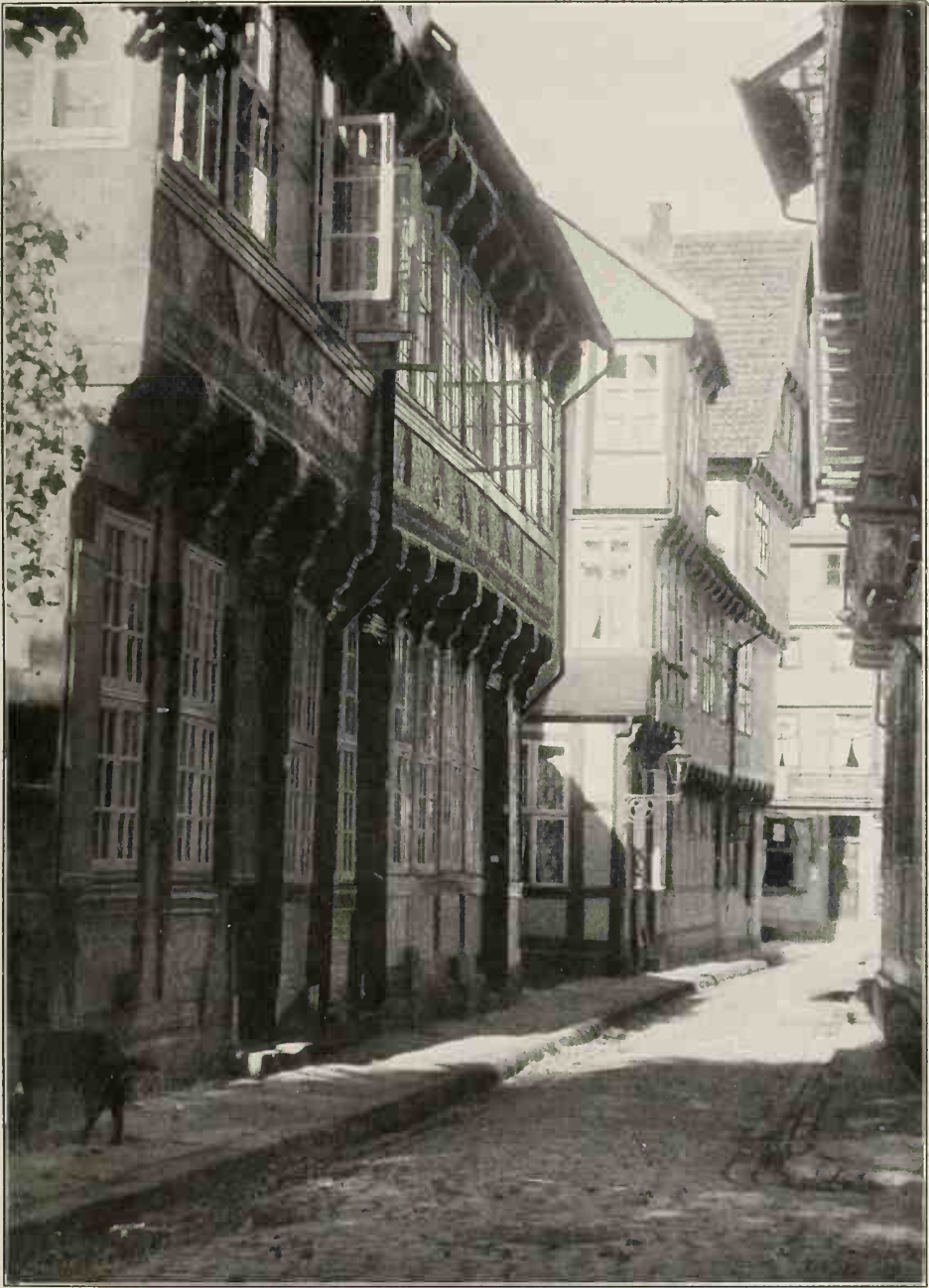


Abb. 33. Celle. Hinter der Stadtkirche. (Zu Seite 130)




Abb. 34. Bauernhaus aus Rafeneisenstein in Wiehe (Zu Seite 130)



anziehungspunkt für jung und alt. Jetzt haben sie diese malerische Tracht nicht mehr. Nur das „Knüttüg“ (Strickstrumpf) ist geblieben. Am ehesten findet man diese—theuesten Heidekinder noch auf den einsamen Einzelhöfen, wunderliche alte Gesellen mit Schelmenaugen in dem verwitterten Gesicht, die nur einmal in ihrem Leben etwa in Celle oder Lüneburg gewesen sind. Nicht immer sind es Knechte. Oft verbirgt sich der Bauernsohn selber — wie Hermann Billung in der Sage von Stübeckshorn — im Bettlergewand des Schäfers. Dann erneuert sich hier ein Bild ursprünglichen Hirtenlebens. Oder auch der betagte Bauer, der aufs Altenteil gegangen ist, zieht, ungewohnt des tatenlosen Daseins, zugleich um klüglicly dem Sohne den Hirten zu ersparen, mit der Herde hinaus in die freie Steppe, die uralte Wonne des Menschen. So sind ihre Arten vielfältig. Man mag nur einmal den Rassekopf des jungen strickenden Schäfers ansehen (Abb. 26), um daraus zu ermessen, wie gefärbt die Schilderung selbst eines Hermann Masius ist (Naturstudien, S. 169). Manche von ihnen sind uralter, für den Fremden schwer zu erlangender Volksweisheit voll, kennen geheimnisvolle Sprüche, die den Zauber bannen, das Blut stillen, wenn sie auch nur in der Art helfen, daß sie den Blinden wieder gehend und den Lahmen sehend machen.

VI. Siedelung und Sitte

Von Duhnen bei Cuxhaven, wo die roten Heidehügel sich unmittelbar aus der Nordsee erheben, zieht sich eine Zunge dünner und dünner Bevölkerung zwischen Weser und Elbniederung bis hinunter zum Südrand des Heidesandes. Den Mittelpunkt dieses Gebietes bildet die Lüneburger Heide, und so sinkt hier die Bevölkerungsdichte auf ein Geringses herab. Kommen in Deutschland auf den Quadratkilometer im Durchschnitt 112 Einwohner, so geht hier die Ziffer



Abb. 35. Quellteich der Almerau (zu Seite 120)

auf etwa den fünften Teil zurück. Nur innerhalb der Hochalpen, der Grenzmoore des Emslandes, des Hünmlings, des Hochmoores in Oldenburg, in den östlichen Teilen der mecklenburgischen, pommerischen und masurenischen Seenplatte finden sich ähnliche Verhältnisse. Am dichtesten ist noch der Landkreis Harburg besiedelt. Es kamen im Jahre 1905 72 Einwohner auf den Quadratkilometer (1895: 46), dann folgte Gifhorn mit 45 (37), Winsen mit 41 (34), Ülzen mit 34 (31), Lüneburg mit 32 (29), Fallingb. mit 29 (26), dann Isehagen mit 23 (19), Soltau mit 23 (18), und endlich Celle mit 22 (19), während in der nahen Elbmarsch bis 150 Einwohner auf den Quadratkilometer kommen. Schon dem Reisenden, der mit der Hamburger Bahn die Heide durchfährt, muß es auffallen, daß er auf der etwa 50 km langen Strecke zwischen Ülzen und Celle im Westen, wo eben die größten Heidegebiete sich dehnen, nur zwei oder drei wirkliche Siedelungen außer den Haltestellen erblickt. Einzelne Gegenden, z. B. bei Munster, Srel nach Räber zu, kann man fast menschenleer nennen. Das etwa vier Meilen große Gebiet in der Binnenheide um Wilsede, das als Naturpark erhalten werden soll, ist nur von etwa 600 Menschen bewohnt, das sind 3 auf den Quadratkilometer.

Das Bezeichnende für Lüneburg ist die große Zahl kleiner und kleinster Siedelungen. Während es im Regierungsbezirk Hannover 1900 nur 66, Hildesheim 93, Stade 117, Osnabrück 40, Aurich nur 32 Ortschaften mit weniger als 100 Einwohnern gab, zählte man hier 524. So gibt es in der Binnenheide auch keine eigentlichen Städte. Gifhorn, Celle, Ülzen, Lüneburg, Winsen, Harburg, Walsrode sind sämtlich Randstädte. An dem moorigen Abhang nach Nordwesten, zwischen Harburg-Walsrode, fehlt überhaupt jede größere Niederlassung. Die einzige städtische Siedelung der Binnenheide, Soltau, machte noch vor kurzem einen dörflichen Eindruck und hat erst durch die aufblühende Industrie ein städtisches Aussehen gewonnen. Sonst ist die ganze Heide stadtlöses Gebiet, wo bis auf geringe Ausnahmen die Schlöte fehlen, das Urhandwerk die Menschen ernährt und ihnen das Gepräge verleiht.

Auch in alter Zeit wird die Bevölkerung gering gewesen sein, doch werden wir sie nicht allzu gering anschlagen dürfen bei der ganz unerschöpflichen Fülle von Feuerstätten, Urnenfeldern, Grabhügeln und Steindenkmälern. So ist bei Wehlen (Kr. Winsen) eine alte Steinwerkstätte aufgedeckt, wo an 2000 Splitter, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schaber und sonstige Geräte gefunden wurden, und eine ähnliche Stätte wieder bei Wilsede und Ober-Haverbeck. „Keine Gegend,“ sagt Wächter, „hat soviel Ausbeute an steinernen und bronzenen Gegenständen, Degen, Dolchen, Spießen, Streitärten, Armringen, Wirteln, Schmucksachen von Gold, Silber, Bronze, Eisen und Bernstein geliefert, als die Kreise Harburg und Winsen.“ Hier in der Heide ist der echteste Boden jener rätselvollen Steinsetzungen, deren Gebiet sich von Schonen über Dänemark östlich bis zur Oder, südlich bis Münden, westlich über den Zuidersee, Irland, Südschottland, Westengland erstreckt und sich in Westfrankreich, Nord- und Westspanien, vor allem in Nordafrika fortsetzt. Diese Steingräbermale sind in der Heide wieder ganz merkwürdig verschieden verbreitet. Im Kreise Celle, Gifhorn, Isehagen, Soltau fehlen sie völlig oder fast völlig, in Harburg, Lüneburg, Winsen finden sich einige, in Fallingb. sind sie ziemlich zahlreich, dagegen sind im Kreise Ülzen 234 Steindenkmäler bekannt geworden, von denen jetzt etwa noch 30 vorhanden sein mögen. Die Zahl der Erddenkmäler ist ganz ungeheuer. So heißt es nach einer Mitteilung von 1809, daß in der Gegend von Garlstorf ein großer Kirchhof mit wohl 1000 Grabhügeln vorhanden sei. Ein amtlicher Bericht von 1840 spricht wieder von etwa 1000 Grabhügeln in den Bezirken Amelinghausen, Garlstorf, Pattensen. In einem anderen von 1854 wird gesagt, daß das Luthetal zwischen Luhnühlen und Oldendorf früher förmlich mit Hügelgräbern besät gewesen sei. Höchst seltsam zogen sich früher zwischen Alten-



Abb. 36. Umbruch der Heide mit Vorpflug und Neopflug (Zu Seite 68)

medingen, Haassfel, Niendorf, Seckendorf 36 Stein- und 73 Erddenkmal^{er} schlangenförmig von Norden nach Süden. Die Alzener Gegend ist am reichsten an früh- und vorgeschichtlichen Denkmälern jeder Art. Nach 1848 konnte der Kammerherr von Estorff auf seiner etwa 30 Quadratmeilen umfassenden Karte von den „heidnischen Altertümern der Gegend um Alzen“ an 7000 Denkmäler aufweisen. Diese Gräbermale, Urnenfelder und Steinsetzungen, von der einsamen, seit Jahrtausenden gleichen Heide bewahrt, sind eine besondere Eigentümlichkeit dieser Landschaft.

Schwerlich vermochte in älterer Zeit der Ackerbau eine irgendwie zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Bei den einfachen Hilfsmitteln konnte nur der geringste Teil des Bodens einen nennenswerten Ertrag liefern. Bewohnbar wurde das Land eigentlich nur, wenn sich ein Tier fand, dem das in unerschöpflicher Fülle hier wuchernde Kraut die zusagende Nahrung bot. Ein solches Tier ist die Schnucke, und kaum wird man irren, wenn man sich die älteste Bevölkerung vorwiegend als Schnuckenzüchter denkt. Auch die Langobarden werden wesentlich Schnuckenzüchter gewesen sein, wie ja denn auch bis vor einem Menschenalter die Schnuckenherde den Hauptreichtum des Heidjers bildete. Woher das Tier eigentlich stammt, ist unbekannt. Wenn man liest, es habe sich an Boden und Klima der Heide seit Jahrtausenden angepasst, so ist nichts verkehrter. Es ist im Gegenteil merkwürdig, daß dieses Tier, so ausdauernd es sonst ist und so wenig Pflege es bedarf, das Hürden nicht vertragen kann. Daher hat es für die Schnucken niemals Schäferkarren und Hürde, wie für die fettvolliefigen Schafe gegeben, sondern für diese dünnhaarigen Tiere wird, wo sie auch immer gehalten werden, ein besonderer Stall als Zufluchtsort auf der Heide selber gebaut. So erklären sich diese zahlreichen Schnuckenställe (Schastkofen), die, an die Hunderte, überall zerstreut sind und mit ihrem Findlingsuntergrunde eine besondere Eigentümlichkeit der Heide bilden. Doch werden sie mit der Umwandlung der Heidwirtschaft schon seltener. Wie Trümmer einer verschwundenen





Abb. 38. Sültinger Mühle (Zu Seite 138)

und entschwindenden Zeit ragen sie, oft bereits verfallen, in einsamer Heide auf (Abb. 4, 15, 17, 54, 81).

Vielleicht fällt auch von hier ein Licht auf die Entstehung des so merkwürdigen und für die heutigen Verhältnisse kaum mehr passenden Einhauses. Wenn in diesen Gegenden seit uralter Zeit während der Nacht ein Unterkunftsraum für die Schnuckenherden nötig war — und bei der geringen Vermehrungsfähigkeit müssen die Herden immer zahlreich gewesen sein —, so war es für den Hirten und die Seinen das Einfachste, bei den Tieren zu Gast zu gehen, wie es eben der niederländische Bauer noch heute tut. Er brauchte nur in dem geräumigen Schafstall, dessen Erbauung in dem holzreichen Lande leicht war, einen Raum für sich und seine Familie durch ein „Gatter“ abzutrennen. Eine Tür darinnen, „die Gatterndör“ noch heute genannt, führte durch das Gatter zu dem Vieh. So scheint sich das niederländische Haus von selber aus dem Heidboden entwickelt zu haben und die empfindliche Schnucke war es, die den Menschen zwang, so und nicht anders zu bauen. Die Ähnlichkeit zwischen Schafstall und Einhaus ist sofort einleuchtend (Abb. 17).

Dieser abgetrennte Raum zu ebener Erde hieß das „Flett“ = ebene Fläche, ein uraltes indogermanisches Wort. Auf ihm (Abb. 53) war die Feuerstelle, der Feuersgefahr halber natürlich in der Mitte. Sie war zum Feuerschutz kreisrund mit Feldsteinen umlegt. Darüber war wieder wegen Brandgefahr ein „Rehmen“ angebracht, von dem der bedeutsame Kesselhafen herabhing. Er gilt als Mittelpunkt des Hauses. In ihm wurde der Knecht und die Magd gedungen, und hier geschah die rechtsgültige Kündigung. Daher ging auch oft die Grenze eines Gohgerichts mitten durch die Häuser des Dorfes von Kesselhafen zu Kesselhafen.

Dieser freistehende Herd, beim alten Blothaus wegen der Feuersgefahr notwendig, wird unnötig und sinnlos beim späteren Steinhause. So ist der Herd heute durchweg an die Wand gemauert. Vor einem Menschenalter dagegen gab es noch eine ganze Reihe solcher freistehender Herde. Die letzten drei, aus



Abb. 39. Alte Steinbeker Mühle (Zu Seite 141)



Backsteinen hochgemauert und mit hölzernen roßkopfverzierten „Rehmen“ überdacht, waren in Weesen, Hermannsburg und Oldendorf. Aber in den abgelegenen Gegenden des oldenburgischen Ammerlandes, z. B. in Halstrup, Hollwege, Lindern kann man noch heute die Urform des niedrigen, freistehenden, aus Feldsteinen gebildeten Herdes sehen, wie er einst in der Heide allgemein gewesen sein mag. Das läßt sich auch jetzt noch bisweilen die ursprüngliche Feuerstelle inmitten des Fletts an dem großen dort eingelassenen Stein oder der Musterung des Steinpflasters erkennen, z. B. Haus 1 in Altenboitzen von 1699. Der Rauch zog durch das „Ahlenloch“ oder über die Diele durch die „Wissendör“ ab. Sie hieß „Wissendör“, weil durch sie der Mist herausgebracht wurde; daher lag sie naturgemäß dem Flett gegenüber an der Stallseite.

So bestand das altfriesische Haus ursprünglich wohl nur aus zwei Abteilungen, dem großen Stallraum und dem Flett dahinter. Der dritte Raum, die „Dönze“, hinter dem Flett gelegen, scheint einer späteren Entwicklung anzugehören, wenigstens gibt es für ihn kein germanisches Wort. Die Bezeichnung dafür, „Dönze“, ist slawischen Ursprungs (slawisch *dwernize*, russisch *gor-nitza* = Stube, heizbares Gemach). Übrigens ist das Wort in der Heide nicht überall bekannt. Zweifellos war das ursprüngliche Haus ganz aus Holz gebaut, vielleicht mit Findlingsuntergrund gegen die Bodenfeuchtigkeit versehen, gleich den jetzigen Schafställen. Später mag der Wohnraum der Menschen aus Steinen aufgeführt sein, während der Stallraum den Holzbau behielt. Solche halb aus Holz, halb aus Stein erbaute Bauernhäuser gibt es noch mehrfach (Abb. 52).

Auch die Nebenhäuser auf den alten Höfen sind in der eigentlichen Binnenheide noch durchweg aus Eichenholz gebaut (Abb. 48), und zwar immer mit lotrechter Stellung der Bohlen, die lange, riesige Schenke mit dem Wagenschauer, der Schafstall, seltener der Schweinestall, das Plaggenschauer, das Backhaus mit dem steinernen Ofen, und vor allem der für die südliche Heide so bezeichnende fensterlose „Trippenspieker“, meist einstöckig, aber auch zweistöckig. Er steht meist quer zur Achse des Haupthauses, damit er vom Flett aus über-



Abb. 40. Wintertag (Zu Seite 62)

sehen werden kann. Denn in ihm lagerten wertvolle Schätze: die geräucherten Fleischwaren, das ausgedroschene Getreide, die Bienen- und Webegeräte. In der nördlichen Heide scheint er gänzlich zu fehlen, aber gleich jenseits des Wildesbergeres erscheint er zuerst in Niederhaverbeck, findet sich mehrfach im Lohetal, ist dann zahlreich in der eigentlichen Heidmark. Die Banart, ganz ohne Eisen, ist überaus merkwürdig und macht den Eindruck hohen Alters. Der älteste scheint ein Speicher von 1570 in der Hermannsburger Gegend zu sein (Abb. 44, 49, 50).

Schon der große Bedarf an Eichenholz läßt es erklärlich erscheinen, daß die Siedler durchweg in einem Eichenkamp sich niederließen. Nur dieses war damals bei seiner Unverwüstlichkeit von Wert. Gebälk und Dach, Truhe und Sarg, Tisch und Lager war daraus gearbeitet. Dabei spendete der Baum Kühlung im Sommer, Wärme im Winter, aber vor allem Schutz vor dem Sturm, der über die kahle Heide noch heute mit furchtbarer Gewalt dahibraust und das langherabreichende Strohdach wie spielend zerpfückt. Dann gab er vor allem Schutz vor Blitzgefahr. Wenn man heute den Heidjer fragt, weshalb er das Gehöft mit Eichen umgeben habe, so ist die erste Antwort, weil sie den Blitz anziehen. Daß die Eiche ein Fruchtbaum für die wühlenden Schweine war, kam hinzu. Sie zeigte ferner lehmigen, fruchtbaren Boden an, und zwischen dem lichten Bestand sproßte das Wiesen gras für die hochbeinigen, mageren Rinder und struppigen Kasse. Kein Wunder, wenn mit Vorliebe hier das Blockhaus gebaut wurde. Und so liegen die Siedelungen noch heute im Eichenhain versteckt, breit umgeben von Findlingsmanern oder seltsamem, nagellosem „Stakentum“ (Abb. 43) oder dem „Ekenholtentum“ (Abb. 51), der den Eindruck urältester Zeit hervorruft. Was einst nützlich und daher notwendig gewesen war, mochte allmählich zu unverstandener Sitte erstarren, und so pflegt der Heidjer bis auf den heutigen Tag unter ganz veränderten Verhältnissen, wo die Eiche aus einem Nutzbaum fast zu einem Zierbaum geworden ist, nach altem Brauch junge Eichenreiser um seinen Hof zu pflanzen. Die zahlreichen Ortsnamen auf loh, die auf diese kleinen Waldbezirke hinweisen, finden so leicht ihre Erklärung. Die Gehöfte liegen im Loh, in dem die Schweine zur Mast getrieben werden, ringsherum die braune Steppe zur Schuuden- und Immenweide.

Höchst eigentümlich ist die Siedelungsweise in der Binnenheide. Um die Hauptsiedelung, jetzt Kirchdorf, liegt ein Kreis von mehr oder minder großen Höfen. Es sind Einzelhöfe, Doppelhöfe, auch wohl drei oder vier, selten mehr. Vielfach gehen diese wieder auf Teilung eines einzigen Hofes zurück. Von einer ganzen Reihe weiß man es (z. B. Lutterloh), von andern sagt es der Volksmund noch deutlich in dem Namen (z. B. Hanglüß, Eggersglüß, Siemsglüß bei Fallingbostel, Niederohre, Oberohre). Diese Art der Siedelung läßt sich mehr oder weniger bei allen Kirchdörfern verfolgen. So liegen um Hermannsburg: Lutter, Wiffelhorn, Hiester, Severloh, Lutterloh, Barnbostel usw., oder um die Hauptsiedelung Dorfmark die Höfe Aspeloh, Brömmme, Fuhrhop, Bockel, die Höfe von Einzingen, Avenriep, Riepe, Niederriep, Amtsfelde usw., oder um Müden: Willighausen, Niederohre, Oberohre, Schmarbeck, Winterhof, Gerdehaus, Hankenbostel, Poitzen, Velligsen. Genau so ist es um Düsborn, Munster, Bergen, Soltan, Fallingbostel, Bispingen, Undeloh usw. Diese Siedelungsweise ist höchst bezeichnend für die Binnenheide. Es hat den Anschein, als ob bei der Besetzung des Landes oder auch später einzelne von der Hauptsiedelung aus einen „Treck“ in die weite, herrenlose Heide gemacht hätten, wo sie auf nengegründetem Hofe als milde Herren über die Reste der unterworfenen Bevölkerung — die Liten — geboten. In den übrigen Teilen findet man mehr geschlossene Dörfer.

Die Dorfnamen geben im ganzen nur wenig Ausbeute. Daß die Endung rode oder ähnliche fast völlig fehlen, ist schon erwähnt. Man hat eine Schicht ältester Namen mit zum Teil dunklen Stämmen den jungen Siedelungen aus sächsischer Zeit mit Namen, die den holsteinischen gleichgebildet sind, gegenüber-



Abb. 41. Buchweizenfeld bei Amelinghausen. Im Sintergrunde Endmoränenbildung (3u Seite 84)

preisen. So gewannen Dorfßlur und Einzelhof die riesige Ausdehnung, die heute ganz besonders überrascht. Innerhalb der Dorfgemeinde wurde nach dem Viehbestande geteilt. Da es nun damals keine selbständigen Häuslinge mit Viehhaltung gab, sondern diese durchweg als Knechte auf dem Hofe lebten, so teilten die viehbesitzenden Bauern das alte Gemeindeland unter sich, und der sich später bildende, neue Häuslingsstand der Abbauer und Anbauer blieb so ausgeschlossen von dem, was einst gemeinsames Gut aller Markgenossen gewesen war. Auch auf die heute noch ungeteilten Gemeinheiten haben sie so keinen Anspruch. Um so größer wuchsen die Bauerngüter: in der Binnenheide sind 1000—2000 Morgen gewöhnlicher Besitz, aber auch das Doppelte gibt es. Ja, der Besitz des „Heidekönigs“ in Weyhausen beträgt 6800 Morgen (= ca. 1700 ha). Das ist der größte Eigenbesitz in der Heide und der zweitgrößte der Provinz. Welcher Gegensatz zu der Zwergwirtschaft im Wendlande, wo der Bauer 24, höchstens 40 Morgen — freilich fruchtbarsten Lehmbodens — besitzt! In der Harburger Gegend sind die Bauerngüter weit kleiner (100—500 Morgen), in der Marsch und der Kleiegegend um Alzen 60—200 Morgen. Von der riesigen Fläche der Binnenheidhöfe sind etwa 120—150 Morgen Acker- und Wiesenland, alles übrige ist Heide und Moor, Bruchland oder Wald, also nur ein Zehntel oder ein Fünftel ist angebaut. „Hei und Holt sind dem Buren sin Stolt!“ heißt es im Volksmunde.

Die Grundlage des Ackerbetriebes war allgemein die Plaggenwirtschaft. Sie ist, wie es scheint, uralte und auch in anderen Gegenden üblich. Man streute die Ställe mit Heide aus. Das war die Streuheide, die mit der „Twicke“ abgehauen wurde. Daneben schlug man mit der Plaggenhacke große Stücke der Heidenarbe mit daranhaftendem Mutterboden los, bedeckte damit die Dungstätten, oder man legte auch diese Plaggenfoden in die Schafställe, wodurch die Kraft des hitzigen Schafdüngers gemildert wurde. Noch heute ist fast überall, wo weite Heideflächen vorhanden sind, der Plaggenhieb Sitte. Diese fortwährende Beraubung des an und für sich schon mageren Bodens mußte allmählich zur Bodenererschöpfung führen. Wo die schützende Heidenarbe weggehauen war, konnten zuletzt nur Hungergräser gedeihen, Gewitterregen riß tiefe Rinnale, oder der Wind schuf weite Sandwehen. In anderer Weise erschöpfte die übliche Mergelung den Boden. Denn der Mergel enthält an und für sich nur geringe Nährstoffe, er macht nur die im Boden enthaltenen löslich. Daher hat das Wort „ausgemergelt“ die Bedeutung des Erschöpftseins bekommen, die es noch heute bewahrt. Erklärlich wird die ganze Sitte des Plaggenhiebs dadurch, daß in der sandigen Heide bei dem Mangel an Wiesen das Heu fehlte und der Bauer daher gezwungen war, mit Stroh zu füttern. So fehlte es wieder an Streu, und daher griff er zum Heidekraut. Heute ersetzt der Kunstdünger den Mangel und hat bereits gänzlich viehlose Betriebe im Lüneburgischen geschaffen.

Der alte Wirtschaftsbetrieb war äußerst einfach. Dreifelderwirtschaft gab es nur auf den besseren Böden bei Ebstorf, Medingen, Oldenstadt und Harburg, aber nicht auf den Sandböden. Es gab keinen Fruchtwechsel, man baute Roggen auf Roggen, dann Rauhafer und zuletzt Buchweizen. War das Land entkräftet, so legte man es in „Legden“, d. h. man ließ es für mehrere Jahre als Schafweide unbenuzt liegen. Kein Wunder, wenn so der Ertrag gering war, und der Heider bei mühseliger Arbeit kaum das Durchkommen hatte. Wenn nun noch Kriegsereignisse ihm Haus und Hof niederbrannten, so mochte er wohl verzweifelt davonziehen. Daher erklären sich die zahlreichen, „wüsten Höfe“ der Heide, und häufig geschieht es, daß man bei den Aufforstungen plötzlich auf Grundmauern stößt, wo seit Menschengedenken nur noch Heide gewuchert war. „Lüneburger Heide,“ hieß es im Volksmunde, „armer Wichteln Weide,“ oder auch: „Hier geben sieben Kühe ein Maß Milch,“ „das heißt,“ setzte man hinzu, „wenn sie mit eisernen Zangen gemolken werden.“ Und daß diese Spottreden



Abb. 42. Bacholderlandschaft bei Eiferdingen (3u Seite 85)

nicht ganz unberechtigt gewesen sind, mag man vielleicht aus der geringen Bevölkerungszahl schließen dürfen, die sich für die Landdrostei Lüneburg im Jahre 1773 auf nur 183450 belief, das ist etwa der dritte Teil der heutigen Bevölkerung. Daß dieselbe Bodenfläche heute annähernd die dreifache Anzahl ernähren kann, ist eine Folge des planmäßigen Betriebes der Landwirtschaft, der hauptsächlich seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hier Platz gegriffen hat. Man kann sagen, daß der Umschwung mit der Tätigkeit des Freiherrn Christian von Hammerstein auf Brestedt bei Ilzen begann, der 1830 den noch heute bestehenden, überaus segensreichen Provinzialverein in Ilzen gründete. Was die karge Natur nicht freiwillig hergab, das mußte man ihr mit Berechnung und Klugheit, Genügsamkeit und Fleiß abzwängen. Dieser arme Boden, der weniger lange als der fruchtbare planlose Wirtschaftsbetrieb ertragen kann, zwang mit innerer Notwendigkeit zum planmäßigen Betrieb. So erklärt es sich, daß die arme verschriene Heide zum Sitze hochentwickelter Landwirtschaft wurde. Von hier stammt der Kunstwiesenbau, und es ist vielleicht nicht Zufall, daß der große Bahnbrecher der deutschen Landwirtschaft, Albrecht von Thaer, ein Kind der Heide ist (geboren 1752 in Celle, lebte daselbst bis 1804) und hier seine ersten Versuche machte. Heute kann der Wirtschaftsbetrieb als hocherfreulich bezeichnet werden. Während ringsumher die Klagen erschallen, gibt es hier außer der Leutenot keine Notlage in der Landwirtschaft. Freilich hat die Natur, die sonst so stiefmütterlich für die Heide gesorgt hat, sie darin begünstigt, daß sie ihr in dem Kreis der nahen Randstädte Bremen, Harburg, Hamburg, Lüneburg, Celle, Braunschweig, Hannover ein unvergleichliches Absatzgebiet gegeben hat. In dem Maße, als die Heide aufgeschlossen wurde, machte sich immer mehr dies natürlich begründete Wechselverhältnis geltend, und dies hat den Wirtschaftsbetrieb der Heide von Grund aus geändert.

Einige Zahlen mögen diese Verhältnisse kennzeichnen. Außer der Ackerbauschule in Ebstorf und der Wiesenbauschule in Sanderburg, die ihre Zöglinge bis Polen, Ungarn und Rußland entsendet, sind fünf Winterschulen eingerichtet, die für die Verbreitung heutiger landwirtschaftlicher Erkenntnis sorgen. Das Genossenschaftswesen ist ganz besonders entwickelt. Es gibt z. B. 25 Darlehnskassen, ein Duzend Waldgenossenschaften, 15 Bewässerungs-, 10 Entwässerungs-, 12 Einkaufs-, 26 Eierverkaufsgenossenschaften, 15 Stierhaltungs-, 60 Molkereigenossenschaften, 40 Pferdekassen, an 80 Kuhkassen, an 100 Schweinekassen! Für den Zwischenhändler, den jüdischen Makler und Geldverleiher, ist hier kein Raum. Es ist bezeichnend für die wirtschaftliche Anlage des Heidlers, daß als eine der ersten ländlichen Sparkassen von Deutschland die zu Fallingbostel (im Jahre 1838) gegründet wurde. Die landwirtschaftliche Vereinstätigkeit ist hier in hohem Grade rege. Der Provinzialverein mit 60 angeschlossenen Zweigvereinen umfaßt an 12000 Mitglieder. Im Jahre 1894 kam ein Mitglied eines landwirtschaftlichen Vereins auf 40 Einwohner, in Posen erst auf 240, in Ostpreußen auf 270 Einwohner. Kein Wunder, daß die Verhältnisse sich ganz besonders gehoben haben. Nur die nicht mehr lohnende Schafzucht ist zurückgegangen. 1848 gab es 638300 Schafe im Lüneburgischen (darunter 380000 Schnucken), und noch 1873 584000. Heute ist der Schafbestand auf 172000 — darunter etwa 100000 Schnucken — gesunken. Sonst ist überall die Viehzucht gestiegen. An Zahl der Ziegen, 53900, wird Lüneburg nur von Hildesheim übertroffen. An Federvieh, 1054100, übertrifft es sämtliche übrigen Regierungsbezirke. Pferde gab es 1813 19700, aber 1873 bereits 38200, 1900 aber 49500. Das ist das Zweieinhalbfache mehr innerhalb eines Jahrhunderts. Nur der marschenreiche Regierungsbezirk Stade hat etwas mehr (51086). Rinder gab es 1848 175000, 1900 dagegen am meisten von allen hannoverschen Regierungsbezirken (225522) im Werte von 51 Millionen! Auch in der Mastkälberzucht steht es mit 116165 allen Regierungsbezirken voran. Es spricht sich deutlich in den Zahlen aus, daß die Heide für

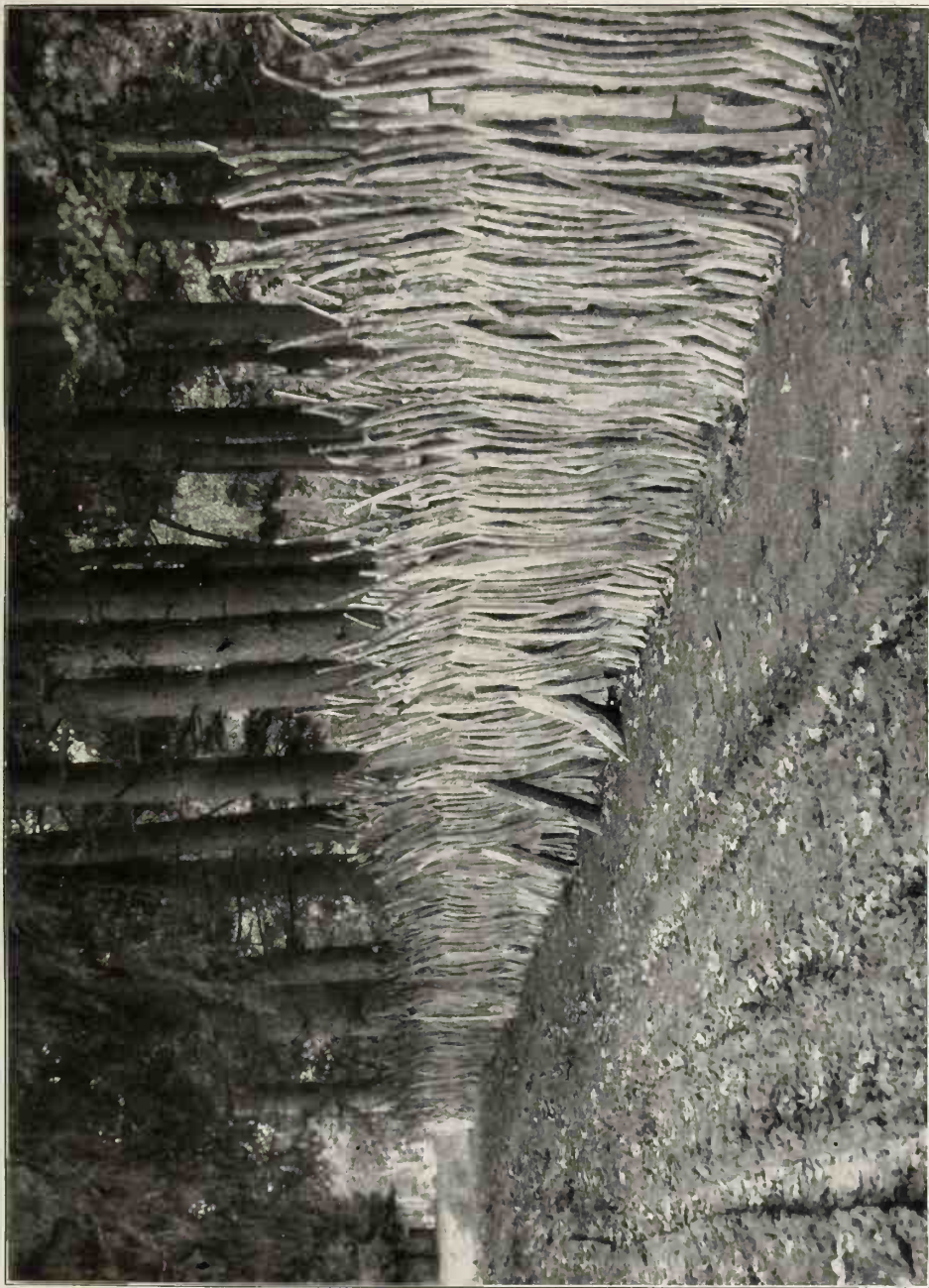


Abb. 43. Dorfstraße mit „Statentun“ (3n Seite 50)



22

Abb. 41. Altlüneburger Treppenspeicher in Münden (Zu Seite 50)



den Fleischbedarf der großen Randstädte züchtet. Noch klarer zeigt sich dies in der Zucht der Schweine, dem wichtigsten Fleischnahrungsmittel. Diese hat sich am meisten gehoben. Durch Kreuzung mit dem englischen Schwein, das seine besten Eigenschaften wieder dem chinesischen Blute verdankt, ist das alte hochbeinige, schmalrückige Landschwein überaus wertvoll geworden. Wie die Provinz Hannover alle preussischen Provinzen an Zahl der Schweine übertrifft (1585917) — fast soviel als das rechtsrheinische Bayern mit $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, dreimal soviel als das Königreich Sachsen! —, so übertrifft wieder der Regierungsbezirk Lüneburg alle andern Hannovers! Es wird fast eine halbe Million erreicht im Werte von 24 Millionen Mark, während 1848 die Anzahl nur 22564 betrug. Also ist der Bestand in 50 Jahren um das Zwanzigfache gestiegen! Die Heide ist durch das Bedürfnis der Randstädte das Land der Schweine geworden, wie es in Deutschland kein zweites gibt. Wie sonst etwa das Federvieh, so zahlreich sieht man sie auf den Eichwaldhöfen, die ihnen unvergleichliche Lebensbedingungen wie in der Wildnis gewähren. Ein Viertel sämtlicher Schweine befindet sich in dem Besitz der „kleinen Leute“. Daher ist auch der Körnerbau in der Heide nicht Selbstzweck, sondern dient der Viehzucht. Ja, in Massen kommt noch ausländisches Getreide, namentlich amerikanischer Mais, die Elmenau aufwärts, daß der Heidjer nicht sowohl den Wechsel der inländischen Kornpreise als den Wechsel der Viehpreise empfindet. 1893/94 wurden auf den lüneburgischen Stationen 137308, 1897/98 sogar 232507 Schweine verladen! So ist die Viehzucht durchaus der Schwerpunkt der Landwirtschaft und die Quelle des Wohlstandes. Man kann rechnen, daß ein mittlerer Bauer etwa 800—1000 Mark aus seinem Hof an Reingewinn herauswirtschaftet, der geldkräftige mehr, in guten Jahren das Doppelte. Das sind

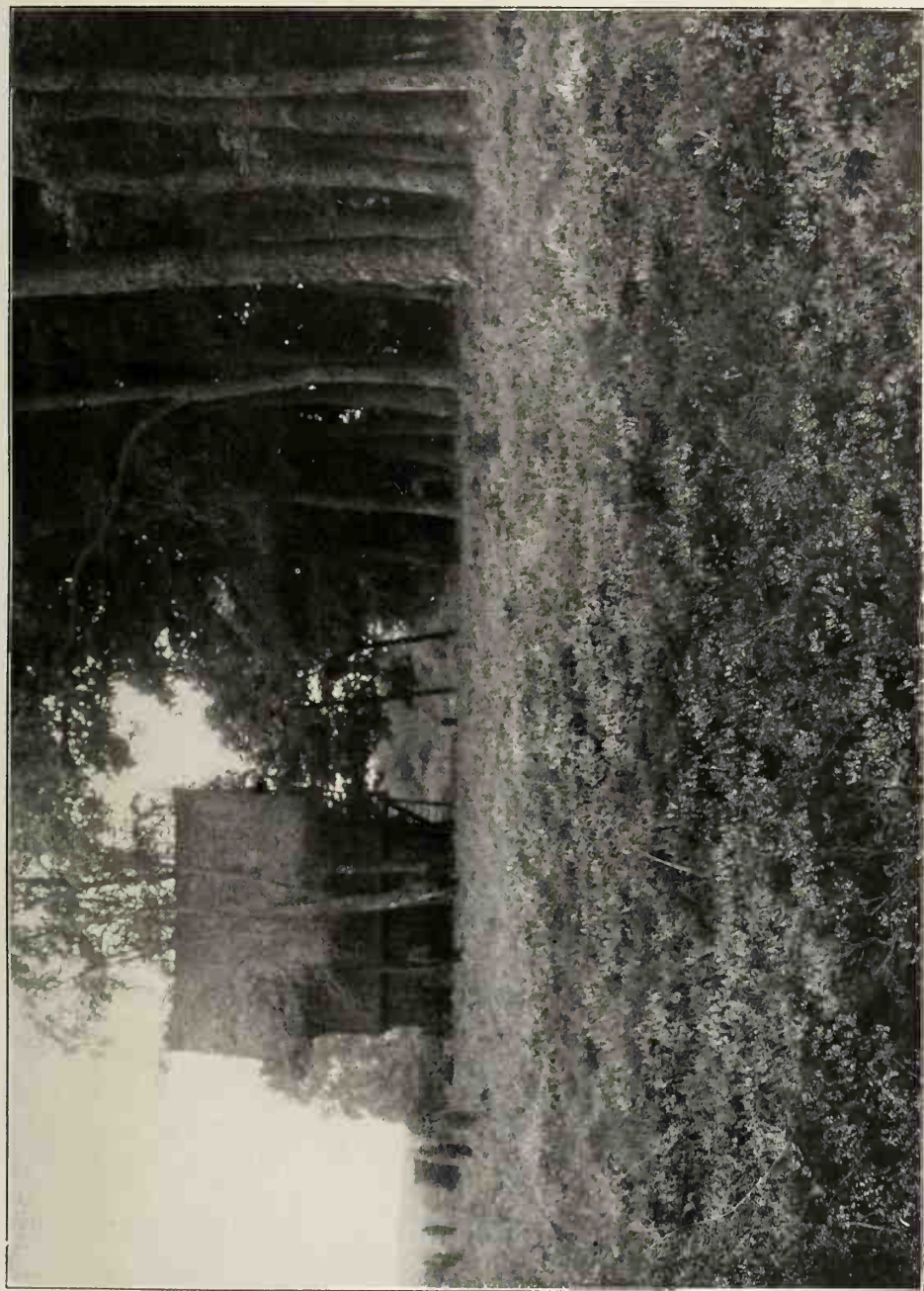


Abb. 15. Giechhof mit Treppenteicher (Zu Seite 50)

gesunde bauerliche Verhältnisse. Und so füllen sich die Sparkassen des Bezirkes von Jahr zu Jahr mehr. Das hier angesammelte Kapital ist weit größer als man gemeinhin annimmt. Hier kommt auf den Kopf der Bevölkerung weit mehr als das Doppelte von dem, was im Reich Durchschnitt ist. 157 Mark Reichsdurchschnitt stehen an 362 Mark gegenüber! Der Sparkassenbestand für den einen Regierungsbezirk Lüneburg mit $\frac{1}{2}$ Million Einwohnern betrug reichlich 180 Millionen Mark, gegenüber 281 Millionen Mark des rechtsrheinischen Bayern mit $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern! So hat der Heidjer mit 362 Mark mehr als das Siebenfache des Bayern (51 Mark) auf der Sparkasse! Und diese Millionen entstammen nicht etwa dem Bergbau, Handel, Industrie, sondern sind fast lediglich dem mageren Grund und Boden durch eisernen Fleiß abgewonnen. Das ersparte Geld des Heidjers wandert vielfach als Hypothek auf die Marschenhöfe. „Was die Seeft hinträgt,“ sagt man, „holt die Marsch wieder.“

Aus dem Bedürfnis der Randstädte erklärt sich ferner die Masthühnerzucht, namentlich der Harburger Gegend — durch die allein im Kreise Winsen 1899 mehr als eine Million Mark aufgenommen ist — und der riesige Eierversand aus der Heide. Und ebenfalls wieder findet die Anlage von Fischteichen, die von Jahr zu Jahr zahlreicher werden, hierdurch ihre Erklärung. Fischteiche, so heißt es, sind besser als Wiesen. Und so sieht man jetzt, wo früher dunkles Moorwasser, Sauergräser und Binsen sich erstreckten, weite spiegelnde Wasserflächen, in denen sich Edelfkarpfen und Forellen tummeln. Der Kreis Celle hat die meisten Fischteiche, es gab nach dem Handelskammerbericht (Lüneburg 1900) dort 240 (jetzt über 300) mit 3000 Morgen Wasserfläche, Ilzen besitzt 800 Morgen, Winsen 180 Teiche, Soltan 50, Fallingb. 80, Harburg 130 Teiche. Der Bienenbestand ist infolge Verminderung der großen Heidflächen durch Umbruch und Aufforstung, dann mittelbar durch den Rübenzuckerbau und die dadurch bedingte Entwertung des Honigs bedeutend zurückgegangen. Im Jahre 1857 gab es noch 140000 Stöcke, 1900 66211, freilich noch immer am meisten von allen Regierungsbezirken Preußens. Hier kommen noch immer 16 Bienenstöcke auf 100 Einwohner, gegenüber einem Durchschnitt von 4,6 im Reich. Eine besondere Eigentümlichkeit der Heide sind die nächtlichen Bienenwanderzüge, die im Frühjahr die fleißigen Tiere „ins Stift“ — ins Hildesheimische — befördern und wieder mit Beginn der Heideblüte schlafend in die Heimat zurückbringen, wo der Tisch von neuem für sie gedeckt ist.

Die Bodenerzeugnisse kommen hinzu. Die Obstbaumzucht liegt noch im argen. Es ist ein Jammer, diese ungepflegten, halbverhungerten Bäume in den Bauerngärten zu sehen, die niemals eine Schere berührt hat. Bei dem Obstbedürfnis der Randstädte könnte planvolle Zucht hier große Werte schaffen. In jüngster Zeit werden denn auch große Obstgärten angelegt. Was dagegen die Natur von jeher freiwillig an Früchten spendete, die Waldbeeren, das war seit alters eine reiche Einnahmequelle. Wer nicht gebunden ist, der eilt zur Reisezeit in die Wälder, die Häuser der kleinen Leute stehen leer, die ganze Familie ist mit Pflücken beschäftigt. 1894 wurden allein auf dem Bahnhof Celle 124540 kg Kronsbeeren verladen, 1895 aber 473570 kg, die fast hunderttausend Mark an Wert darstellen. Heidelbeeren (Bickbeeren) sind 1903 129100 kg von Celle versandt. Auch die Pilzernte — vor einem Jahrzehnt noch kaum bekannt — ist bedeutend. Fleißige Pflückerinnen mögen es oft an 20 Mark bringen. In Winsen a. d. N. und Bergen haben die Händler in der Pilzzeit oft Abend für Abend 1000 Mark und mehr anzahlen müssen. Leider werden die edlen Steinpilze schon seltener. Von den Ackererzeugnissen geht Buchweizen- und Flachsban, einst weit verbreitet, von Jahr zu Jahr mehr zurück. Daß der Körnerban mehr der Viehzucht dient als Marktzwecken, ist bereits gesagt. Berühmt ist seit alters die hannoversche Eierkartoffel, die hier auf den mageren Sandböden den höchsten Wohlgeschmack gewinnt. Sie geht in großen Massen



Abb. 46. Seidelhäler (3u Seite 86)

Bei dem Reichthum an Vieh und Bodenerzeugnissen ist die Nahrung von jeher reichlich, ja überreichlich gewesen. Milch und Fleischnahrung gibt es in großer Fülle. Morgens Buchweizengrütze in Süß- oder Buttermilch — jetzt durch den Kaffee vielfach verdrängt —, dazu Grödwurst, Pfannkuchen, Bratkartoffeln; zum Frühstück: Speck, Wurst, Brod, Eier, Käse; mittags: Schnuckenfleisch, Rauchfleisch, Kartoffel- und Buchweizentöpfe, Erbsen, Kohl, Dickmilch, Pfannkuchen, Bietbohnen, Bratbirnen; nachmittags nach dem Schlafen gibt es Kaffee und Brod; zum Vesper: Speck, Wurst, Brod; abends wieder wie morgens: Bratkartoffeln, Speck, Wurst, Hering, Dickmilch, Schwarzbrod, Quetschkartoffeln, Buttermilch, vor allem Buchweizenpfannkuchen. Das ist die eigentliche Lieblingsnahrung des Heidsers. Schafffleisch gab es hier früher mehr als Schweinefleisch. Noch vor wenigen Jahrzehnten war ein eigentümliches Getränk bei der Fülle der Honigernte weit verbreitet, der Met, das Honigbier, das die Frau oder der Imker des Hofes zu bereiten verstand. An 200 bis 300 Liter pflegte man auf einem Bauernhofe zur Zeit herzustellen. „To hungern brukt hi keen,“ heißt es in der Heide. In der That, was in Mitteldeutschland, etwa in Thüringen, so oft niederdrückt, die bittere Noth in dem Antlitz der blassen Frau und der Hunger in dem schwächlichen Kindergezicht, das gibt es hier nicht. Auch das geringste Tagelöhnerkind ist sauber und ordentlich gekleidet. „Die Armut sieht wohl einmal ins Fenster, aber sie kommt nicht in die Thür“ heißt es. Auch der Tagelöhner hat seine drei bis vier runden Schweine im Stall. So sind denn auch vielfach, z. B. im oberen Luthetal, die Armenhäuser verkauft oder verpachtet, weil sich keine Insassen mehr fanden.

Besonders alterthümliche Sitten finden sich auch in den abgelegenen Gegenden der Heide nur wenig. Wer ein kaum bekanntes Stück niedersächsischen Volkslebens sehen will, der mag etwa das Ebstorfer Schützenfest zur Pfingstzeit besuchen. Schwerlich läßt sich ein holderes Bild denken als der Kinderreigen unter den hohen Eichen, wenn zwischen dem Waldgrün die Sonnenstrahlen über die kleinen fröhlichen Menschenblüten in ihrem bunten Sommerkleid dahinhuschen. Oder wenn nach alter Sitte der nengewählte Schützenkönig in den Klosterhof geführt wird, der Frau Abtissin vorgestellt zu werden, unter hellem Jubelruf voranziehender Kinder, dem Geleit der Hellebardiere, gefolgt von dem Wiltde-meister mit den alten silbernen Abzeichen und dem ganzen Heere der Schützen!

Oder wieder wenn ihn dasselbe Geleit zu dem eigenen festlich bekränzten Heim zurückbringt, wo die Hausfrau den Neuerwählten erwartet und nach alter Sitte ihren königlichen Eheherrn auf offener Straße mit einem Kusse bewillkommnet, während das versammelte Kriegsvolk präsentiert und die Musik einen Tusch bläst. Oder wieder abends im Zelt, wenn der König den alten „Pfeisentanz“ mit der Königin eröffnet, gemessenen Schrittes, oder noch später, wenn die Gildesherren, mit alten silbernen Ketten behangen, zusammen mit ihrem König aus jahrhundertaltem Zinntrug zechen, abseits von dem jungen Volk, das sich am Tanze vergnügt! Welche Bilder harmloser, in Sitte gebundener Fröhlichkeit und schönen Behagens am Leben! Ähnliche Szenen haben den großen flämischen Malern die schönsten Anregungen geboten! Hier steigen sie noch alljährlich zwischen Klosterhof, Waldgrün und stiller Heide empor und versinken lautlos, kaum von einem Fremden gesehen und von keinem Künstler festgehalten! — Solcherlei Bilder mögen sich hin und her in den Dörfern finden, die der Entdeckung harren. Aber im ganzen ist der nach innen gefehrte Blick und die nüchterne Lebensauffassung dieses hartarbeitenden Geschlechtes nicht günstig für die Ausbildung dieser bunten Gebilde eines sinnesfrohen Volkstums. Es ist überraschend, wie selbst das wenige, was sich an Sitte um die Kernpunkte des Lebens, Geburt, Hochzeit, Tod, rankte, im Laufe von zwei Geschlechtern unter dem Einflusse der städtischen Bildung verschwunden ist. Alle die schönen, sinnlich schalkhaften Reime, mit denen der Hochzeitsbitter zum Feste lud, gibt es nicht mehr. Gedruckte Einladungskarten werden dafür durch einen behänderten Burschen umhergetragen oder auch schon durch die Post versandt. Die Brautkrone mit ihrem bunten Glitter, die langen, wehenden Bänder daran, die Musikanten auf dem Wagen, der „Kistenpantwagen“ mit der Mitgift, der die über die Straße gespannten Fäden zerreißen mußte — es ist alles vergessen. Und doch welch wundervolles Bild altgermanischen, sinnvollen Brauches tritt uns entgegen, wenn wir hören, daß in der Gifshorner Gegend noch vor zwei Menschenaltern der „Brautheischer“ in die Diele der Brant vortrat, mit langem Stabe an den „Dössel“ des Lores schlug, dreimal feierlich die Brant „heische“ und dann, wenn sie ihm überliefert war, die zerbrochenen Stücke seines Stabes in das flammende Herdfeuer des Fletts warf. So feierlich löste sich noch damals das Heidekind von dem Herdsitz seiner Väter! Selten gibt es noch das Erntefest, den Fastelabend, das „Fehakensfest“ (Habichtsfest), selbst die Osterfeuer sind selten geworden. Die schöne Sitte, beim Mähen des Feldes ein paar Ähren stehen zu lassen als „Vergode deel“ „Frau Goden Teil“ ist geschwunden. Nur die Kleinen haben sich die uralten Sitten nicht rauben lassen. Noch bedecken Mädchen und Knaben zur Pflingstzeit einen Gespielen mit Maigrün, fahren ihn im Wägelchen von Haus zu Haus und erbitten für das „Pflingstkalv“ — denn dazu hat sich die Maibraut gewandelt — von Bauer und Bäuerin milde Gaben mit klagenden Worten. Oder am Thomsabend (21. Dezember) kommen die größeren Knaben als „Thomße“ verumumt in die Häuser, lassen die lütjen Gören „beten“ oder hersagen und werden selbst beschenkt. Auf der Straße schrecken sie die Kleinen. Auch die Spinnstuben mit ihren alten Sitten und Unsitten gibt es nicht mehr. An Stelle der Spukgeschichten, die früher fast ausschließlich den Stoff der Unterhaltung bildeten, ist die Zeitung getreten. Auch die bunten Trachten sind geschwunden. Das gestickte samtene Vorhemd des Bauern ist der letzte klägliche Rest der alten Volkstrachten. Sie sind nun in die Museumsräume — namentlich nach Celle — gewandert. Nur in der Hermannsburger Gegend findet sich noch eine schwarzweiße Abendmahlstracht, über einem dunkeln Tschleide ein weißer Umhang, über schwarzer Kappe ein weißer Streifen. Sie ist ein sinniges Abbild von dem religiösen Empfinden dieses Volksschlages, in schlichtester Einfachheit die Farbe hohen Ernstes mit der Farbe der Reinheit und Freude zusammenstellend.

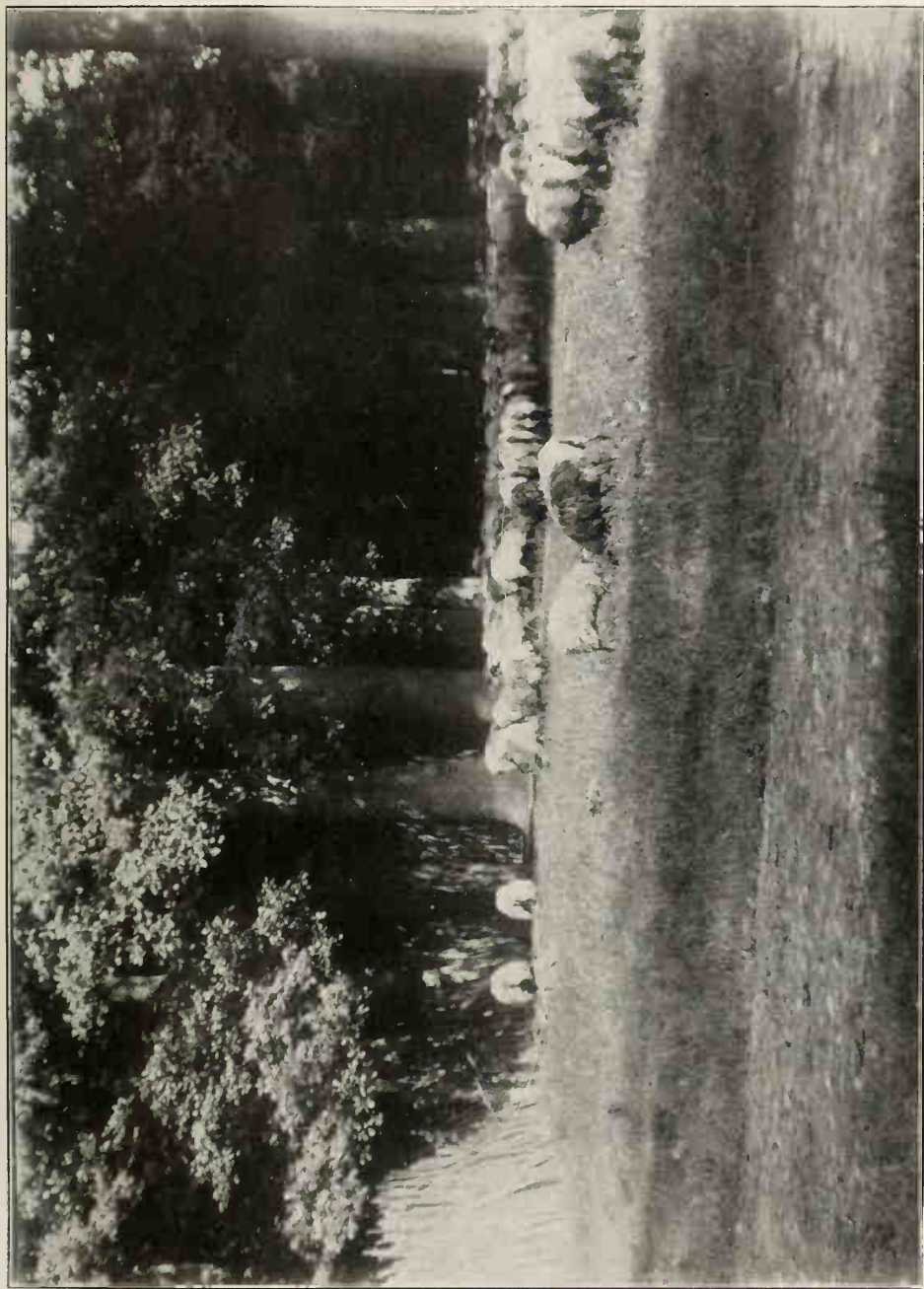


Abb. 47. Schafherde auf dem Eichenhof, links der „Statentum“ (3u Seite 50)

VII. Straßenzüge

Eine ganz besondere Hervorhebung verdienen die Spuren uralter Frachtstraßen, die — in ihrer Art einzig in Deutschland — genau so natürlich aus dem Sandboden der Heide hervorgewachsen sind wie etwa die Saumpfade im Hochgebirge oder die alten germanischen Bohlwege im Moor. Sie geben uns ein deutliches Bild der alten Heerwege, wie sie ohne Steinschlag, ohne Seitengräben, ohne Baumeinfassung durch das Pferd geschaffen werden mußten, das hügelaufl, hügelab in Windungen den Frachtwagen zog.

Während im Gebirge die beladenen Saumtiere mühsam hintereinander klimmend einen einzigen, und zwar den denkbar schmalsten Pfad austreten, so entstanden hier auf breitem Heideboden, der fast wertlos nur der Schafzucht diente, Hunderte von Gleisen nebeneinander, und der Weg erstreckte sich oft einen Kilometer und darüber in die Breite. Hatten die schweren Frachtwagen die Heidenarbe durchbrochen, daß der graue Sand hervorquoll und das Fahren allzu mühsam wurde, so suchte man neben der alten eine neue Spur, bis auch hier die Narbe der Belastung nachgab. So ging es fort, bis der ganze Boden mit sich kreuzenden Schlangenlinien bedeckt war. Noch heute kann man diese alten „Dietwege“, wie sie in den Urkunden heißen, mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen, namentlich da, wo die Schafe das Kraut niedergehalten haben, z. B. bei Wulfsode, Lutterloh, Bokel, Langwedel. Hunderte von Doppelgleisen, vertieft durch den Huftritt der ziehenden Rosse, zwischen ihnen ein schmaler, unberührter Heidestreifen, „der Rehmen“, zeigen die Richtung dieser uralten Heerwege an. Aber nicht selten bemerkt man auch innerhalb dieser doppelten Fahrgleisen eine einzige Mulde im Boden wie eine Art flacher Graben sich, kaum unterbrochen, hinziehen. Das sind die Spuren eines sogenannten Heßengeweges, auf dem zweiräderige Karren aus Mittel- und Süddeutschland sich bewegten, durch hintereinandergeschirrte Pferde, wie es im Süden noch jetzt Sitte ist, gezogen. Manchmal erkennt man drei oder vier solcher Mulden. Diese natürlich gewachsenen, grabenartigen Karrenwege haben öfters im Mittelalter als Grenze der einzelnen Gohgerichte gedient. Ein solcher Heßengeweg ist der Heidweg am Urloh zwischen Garßen und Rebberlah, der noch heutigentags den Namen „Karrenweg“ trägt. Es ist der uralte Heerpfad über Celle—Lutterloh—Wulfsode nach Lüneburg. Heute sind die ausgetretenen Mulden eingeebnet, aber im Gedächtnis des Volkes lebt noch die Erinnerung, daß hier einst lange Fuhrzüge von Lastkarren aus Oberdeutschland von glockenumhängten Rossen gezogen wurden.

Daß es nicht leicht war, sich in dem Gewirr der sich kreuzenden Weglinien zurechtzufinden, ist natürlich, und oft liest man daher in alten Berichten von den Klagen der Reisenden über unkundige Kutscher. Denn auch die Birken, die jetzt jeden zu einem bewohnten Gehöfte führenden Weg einfassen (Abb. 3, 55, 73) und selbst zur Nachtzeit durch ihren leuchtenden Stamm den Wanderer sicher geleiten, haben wir für die alte Zeit nicht vorauszusetzen. Diese Einfassung ist erst ganz jungen Ursprungs. Die größte Menge ist vor 40 bis 50 Jahren angepflanzt worden. Noch in der napoleonischen Zeit hat Davoust, um den Weg durch die Heide nach Hamburg zu kennzeichnen, in gewissen Abständen Stangen einschlagen lassen. Heute wieder beginnt die Birke, die so bezeichnend für die Heidwege ist, vielfach dem fruchttragenden Apfelbaum zu weichen. Auch die Eberesche, die im Herbst mit ihren roten Früchten die Landstraßen in der Nähe der Dörfer so farbenfroh einrahmte, verschwindet immer mehr. Noch vor kurzem, wo jung und alt in der Heide dem Kramtsvogelfang oblag, konnte er als wirklicher Fruchtbaum gelten, während er heute, wo der Fang gesetzlich eingeschränkt ist, ein fauler Baum geworden ist.



Abb. 48. Müllener Giechhof (zu Seite 48)

Die Richtung der alten Straßen läßt sich noch heute deutlich festlegen. Sie liefen von Bardowiek oder Lüneburg strahlenförmig aus. So über Ülzen und Wieren in die Altmark und nach Magdeburg; über Ülzen, Wöfel, Bishorn nach Braunschweig; über Wulfsjode, Lutterloh nach Celle; über Amelinghausen, Stübecksborn nach Soltau und Verden; von Lüneburg, Salzhausen, Schneverdingen, Rotenburg nach Bremen; von Lüneburg, Winßen, bei Hoopte über die Elbe nach Hamburg.

Es hat nicht geringen Reiz, sich in jene Zeit zurück zu versetzen, wo in diesen jetzt nahezu menschenleeren Gegenden der Großhandel sich bewegte. Da gingen riesige, mit Leinen überspannte Frachtwagen, mit hohen Leitern versehen, zwischen den Rädern den viereckigen Kästen, der die Aushilfshufeisen, den schweren Hemmschuh und die wenigen Habseligkeiten des Fuhrmanns trug, in langem Zuge hintereinander, umfläuft von dem bellenden Hunde, gezogen von schweren, schellenbehangenen Brabanter Rossen mit hohem Kummetschirr, neben ihnen der Fuhrmann in blauem Kittel, die Peitsche schwingend. Aus dieser Zeit stammen noch die vielen Heidefrühe mit ihren riesigen Baulichkeiten und weiten Stallungen, die heute in der tiefen Einsamkeit der Heide überraschen. Der allbekannte Witthöfische Hof in Wilsede war auch ein solcher Heidefrug. Welch reizende, malerische Bilder mag damals ein solcher Heidehof Tag für Tag gesehen haben! Und doch hat niemand es für wert gehalten, sie aufzuzeichnen! Aber mit wirklichem Grauen müssen wir der Reisenden gedenken, die hier über Stock und Stein oder in endlosem Sande von tödlichster Langeweile geplagt, hin- und hergeschleudert von dem unebenen Wege, sich schneckenartig vorwärts bewegten. Aus den fruchtbaren Talzügen Mitteldeutschlands kommend, sahen sie sich hier endlosen Sandgeschieben gegenüber. Wir können es verstehen, in welcher Stimmung sie gewesen sein müssen. Alle üble Laune ergoß sich auf das unglückselige Land. Wie herzbeweglich klagte bereits der gelehrte Herr Zacharias von Uffenbach (Merkwürdige Reise durch Niederachsen, Holland, England, S. 460) im Jahre 1710: „Ich hatte mir eingebildet, die übel beschriene Lüneburger Heide sei deswegen so berufen, weil man so wenig Orte und Bequemlichkeiten darauf fände; allein der Weg an sich ist verzweifelt böse, und machen die vielen Herzens- und Kopfschöße, so man bekommt, daß man ihrer nicht leicht vergißt. Denn erstens hat diese Heide viele Hügel und Unebenen. Zweitens ist sie sonderlich um diese Zeit des Jahres und im Herbst grundlos und hat dannenhero lauter tiefe Gleisen. Drittens macht noch das Wilde und Unkraut, so drauf wächst und harte Wurzeln hat, daß es ungleich und sehr verdrießlich drauf zu fahren ist.“ Und bei Meyer (Darstellungen aus Norddeutschland, Hamburg 1816) heißt es: „Diese Sandchaussee ist von unendlicher Länge und peiniger Langeweile. Sie muß wegen ihrer fußtiefen Spuren im mahelnden Flugsande fast Schritt für Schritt durchpflügt werden, wenn nicht hier und da die festen Nebenwege eine Weile aushelfen. Zu beiden Seiten breitet sich eine weite, finstere Heide, deren Grenzen der Horizont zu sein scheint. Kein Baum beschattet die Heerstraße. Die einzige traurige Unterhaltung geben die Meilensteine mit der Bezeichnung der zurückgelegten Weglänge, aber auch zugleich des Schneidenganges der endlosen Kreuzfahrt.“ Diesen Verdrießlichkeiten hat erst Napoleon ein Ende bereitet, indem er die erste Kunststraße in der Heide bauen ließ. Die schnurgerade Soltauer Heerstraße stammt von ihm. „Nichts ist mehr überraschend,“ heißt es bei demselben Schriftsteller weiter, „als der Anblick der neuen Chaussee. Hier, wo noch vor kurzem hundert Kreuz- und Querwege in Schlangenlinien, Parallel- und Winkelgestalten die Heide durchschnitten, und der Reisende entweder im tiefen Sande oder in holpricht ausgefahrenen Spuren diese Heerwege schneckenlangsam durchpflügte, ist jetzt eine schöne, schnurgerade, unabsehbliche Kunststraße.“

Heute sind die Wege, groß und klein, ausgezeichnet. Sie haben die Eigentümlichkeit, daß sie bei dem äußerst durchlässigen Sandboden, in dem das Wasser



Abb. 49. Treppentelcher (3n Seite 50)

Kalk, Thomasmehl und Kainit angebaut. Die Lupinen kommen dann meist zu einer außerordentlich üppigen Entwicklung. Das blühende Lupinenfeld mit dem durchdringenden Geruch, den der Wind stundenweit trägt, ist bezeichnend für die Heide geworden.

Bei dem steigenden Tagelohn, der übergroßen Erstreckung der Bauerngüter, ist diese Art der Urbarmachung nur in beschränktem Maße möglich. So trat die Forstwirtschaft, zu der verhältnismäßig nur geringe Arbeitskräfte nötig sind, an Stelle der Ackerwirtschaft. Sie war äußerst einfach. Wo man einen Wald wünschte, pflanzte man einen Wall aus Pflagensoden um einen Heidebezirk anzuwerfen, um die Schafe von diesem Stück fernhalten zu können. Weiter war nichts nötig. Der Wald keimte von selber auf. Das war dann ein „Gehege“, oder weil dies Stück aus der Gemeinheide „ausgesondert“ wurde, hieß es auch „Sunder“, woraus sich der häufige Waldname „Sunder“ erklärt. Den so entstandenen Wald erweiterte man durch neue Wälle, etwa wie man Deiche gegen das Meer anlegt. So wuchs der Wald allmählich im Schutze solcher gegen die Schnucken erbauten Wälle auf, die man noch heute oft im Bauernwalde treffen kann. Noch einfacher wäre es gewesen, jene Waldverwüster überhaupt ganz abzuschaffen. Und in der Tat ist dies in den letzten Jahrzehnten meist geschehen. In kurzer Zeit schoß ein Anflugwald empor, meist Kiefern, Birken, auch Eichen, im lichten Bestande, der, sich allmählich verdichtend, Wacholder und Heide erstickte. Daß auf dem schlechten Boden die Kiefern oft die Gestalt von Zwergsföhren haben, sich zwieseln oder auf dem Boden hin kriechen oder zitrongelbe Nadeln tragen, kann nicht wundernehmen. Die Namen „Zitronenwald“ oder „Zitronenfeld“ erklären sich daher. Solch lichter Anflugwald ist überall in der Heide zu finden (Abb. 54, 71).

Diese Art der Aufforstung ist aber nur möglich, wenn unter dem „Bleisande“ der Heide sich kein Ortstein gebildet hat oder doch nur leicht durchdringliche „Branderde“, welche die weichste Form des Ort darstellt. Die festen Schichten des Ortsteins sind für die Baumwurzeln undurchdringlich. Daher ist er der ärgste Feind der Heidkultur. Der Ort ist ein Erdsandstein, der durch Verkittung der Sandkörner durch in die Tiefe sickernde Humusverbindungen entsteht und durchaus nichts mit dem Raseneisenstein zu tun hat, mit dem er so oft zusammengeworfen wird. Frost zerstört ihn. Daher findet er sich immer erst in einer bestimmten Tiefe, wohin die Kälte nicht dringen kann, aber hier zieht er sich oft meilenweit in ununterbrochener Schicht hin. Er ist die Scheidewand für die Einwirkungen aus der Luft. Über ihm liegt das abgebrauchte, ausgelaugte Korn des Bleisandes mit unfruchtbarer Krume gemischt, während unter dem Ort, gemengt mit niedergeschlagenen Nährstoffen, frischer Boden lagert. Ist der Ort nicht zu stark, dann pflanzte man mit einem Worpfluge die Heidekrume umzubringen, dem ein tiefgehender Pflug, mit vier oder sechs Pferden bespannt, folgt (Abb. 45). Aus Gründen der Kostenersparnis und zur Vermeidung von Sandwehen pflanzte man nicht die ganze Breite umzubringen, sondern nur 2,6 m breite Streifen in 1,4 m Abstand voneinander. Ist der Ortstein zu mächtig, so tritt der Dampfplug in Tätigkeit. Diese Pflüge, von dem Weltgeschäft John Fowler in Magdeburg erbaut, haben einen Tiefgang von 60 bis 74 cm. Wie in unterirdischem Grollen zertrümmert der Stahlmeißel an der Spitze der Pflugschar die Ortsteinschicht, an deren Bildung Jahrhunderte gearbeitet haben. Heller, gelber Sand und Geröll sprudelt seitwärts wie aus einer mächtigen Quelle hervor. Zentnerschwere, ja noch schwerere Steine werden ohne jede Störung zur Seite gedreht. Hinter dem Pfluge bietet sich ein klarer Acker dar, der, die Unkräuter der alten Oberfläche tief bedeckend, ein reines Pflanzenbett bildet. Hinter diesem Pflugkörper steht noch ein Untergrundzinken, der nochmals 20 bis 30 cm tiefer greift, so daß der Boden bis auf 80 oder 90 cm Tiefe gelockert werden kann. Wie graugelbe Bänder ziehen sich diese schnurgeraden



Abb. 51. Schäftungszäunung, „Esterbolentun“ (3a Seite 50)

gleichlaufenden Streifen über die Hügelwellen dahin, meist in Südrichtung, daß der stürmende Westwind die jungen Sämlinge nicht allzusehr zerzaufe. Namentlich in dem letzten Jahrzehnt ist stark aufgeforstet worden, und der Staat ermuntert selber dazu, indem er Beihilfen bis zu zwei Dritteln der Kosten gewährt. Allein der eine Kreis Soltan hat mehr als 20000 Mark seit 1875 dafür an Beihilfe gegeben. Freilich verlangt der Staat dafür die Oberaufsicht, und die will der Bauer nicht. Aber auch das Großkapital in den Städten hat sich diese Sdländereien vielfach zur Erzielung höherer Rente ausgesucht. Namentlich die Klosterkammer hat viele Bauernhöfe angekauft und in Waldland verwandelt, seit dem Jahre 1880 im ganzen — nach gütiger Mitteilung der Klosterkammer — 4317 (1910) Hektar.

Ob alle Hoffnungen, und zwar überall, in Erfüllung gehen werden, steht dahin. Forst- und Bodenkundige sind nicht immer darüber einig. Jedenfalls ist es bisher die beste Nutzung. Manche fürchten, daß der Waldwuchs infolge Nahrungsmangel auf diesen ärmsten Böden nach etwa dreißig Jahren aufhören werde, andere, daß durch die fortwährende Abfuhr von Holz, in das doch die Nährsalze des Bodens übergegangen seien, der an und für sich schon arme Boden immer mehr verarmen werde, wie etwa ein Ackerfeld, auf dem Jahr für Jahr Frucht gebaut wird, ohne Ersatz für den Verlust der Nährsalze zu schaffen. Und so werde doch in absehbarer Zeit hier nichts als Heide gedeihen können. Bedenklich ist in der Tat, daß der Ortstein sich bisweilen von neuem bildet und wie ein Ring um die jungen Baumwurzeln legt. Ein kaum minder gefährlicher Feind als der Ort ist die Nonne, der oft ganze Bestände zum Opfer gefallen sind. Es ist ein kläglicher Anblick, den ein solcher dicht mit grauen Flechten bewachsener, halb oder schon ganz erstorbener Wald darbietet.

Der gefürchtetste Feind aber ist das Feuer, das fast alljährlich in der Heide und ihren Wäldern wütet. So brannte noch 1909 die weite Strecke von Müden bis Lutterloh mit ihrer wundervollen Heide und dem wuchernden Jungwald nieder. In knapp zwei Stunden — weit schneller als ein eilender Fußgänger — war die Glut anderthalb Meilen weit über die braune Wildnis gelaufen bis zu der Birkenstaße von Unterlöß. Zuerst war nichts weiter zu sehen als ein langer weißer Rauchstreifen in der Ferne, der erst gelblichweiße, nach oben immer dunklere Rauchschwaden empor sandte. Erst allmählich kam das Feuer näher mit einem fernen grollenden Säusen, etwa als wenn ein starker Wind sich aufmachen will, und zwischen dem gleichmäßigen Surren drang der angstvolle Ton der Sturmglocke von fern herüber. Die Sonne verfinsterte ihren Schein. Über den wolkenlosen Sommerhimmel wälzten sich schwefelgelbe oder bräunliche Rauchmassen. Ein Geruch wie von verbranntem Torf erfüllte die Luft, aus der weiße Aschenteilchen immer dichter herniederfielen. Dann verschwand die Sonne ganz, und ein fahles Licht übergießte die Landschaft. Das Säusen des nahenden Feuers war zu einem donnerähnlichen Getöse geworden, und nun erblickte man die meterhoch schlagenden Flammen. In breiten Zungen lief es unregelmäßig auf dem dunkeln Heidegrund oft fünfzig Meter weit im Ru der Hauptglutmasse voraus. Noch hoben sich die dunkeln Wacholder und die jungen Fichten deutlich von dem weißen Rauchhintergrunde ab, da ergriff sie die Flamme, knatternd und sprühend wie Feuerwerk, und der Wacholder war in der weißen wallenden Wand verschwunden. Nur weil um Sonnenuntergang der Wind sich legte, war es möglich, an der breiten Heerstraße die Glut zu dämpfen. Sonst hätte sie mit ihrem Feuersprühn die Wacholderwildnis auch jenseits ergriffen und den riesigen Lüßwald erreicht.

Die ganze Nacht über schwelte und qualmte die breite Brandfläche, und wenn der Nachtwind sich leise erhob, dann schaute es mit hundert Glutaugen aus der Dämmerung. An den verschonten Zweigen lief die Flamme bald hier, bald dorthin empor. Erst der Morgen zeigte den ganzen Jammer, rings schwarze



Abb. 52. Hölzernes Rauchhaus in Wüden (zu Seite 48)

Todesöde, soweit das Auge reichte, noch immer schwelend, mit schneeweißer feiner Asche bedeckt, überall schwarze Kiefern- und Wacholdergerippe in der blauen Luft. Hier und dort der verkohlte Leichnam eines Hasen, dort ein angefangenes Reh, zwei verbrannte Kixen dabei, weiße langgestreckte Gerippe von Schlangen. Nur Meister Reineke allein war es gelungen, sich und die Welpen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

IX. Geschichte

Es sollte die Niederelbe die Grenze des römischen Reiches bilden, und so segelte Tiberius mit einer großen Kriegsflotte — es war im Jahre 5 nach Christi Geburt — den Strom aufwärts, den Barbaren Schrecken einzujagen. Aber dieser kühne Plan, die Elbe als Ostgrenze festzulegen, ist endgültig gescheitert. Dann hören wir für Jahrhunderte nichts von dem niederelbischen Volke. Als das Land aus dem Dämmer der Geschichte wieder auftaucht, wohnt jenseits des Stromes ein undeutsches Volk, die Slawen, diesseits die Langobarden — „die mit langen Barten“, d. i. Äxten, — noch heute ist das Wort in der Heide gebräuchlich. Von ihnen führt die Hauptstadt den Namen Bardowick. Im fünften Jahrhundert zieht ein Teil der Langobarden an die Donau, und hundert Jahre später gründen die Geestleute der mageren Heide ihr neues Reich im fetten Marschland des Po. Die in der Heimat Gebliebenen gehen auf in der großen Stammesgemeinschaft der Sachsen. Wie weit sie sich an den Zügen nach England beteiligt haben, wissen wir nicht. Erst um die Zeit Karls des Großen tritt das Land in das volle Licht der Geschichte. Das südliche Langobardenreich und die in der Heimat zurückgebliebenen Stammesgenossen werden fast zu gleicher Zeit von demselben Frankenkaiser unterjocht. Was dem Cäsar Tiberius nicht gelungen war, die Angliederung des westelbischen Landes an das große Weltreich, hat er, der Nachfolger der römischen Kaiser, in dreißigjährigem Kampfe erreicht. Es geschah zum Segen des unterworfenen Volkes. Nicht nur, daß ihm so die Kulturreste des Altertums, deren Hauptträger das Christentum geworden war, übermittelt wurden, sondern vor allem deswegen, weil es damit aus seiner Vereinzelung gerissen wurde. Es war bereits auf dem Wege sich loszulösen von dem gemeinsamen Germanentum und ein besonderes Staatswesen zu bilden, wie es die Dänen getan haben. Ein solcher Zwergstaat wäre den Slawen gegenüber ohnmächtig gewesen. Man hat in keiner Weise an eine grausame Knechtung des Volkes durch Karl zu denken, sondern es war eine mit Waffengewalt erzwungene Angliederung. So blieb dieser kraftvolle Stamm dem Deutschtum erhalten, und ihm selber konnte die ehrenvolle Aufgabe zufallen, das Rückgrat des werdenden deutschen Reiches zu bilden.

Es ist bekannt, wie von den großen Familien Ostsachsens, den Ludolfingern, Brunonen, den Stadern, Nordheimern und Billingern, den ersteren, die durch Heirat einen Teil der Wittekindischen Erbgüter gewonnen hatten, die Herzogswürde in Sachsen, dann die Königs- und Kaiserwürde zufiel. Das eigentliche Herrschergeschlecht der Heide sind die Billinger, die hier im Bardengau und südlich davon im Voigau und Gau Grete die Hauptmasse ihrer Besitzungen hatten. Sie sind die geborenen Schirmherren der Nordostmark gegen die Slawen. Denn hier war der Gedanke des Slawenkampfes lebendig gewesen, seitdem der erste Vortrupp der Wenden an der Elbe erschienen war. Der uralte Heerpfad zwischen dem militärisch unvergleichlichen Kalkberge bei Lüneburg und dem letzten Elbübergange bei Artlenburg ist der echte Boden gewesen, wo jene ihrer Aufgabe entgegengereift sind. Daher sind auch hier die beiden wichtigsten billingischen Burgen. Das Schloß auf dem Kalkberge war ihr Sitz, und St. Michael am Abhang des Felsens die Ruhestätte ihres Geschlechtes. Man pflegt es leicht zu



Abb. 53. Im Helt des Rauchhauses (Zu Seite 48)

vergessen, daß die Großtat des deutschen Mittelalters, die Besiedelung des Ostens, ihre letzten Wurzeln an der Niederelbe hat. Diesen friedlichen Eichwalddörfern der Heide entstammen jene harten Grenzer, die schon hier an der Elblinie der Slawenflut einen Damm entgegenzusetzen vermochten, während im Süden ihre Wellen bis über den Main gespült sind. Es ist das Heldenzeitalter der Heide. Der Hauptschauplatz des Völkerringens ist die Gegend zwischen Ilmenau und Söhrde. Der Wechsel slawischer und deutscher Namen dicht nebeneinander zeigt noch sichtbar das Hin- und Herwogen des Kampfes. Meist haben die Dörfer ihre ursprünglich deutsche Bezeichnung bis zur Neubesiedelung hindurchgerettet. Die Slawen wurden vertrieben und siedelten sich in der Nähe auf schlechterem Boden an. So bekommt das wendische Dorf den Zusatz „Klein“ vor dem Namen, während „Groß“ die bardische Siedelung anzeigt, z. B. altes bardisches Dorf Everingen, jetzt zwei Dörfer Deutsch-Evern und Wendisch-Evern, oder Groß- und Klein-Thondorf, Groß- und Klein-Heesebeck (Hathurbiki = „Haderbach“, „Kampfbach“). Bisweilen zeigt das wendische Dorf noch Rundlingsform. Westlich von der Ilmenau gibt es keine wendischen Dorfnamen, wohl aber eine Reihe von slawischen Flurnamen. Man wird kaum irren, wenn man die Namensgebung auf kriegsgefangene Knechte wendischer Abkunft zurückführt.

Als dem Schützer der Nordostmark hat dann der Ludolfinger Otto seinem getreuen Hermann Billung die Stellvertretung mehrfach übertragen. So konnte es kommen, daß Otto 951, als er, getrieben von der Wucht einer großen Vergangenheit, seine verhängnisvolle Romfahrt antrat, ihm das wichtigste Reichsamt übergab, das Herzogtum in Sachsen. War das ludolfingische Herzogtum ein Herzogtum von Gottes Gnaden, so war dies neue Herzogtum von Königs Gnaden. Hermann Billung war nicht der Vertreter des Volkes, sondern Vertreter des Königs. Naturgemäß haben die übrigen Herrschergeschlechter die Erhöhung Hermanns ungern gesehen. Ja in der eigenen Familie entstand darüber bitterer Streit. Sein Bruder Wichmann von Wichmannsburg hat sich grollend zurückgezogen. Dessen Söhne Ekbert und Wichmann rufen die Wenden herbei und ziehen selber an der Spitze des Slawenheeres sengend und brennend ins Sachsenland. Erst mit großer Mühe ist der Aufstand von Hermann gedämpft. Später hat Wichmann II. auf Verwenden seines Schwagers — des bekannten Markgrafen Gero — Verzeihung erhalten. Dann hat er noch einmal Dänen und Wenden aufzuheben gesucht und ist später abenteuernd als Führer der Wenden im Polenkampfe gefallen. Seine Gestalt und sein hochverrätherisches Tun ist so einzigartig unter den übrigen Fürstengestalten der Heide, daß er eine besondere Hervorhebung verdient.

Erst allmählich hat dann das billingische Herzogtum die alte Art des ludolfingischen angenommen. Während das Kaisergeschlecht fremden Weltherrschaftsträumen nachhing und von Geschlecht zu Geschlecht mehr verwelschte, waren die Billinger die Vertreter des altheimischen Slawenkampfes. In dem Maße, als jene dem niedersächsischen Volke sich entfremdeten, wuchs das Ansehen der Billinger. Es wuchs noch mehr, als die Krone von dem sächsischen Geschlecht auf das fränkische überging. Zwischen fränkischem Königtum und niedersächsischem Landesfürstentum entwickelt sich ein starker Gegensatz, und mehrfach ist in den Wirrnissen unter Heinrich III. und namentlich Heinrich IV. dies trotzig und eigenwillige Geschlecht das Haupt des aufstrebenden Landesfürstentums. So werden sie im eigentlichen Sinne die Nachfolger der Ludolfinger. Das niedersächsische Volk erkor sie sich als Lieblinge und verehrte in ihnen die Verkörperung altsächsischen Wesens. Mehr als anderthalb Jahrhunderte hat dies lüneburgische Herrschergeschlecht als das erste Niedersachsens gegolten. Als dann 1106 der letzte Billinger Magnus auf seiner Elbfeste Artlenburg gestorben war, ging das Erbe des Geschlechtes auf die Welfen und die Askaniern über im eigentlichen und geistigem Sinne. Von den beiden Töchtern des letzten

Billingers erkor sich Cilike den Askanier Otto und wurde Mutter Albrechts des Bären, Wulfhild den Bayernherzog Heinrich aus dem Hause Welf. Damit faßte das süddeutsch-italienische Geschlecht der Welfen in Norddeutschland zuerst festen Fuß.

Durch ein merkwürdiges, fast gleichzeitiges Erlöschen der großen Geschlechter Niedersachsens sollten die Welfen in kurzer Zeit zur größten Macht emporsteigen. Die letzte Brunnonin in Braunschweig hatte den letzten Nordheimer geheiratet, deren einzige Tochter Richenza vermählte sich mit dem letzten Supplenburg-Lothar, der von Heinrich V. nach dem Aussterben der Billinger die Herzogswürde in Sachsen erhielt und später die Kaiserkrone gewann. Dessen einzige Tochter Gertrud vermählte sich mit Heinrich dem Stolzen, dem Sohne eben jener letzten Billingerin Wulfhild. So vereinigten sich in dem Besitze Heinrichs des Stolzen die billingischen, brunonischen, supplenburgischen, nordheimischen Eigengüter, dazu kam das sächsische Herzogtum, das ihm sein Schwiegervater Kaiser Lothar zu dem Herzogtum Bayern sterbend verliehen hatte. Der Sohn Heinrichs des Stolzen und der Kaisertochter Gertrud von Supplenburg war Heinrich der Löwe. In ihm erhielt das Land den größten Fürsten und kraftvollsten Vertreter nordöstlicher Politik. Er und seine Helfer haben zuerst erkannt, daß die Rachezüge gegen die Slawen mit ihrem Brennen und Sengen sinnlos seien und statt dessen Besiedelung durch die deutschen Bauern das einzige Mittel sei, diese eroberten Ländergebiete dauernd festzuhalten. So kommt ein ganz neuer Gedanke zur Geltung, statt der Raubzüge planmäßige Besiedelung. Ostholstein, Mecklenburg, Pommern ist durch ihn deutsch geworden. Das gewonnene Land teilte er an seine Kriegsmannen aus und lenkte dorthin den Strom der deutschen Auswanderer. Seitdem ergoß sich die überschüssige deutsche Volkskraft in das Land zwischen Elbe und Weichsel.

Es ist bekannt, wie Heinrich um der näheren Aufgabe im Nordosten willen dem Kaiser die Heeresfolge nach Italien verweigerte, wie dessen italienische Politik dadurch den schwersten Stoß erhielt, wie Barbarossa, der sonst immer mit seinem kaiserlichen Ansehen den Herzog geschirmt hatte, nunmehr den Klagen der Fürsten Gehör gab und ihn vor ein Fürstengericht forderte, dem Heinrich sich in verblendetem Troge nicht stellte. Da wurde Heinrich geächtet. Fast ohne Schwertstreich fiel alles Land dem Kaiser zu. Unaufhaltsam zog Barbarossa 1180 den uralten Heerpfad über Gifhorn durch die Heide heran, um Heinrich nunmehr aus seinen niederelbischen Besitzungen zu vertreiben. Der Herzog erwartete ihn bei Artlenburg am Elbübergange. Als aber auch in seinem Rücken in Rabeburg der Abfall sich ausdehnte, da warf er verzweifelt den Feuerbrand in die Burg seiner Ahnen und flüchtete im Fischerkahn elbabwärts nach Stade. So sah dieselbe Artlenburg, die ihn so oft in seinem höchsten Glanze gesehen hatte, seinen tiefsten Sturz. Es ist das am meisten weltgeschichtliche Ereignis, das die Heide gesehen hat. Sein Sturz bedeutete die Auflösung des Reiches in Einzelgebiete. Die staatlichen Grenzen, die sich damals in Niedersachsen ausbildeten, sind im großen und ganzen bis 1866 maßgebend geblieben. Die große Rolle, die das welfische Geschlecht zu spielen gedacht hatte, war ausgespielt. Heinrich behielt nur die alten Eigengüter seiner Familie. Die nochmalige Empörung und der Rachezug gegen Bardowick 1189 haben nichts daran ändern können, auch nicht das Kaisertum seines Sohnes Otto. Endgültig wird erst Friede von seinem Enkel geschlossen, Otto dem Kinde, dem einzigen noch übrigen Sproß des alten Geschlechtes, 1235. Einst vom Papste ausersehen, als Gegenkönig des Staufers Friedrich II. päpstlicher Politik zu dienen, zog er es vor, unter Verzicht auf alle hochfliegenden Pläne in kühler Besonnenheit die Macht der Tatsachen anzuerkennen und zu Braunschweig unter dem Schutze des Reiches als ein neuer Reichsfürst zu walten. Er überwies seine Eigengüter dem Reiche und erhielt sie als ein neues Herzogtum Braunschweig-Lüneburg vom Kaiser

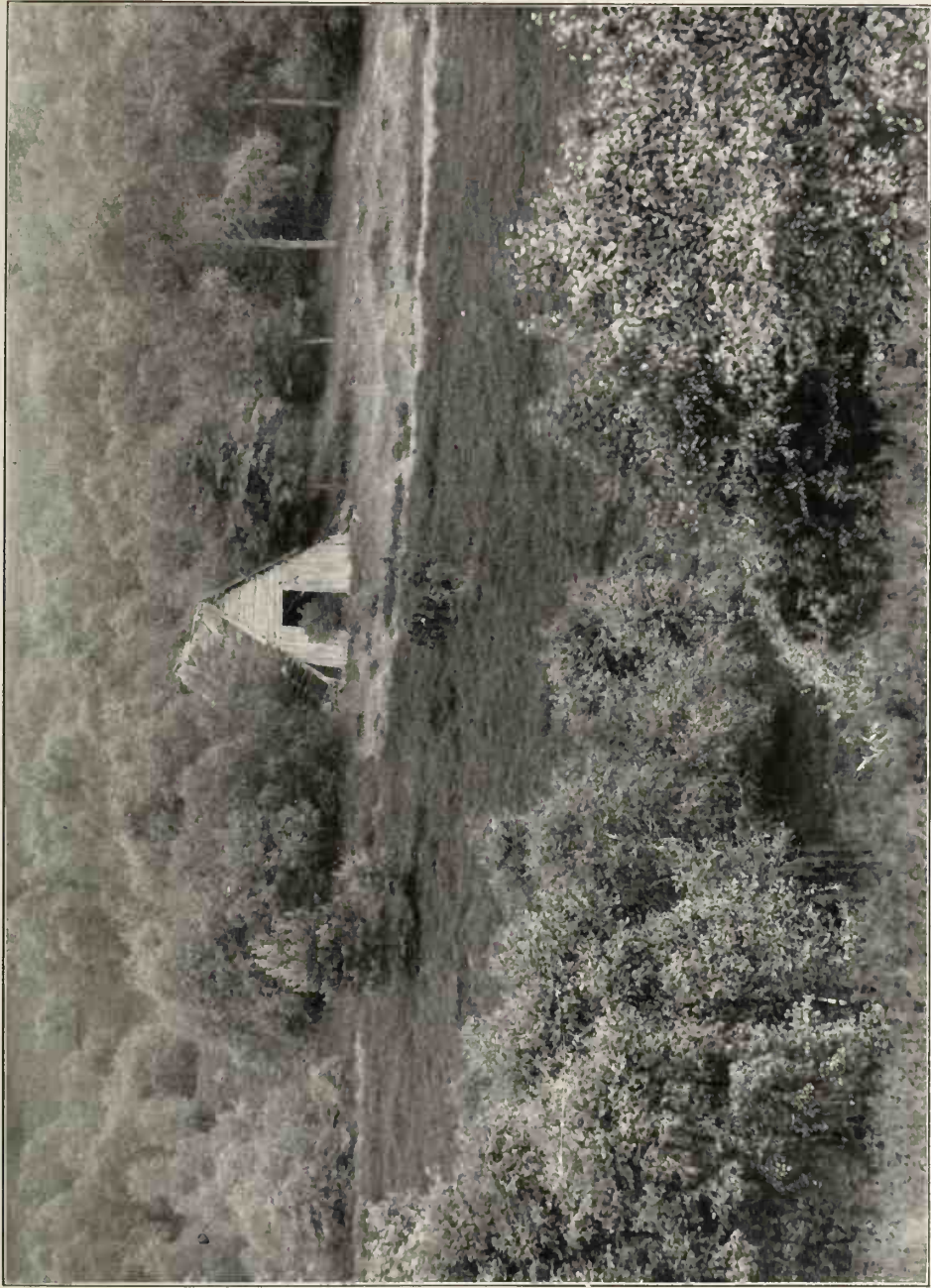


Abb. 54. Schaffall im Anflugwalde bei Ameltinghausen. Wandlung des Weidebodens in Waldland (3u Seite 88)

zurück. Der Herzogsname, einst Inbegriff der höchsten Macht, die ein Stamm verleihen konnte, dann Bezeichnung des höchsten Reichsamtes, war gewissermaßen zu einer Art Titel herabgesunken, der sich nun vom Vater auf jeden der Söhne vererbte, auch wenn sie nicht regierten.

Die Ereignisse der nächsten Folgezeit gehören mehr der Chronik als der Geschichte an. Otto das Kind ist der Stammvater sämtlicher welfischer Linien. Das Herzogtum saugt allmählich die kleineren selbständigen Gebiete auf. Blekede, Celle (1235), die wichtige Grafschaft Bölpe im Süden der Heide (1302), Lüchow (1320), Wittingen, Fallersleben (1337), Bodenteich (1347) werden gewonnen. Bereits 1267 wird zum ersten Male geteilt und die noch heute bestehende Trennung der Erblände in einen braunschweigischen und lüneburgischen Teil begründet. Zum zweiten Male wird dann wieder geteilt 1409 (ergänzt 1415, endgültig 1428). Es war der eigentliche Abschluß des großen Erbfolgekrieges, der nach dem Tode des johnlosen Herzogs Wilhelm von Lüneburg (1369) zwischen Magnus Torquatus und dessen Söhnen einerseits mit dem Astanier Albrecht von Sachsen-Wittenberg († 1385) anderseits geführt wurde. Er fiel durch die Schlacht bei Winsen a. d. N. 1388 nach neunzehnjährigen, kaum unterbrochenen Kämpfen für das welfische Haus günstig aus. Lüneburg blieb den braunschweigischen Welfen, die zuerst gemeinsam regierten, bis, wie gesagt, die zweite Teilung 1409 stattfand. Bernhard ist der Stammvater der mittleren lüneburgischen Herrscher, Wilhelm Begründer des braunschweigischen Hauses. Das ganze Jahrhundert ist erfüllt von wilden Fehden und ewigen Erbstreitigkeiten, die bei dem Mangel eines Einerbrechtes immer von neuem entstanden und die welfischen Herzöge zu kleinsten Zwergfürsten herabsinken ließen. Der wichtigste Streit der ganzen Zeit ist die Hildesheimische Stiftsfehde, wo Heinrich der Mittlere (1519) im Bunde mit dem Bischof Johann von Hildesheim gegen seinen Vetter Heinrich den Jüngeren von Braunschweig kämpfte. Sie fiel durch die Schlacht bei Soltan siegreich für ihn aus, aber er selber verfiel der Reichsacht. Dessen Sohn war der bekannte Ernst der Bekenner (1520—1546), der dem Schmalkaldischen Bunde beitrug und bereits 1524 die Reformation in seinem Lande einzuführen begann. Sein jüngster Sohn Wilhelm, nach seiner Residenz Herzog von Celle genannt, ist der Stifter der jüngeren Lüneburger Linie, die noch jetzt in England regiert. Er war der Vater von fünfzehn Kindern, darunter sieben Söhnen. Da trotz mehrerer Versuche, ein Einerbrecht zu schaffen, die uneingeschränkte Erbteilung blieb, so war die völlige Verarmung des Geschlechtes zu fürchten. Da ist es wahrhaft rührend zu sehen, wie denn endlich 1612 die Söhne die Unteilbarkeit des Fürstentums Lüneburg beschloßen und festsetzten, nur einer von ihnen, den das Los erwähle, dürfe sich standesgemäß verheiraten. Das Los traf den jüngsten Bruder Georg. Von ihm stammt das gesamte hannoversche Haus.

Die entsetzliche Not des Dreißigjährigen Krieges, in dem sich so recht die Ohnmacht der zersplitterten welfischen Länder zeigte, drängte zu einer noch größeren Einheitlichkeit und Zusammenfassung aller Gebiete. Dieser Gedanke verschwindet nun nicht mehr aus der welfischen Politik. Noch einmal teilte freilich jener Georg, der in dem großen Kriege bald unter kaiserlichen, bald unter schwedischen Fahnen gefochten hatte und nach des Schwedenkönigs Tode Befehlshaber der norddeutschen Truppen gewesen war, das Land in einen kalenbergischen und lüneburgischen Teil. Georg Wilhelm, der Sohn jenes Georg, besaß seit 1648 Kalenberg und Göttingen mit der Residenz Hannover. Aber nach dem Tode seines älteren Bruders, der Lüneburg besessen hatte, beanspruchte er 1665 dem alten Kurrecht gemäß, das hier zum letzten Male in Anwendung gebracht wurde, Lüneburg-Celle und gab Kalenberg auf. Er war der letzte lüneburgische Fürst im alten Sinne. Tätig Anteil an den Ereignissen der Zeit nehmend, hat er vielfach Kriege geführt. 1675 erwarb er von den Schweden die Bistümer Bremen und Verden, die er freilich 1679 bereits wieder zurückgeben mußte. Erst



Abb. 55. Birkenweg in der Sterkheide bei Südbosfel (3u Seite 62)

nach dem Nordischen Kriege 1720 blieben sie dauernd dem Hause Hannover. Von Braunschweig erwarb er durch Vergleich die Ämter Dannenberg, Lüchow, Hitzacker und Scharnebeck und gewann nach dem Aussterben der askanischen Lauenburgischen Herzöge das Land Lauenburg (1689). Ursprünglich verlobt mit Sophie, der Tochter des unglücklichen Winterkönigs — es ist dieselbe, die als Enkelin des Stuarts Jakob I. 1701 als Erbprinzeßin von Großbritannien anerkannt wurde —, trat er später von diesem Verlöbniß zurück und überredete seinen Bruder Ernst August, an seiner Stelle sich mit der Braut zu vermählen. Und in der That ist Ernst August, nachdem sein Bruder ihm feierlich versprochen, sich niemals zu verheirathen, damit das Lüneburgische Land mit dem Kalenbergischen vereinigt werde, auf diesen etwas seltsamen Handel eingegangen. Später hat dann Georg Wilhelm doch noch die liebenswerte Eleonore d'Olbreuze, ein französisches Hofschränlein, heimgeführt. Sie ist, nachdem die Unfähigkeit zur Nachfolge ihrer etwaigen Söhne ausdrücklich festgestellt war, allgemein als Herzogin anerkannt worden. Ihre einzige Tochter Sophie Dorothea heiratete 1682 den Sohn jenes Ernst August von der Kalenberger Linie, Georg Ludwig, ihren Vetter, der später englischer König wurde. Sie hat es bitter am hannoverschen Hofe entgelten müssen, daß ihre Mutter eine d'Olbreuze war und ihre Schwiegermutter die einstige Verlobte ihres Vaters. Als ein halbes Kind von den eigenen Eltern an einen Mann, den sie haßte und verachtete, verhandelt, trug dieses letzte lüneburgische Fürstenkind ein äußerst herbes Los. Überall zurückgestoßen, schenkte sie ihr Vertrauen dem Grafen Königsmark, um mit seiner Hilfe zu flüchten. 1694 wurde die Ehe geschieden, die Kurprinzessin nach Ahlden in der Heide verwiesen, wo sie noch 32 Jahre wie eine Gefangene gelebt hat (1695—1726). Durch ihre beiden Kinder, die sie niemals wiedergesehen hat, den späteren König Georg II. von England und Sophie, die Gemahlin des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm von Preußen, ist die so verachtete Tochter des Hofschränleins im seltsamen Spiel der Geschichte Stammutter des englischen, preussischen und hannoverschen Königshauses geworden. 1705 starb ihr Vater Georg Wilhelm in Wienhausen bei Celle. Damit fiel das Land an dessen Neffen, ihren früheren Gemahl, der 1698 seinem Vater — seit 1692 Kurfürst von Hannover — nachgefolgt war. Seitdem geht die lüneburgische Geschichte in der hannoverschen auf, seit 1866 in der preussischen. Der Volksausdruck „Lüneburger Heide“ bewahrt die Erinnerung an das einst selbständige Herzogtum.

X. Landschaft

Wenn von der landschaftlichen Schönheit dieser kargen Natur gesprochen wird, so pflegt an erster Stelle die Lieth bei Fallingb., dann vielleicht die Eekernworth bei Walsrode, das Tal der Böhme, das liebliche Muetal bei Schätzendorf oder der Eggestorfer Kirchensteig genannt zu werden. Wir glauben mit Unrecht. Sie zeigen nicht die besondere Schönheit der Heide, sondern stellen verkleinerte Abbilder der deutschen Mittelgebirgslandschaft dar, die sich in das Heidegebiet verirrt haben. Die echte Heideschönheit entrollen erst jene mächtigen, öden Hochflächen, die in leiser Wellenform, blandämmernd, sich bis zum Horizont erstrecken, eine alte, zerzaute Kiefer im Vordergrunde, aufwucherndes Baumgezweig um sie her, weiterhin wetterharte, nach Osten gebogene Wacholder, verfallene Schafställe, graue Immenstände, in der Ferne eine schrägaufsteigende Staubsäule, die den Hirten und die ziehende Herde verrät. Das ist die Heide, die es nur hier gibt, immer groß und mächtig, im Hochsommer wie eine leuchtende Wüste des Südens, im Winterschnee einer nordischen Fjeldlandschaft ähnlich, zur Zeit der Blüte im milden, rosigem Schimmer wie in bräutlichen Träumen daliegend. Solche Bilder waren vor zwei Jahrzehnten noch vielfach

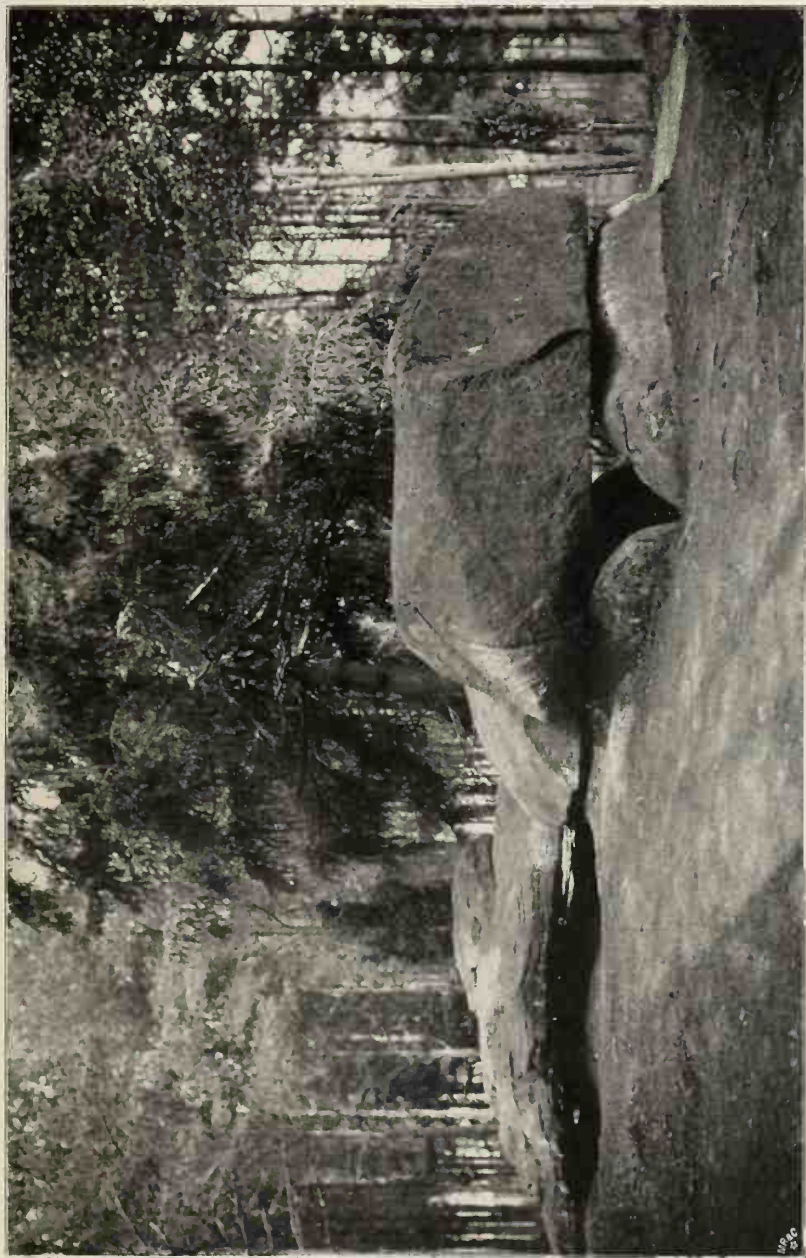


Abb. 56. Steingrab bei Südböfjel (3u Seite 88)



22

Abb. 57. Steinsetzung im Kleider Walde (Zu Seite 88)

23

zu finden. Heute muß man schon danach suchen. Bei Wilsede, Andeloh, Raven, bei Dachmissen, Töpingen, Trauen, Bispingen, Lutterloh, Evendorf, Manhorn, besonders in der Mäddener Gegend und im Kreise Ijenhagen, sind sie noch nicht verschwunden, aber es ist wahrhaft erschreckend zu sehen, wie schnell das jahrtausendealte Heidegebiet sich in Kiefernwald verwandelt, seitdem die weidende Schnucke nicht mehr die Sämlinge zerbeißt. Schwerlich wird in einem Menschenalter außerhalb des Banngebietes noch ein Rest dieser besonderen Heideschönheit zu finden sein. Nur das lebende Geschlecht vermag sich an ihr zu freuen.

Es gibt drei Landschaftsarten in Deutschland: Hochgebirge mit Gletscherpanzer um die dunkeln Bergzacken, Mittelgebirge mit dem Städtchen am rieselnden Fluß, die Burgtrümmer darüber, in der Ferne Bergzüge, im Blau verschwimmend. Ganz anders das dritte Bild deutscher Natur, die Landschaft früherer Eisbedeckung, die Gerölllandschaft im weiteren Sinne. Sie ist im Alpenvorland und der norddeutschen Tiefebene vertreten. Von ihr bildet die lüneburgische Heidlandschaft eine besondere Abart. Hier gibt es keine dunkeln Bergzüge, keinen rauschenden Fluß und keine eisenumsponnene Burg auf der Höhe, zu der das mauerumgebene Städtchen mit den engen Gassen empor klimmt. Dieses liebliche Bild des Mittelgebirges fehlt. Aber wie das Idyll im Menschenleben sich zuerst zu erschöpfen pflegt, so verlieren auch diese immer wiederkehrenden Linien ihren Reiz. Sie geben der Landschaft etwas Kleines, ja oft Kleinliches. Anders hier, wo in großen, einfachen Linien der ausgeschlammte Sand und Schotter sich gelagert hat. Da geben sie der Landschaft einen Zug von Größe und Erhabenheit, wie ihn das Meer oder die Marsch besitzt. Bisweilen ist der Boden ganz eben, soweit das Auge reicht. Eiswasserströme haben dort gleichmäßig und ruhig fließend ihr Geröll abgelagert. Dann ruht, ganz im Gegensatz zur Mittelgebirgslandschaft, die Himmelstuppel freisrund, wie eine unendliche Glocke, über der Erdscheibe. Die ganze Erhabenheit dieser linienhaften Schönheit erkennt man erst, wenn etwa an einem stürmenden Januartage dunkles, zerrissenes Schneegewölk den Himmel erfüllt und das ganze Gewölbe nach Osten zu wirbeln scheint, während die braune, ruhige Erdscheibe starr und stumm daliegt, nur



Abb. 58. Steingrab bei Schieringen im Baisstamper Walde (3u Seite 88)

bisweilen von eilenden Lichtflecken durchzogen. Oder die gerade Linie des Horizontes wandelt sich in feine Schwingungen, weit entfernt von den oft plumpen Linien verwitterten Felsgesteins. Dann ist der Boden wellig, selten unruhig, wie etwa in der Harburger Gegend, meist in langen, weichen Linien, wie sie die gleitenden, schiebenden, pressenden Eismassen zu schaffen pflegen. Man merkt an der Zartheit der Linienführung, daß es ein Bruder des Wassers war, der sie formte. Es ist, als wenn draußen im freien Meere Sturm getobt hat, nur die langen, sich langsam hebenden und senkenden Wogen zeigen noch die ausklingende Erregung an. Dieselben weichen, wellenatmenden Linien zeigen sich hier von jedem Hügel, nur ins Riesenhafte gesteigert. Sie sind das eigentlich Besondere des Geröllbodens der Heide.

Ein anderer Vorzug dieser einfachsten Landschaft ist die Vielseitigkeit des Linienreizes. Ganz im Gegensatz zur Mittelgebirgslandschaft hebt sich jede Kiefer, jede Birke, jede Gestalt des Vordergrundes leicht und frei aus der Horizontlinie und lenkt das Auge auf sich als festen Ruhepunkt. So drängt sich hier Bild an Bild. Gerade die einfachsten Vorwürfe geben Bilder unvergleichlicher Kraft. Und weil hier niemals die Ferne in ihrer Schlichtheit das Auge gewaltsam auf sich lenkt, so tritt das Nahe hervor und wird genau beobachtet. Daraus entwickelt sich die Freude am Schlichten und Geheimen. Der Sandweg, die Birke, der Wacholder am Feldrain, das rote Kraut, der blühende Ginster, das ewige Spiel des Lichtes gilt mehr als die Wucht des Gegenständlichen.

Zu dem Linienreiz tritt die Farbe. Während sonst bei Meer- und Himmelslandschaft das Blau, bei deutscher Erdlandschaft das Grün in seinen verschiedenen Abstufungen den Hauptton bildet, herrscht in der Heide als einheitlicher Grund das Braun, vom graugelben Silberfand bis zum dunkelsten Braunschwarz des Heidkrautes. Dieser braune Farbenton bleibt Sommer und Winter gleich, so daß an sonnigen, schneelosen Wintertagen Sommer- und Winterlandschaft sich kaum unterscheiden. Es gibt hier noch Stellen, wo kein fremder Ton die Fläche durchbricht, wo wie ein flacher, brauner Teller die Landschaft sich dehnt — etwa zwischen Soltau und Schneverdingen — ohne Baum, ohne Strauch, ohne Wasser, soweit das Auge reicht, blaüdämmernd in Morgenfrühe, braunrot am Mittag, goldbronzem am Spätnachmittag, purpurn um Sonnenuntergang. Und über dieser dunkeln Fläche liegt fast Abend für Abend ein breiter, glühender Streifen im Westen, der auch dann nicht verglimmen will, wenn die Sonne längst untergesunken ist. Er gehört zum Bilde der nordwestdeutschen Heide.

Häufig werden die breiten Flächen von Kiefernwald umgrenzt. Dann erblickt man um Sonnenuntergang gegen das Licht ein in der Heide immer wiederkehrendes Bild. Tiefschwarz und samtfarben zeichnen sich die Kiefern am Himmel ab in schönstem Umriß, bald einzeln, vom Winde zerzaust, bald ein zusammenhängender Forst mit zerrissenem schwarzen Kamm. Fängt man mit der Hand das Licht ab, so zeigt der dunkle Heidboden ein stumpfes tiefes Purpur, das mit dem Sinken der Sonne sich zu einem Blauschwarz wandelt. Die tiefste Einsamkeit und Lautlosigkeit der Landschaft erhöht den Eindruck. Sie kann in der Tat im Alpenhochtal oder in den Hardanger Eiden nicht größer sein.

Zu dem gewöhnlichen braunen Farbenton fügt die Natur selber als schönsten Gegensatz die weiße Birke mit hellgrünen, zarten Blättern. Sie umrandet den Heidweg. Goldig hangen die Blätter herab, links und rechts dunkler Kiefernwald, vorn ein roter Heidhügel. Das ist ein immer wiederkehrendes Bild, das es einzig nur hier gibt. Oder auf der braunen, weiten Fläche sind junge Birken aufgewuchert. In den vergilbten Blättern fängt sich die untergehende Spätherbstsonne, und wie leuchtende Kerzen schimmern sie über dem Bronzegrunde (Abb. 97). Neben die leuchtende Birke tritt an moorigen Stellen das Wollgras mit den nickenden, silberglimmernden Büscheln, der gelbgraue Sandweg, die weiße Düne, über der die Sonne brütet, die roten Doldentrauben der Ebereise,



Abb. 59. Birtenstraße (3u S. 62)

die den Boden fast purpurn färbende Kronsbeere, die saftgrüne Wiese, das leuchtende Gelb des Ginsters (Abb. 69), der ganze Hügel überzieht und sie im Frühling scheidig sprenkelt wie ein Kardelsell. Von der Buntheit eines Heidewaldweges inmitten der braunen Wildnis macht sich der Fremde, kaum eine Vorstellung (Abb. 13). Ein ganz besonderes Bild gibt das weißblühende Buchweizenfeld (Abb. 41). Kornblumen, knospende Heide und roter Thymian umsäumen es. Zwischen den rötlichen Stengeln schießen blaue Glockenblumen und gelber Hederich hervor, und weißer blendender Mittagszauber flirrt über diesem buntesten Farbenteppich der Heide. Seltener dagegen ist das Bild des lichtblauen Leinfeldes geworden. Größere Wasserbecken und Seen, worin sich der blaue Himmel spiegeln möchte, fehlen in dem Decksandgebiete. Dieser lieblichste Reiz ostelbischer Geröllandschaft ist hier nicht vertreten. Die vielen stillen Mühlenteiche (Abb. 37), von alten Eichen, Ulmen und wilden Rosen umwachsen, oder die einsamen Fischteiche der Heide mit ihren Schilfrändern vermögen ihn nur wenig zu ersetzen.

Den Höhepunkt dieser einfachen Landschaft bildet erst die Zeit der Heideblüte. Nicht wie sonst wohl im Frühling, sondern im Herbst entfaltet die Natur ihre höchste Schönheit. Erst dann sind die Tage ihrer Herrlichkeit gekommen. Dem traumhaften Reiz dieser rosenfarbenen, duftenden weiten Flächen läßt sich an eigentümlichstem malerischen und dichterischen Zauber nichts an die Seite stellen. Es ist das am meisten besondere Landschaftsbild, das die deutsche Natur überhaupt kennt (Abb. 1, 60, 61, 77). Kaum minder reizvoll als die blühende mag die eben abgeblühte dunkelrotbronzene Oktoberheide sein (Abb. 96).

Die Buntheit der Farben wird noch gesteigert durch die diesen Gebieten eigene Luftfeuchtigkeit. Sie ist ohnehin im nordwestlichen Deutschland groß. Aber hier in der Heide bietet das sperrige, kleinblättrige Kraut die denkbar größte Verdunstungsfläche dar, und so steigt nach Regenschauern feuchter Dunst in Massen empor, ja, an trübschwelenden Novemberabenden kann man es von den dunklen Kuppen rings dampfen sehen wie von Rauchaltären. Bei wieder durchbrechender Sonne ist dann Baum und Strauch, gegen das Licht gesehen, wie von einem feinen, silberigen Schleier umzogen, wenn auch nicht so sehr wie über der noch feuchteren Marsch, den Moorgebieten oder gar in Nordfrankreich, Holland und Südingland. Mit dem Lichte gesehen sind alle Farben tiefer, satter, dunkler. Die feinen Wasserteilchen der Luft spiegeln das Licht wider, daß man nicht eine wirkliche Landschaft, sondern nur das feuchtverklärte Spiegelbild einer solchen zu sehen glaubt. Daher auch diese oft geradezu überraschende Farbung, wenn man vom Wilseder Berge gegen Abend in die noch feuchtere Elbniederung Hamburgs nach Norden sieht, diese tiefvioletten Farbentöne und die purpurroten Sonnenwolken darüber. Wieder anders wirkt die Beleuchtung an sonnigen Tagen bei schwacher östlicher Luftbewegung, wie sie der Spätsommer so oft zu bringen pflegt. Es ist wie ein eigentümliches Flimmern und Glänzen in der Luft, das Nähe und Ferne umzieht und den Farben eine unsagbare Feinheit und Zartheit verleiht. Man könnte fast meinen, daß Dufteilchen flüchtigen Etes, die über dem Kraut schwimmen, oder allerfeinste Quarzteile des sandigen Bodens, in die Luft emporgestiegen, das Sonnenlicht flimmernd brechen. Dieser Flimmerganz ist der Heide eigentümlich. Auf der kurzen Fahrt von Lüneburg nach Winsen in der Elbmarsch kann man oft den Lichtgegensatz zwischen der Sand- und Wasserlandschaft beobachten. Am Spätnachmittage sind die Farben am leuchtendsten. Noch steht dem Verfasser deutlich eine Wanderung südlich von Wulfsode vor Augen, als er vor Jahren den Spuren eines alten Heerweges nachging. Da war es, als wenn der Erdboden das eingefogene Licht wieder ausstrahlen wollte, die Heide leuchtete wie von innerem Feuer, das aus der glühenden Erde zu kommen schien, während die Birken, wie in Gold getaucht (Abb. 65), ihr langes Haargezweig niederrieseln ließen, das sich funkelnd von dem dunkleren Ton des Bodens abhob. Nur auf den Kalkhöhen des dalmatinischen Gebirges,

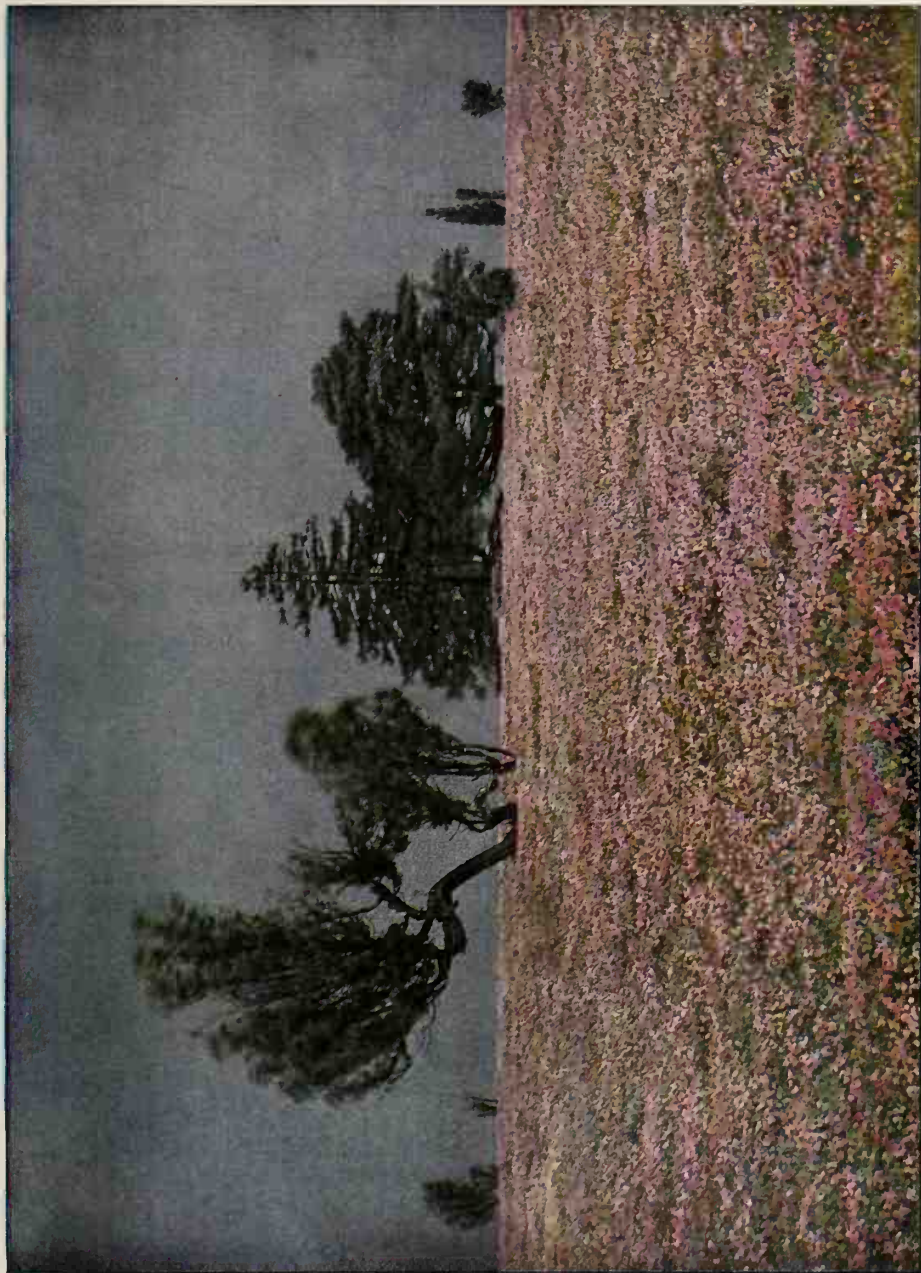


Abb. 60. Aufsteigendes Gewitter (3u Seite 84)

in Sizilien oder in der syrischen Wüste erinnert er sich eine ähnliche Farbenglut wieder gesehen zu haben.

Die besondere Baum- und Strachwelt der Heide gibt ihr einen neuen Reiz. Noch ganz unbekannt sind ihre herrlichen Bauernwälder. In ihnen, nicht in den regelmäßig durchforsteten, staatlichen Wäldern, verbirgt sich die unberührte niederdeutsche Waldschönheit. Das Gewirr erhabener Eichen, beschidelter Kiefernstämmen, heller Fichten und weißer, hangender Birken, die sich im Waldbach spiegeln (Abb. 62, 63, 66), das erstorbene Zweiggeslecht wildwuchernder Kiefern, die Farnkrautwildnis auf den lichtereren Stellen (Abb. 64), die kaum ein Wanderer betrat, der Weidenröschenteppeich, der dastende Gagel sind von entzückender Schönheit. Oft ist der Boden weithin mit einzelnen Birken und Kiefern bedeckt. Dann zeigt sich jene der Heide eigentümliche Parklandschaft (Abb. 61, 77). Besonders häufig findet sich im Unterholz die Stechpalme mit ihren starren, wie aus grünlackiertem Blech gearbeiteten Blättern, aber das eigentliche Landschaftsbild vermag sie nicht zu beeinflussen. Dagegen ist von hoher malerischer Kraft der Baum, der für die Heide besonders bezeichnend ist und hier seine schönste Entwicklung erreicht: der Wacholder. Oft ist der ganze Boden mit Wacholder besät, ein riesiger, verwilderter Friedhof (Abb. 89, 94). Da gibt es noch Stellen von so holdem Schauer der Unberührtheit, daß sie an heilige Haine gemahnen mögen, wo Baldurs weißes Roß einst weidete (Abb. 98). Oder die Wacholder begleiten den Birkenweg zu beiden Seiten. Es ist wie im Süden auf einer „heiligen Straße“, links und rechts die Gräbermale, die fromme Natur mit Trauerzypressen umhüllt. So am Ostrand des Lüß oder Breitehees. Oder er spiegelt sich im Waldweiher, hebt sich groß, gespenstisch im Dämmerlicht wie ein spähernder Wanderer, oder klimmt vorwärtsgebengt einen Hügel hinan. Oder sie gleichen, in Scharen vereint, stillen Wallfahrern, die einer Heidekapelle zufließen. Oft sind sie von den genähtigen Schnucken geschoren, so sonderbar wie die Bäume eines französischen Gartens. Oft gleichen sie einem flachen, liegenden Schilde, oft bilden sie eine Halbkugel, aus deren Mitte, den Schnucken unerreichbar, ein Stamm emporsteigt — wie eine Glocke mit Handgriff —, dann wieder sind sie unten kahl geschoren und oben von dort, wohin der Zahn der Schnucken nicht mehr reicht, breit anladend, einem riesigen, grünen Champagnerpropfen nicht unähnlich. Oder sie sind zu einer Gruppe vereinigt, deren Stämme einen fast genauen Kreis bilden, oder einen Halbkreis, oder eine ganze Wand von 10 bis 15 m Länge (Abb. 42), unten von den Schafen geschoren, oder sie bilden einen ganzen Niederwald, den die Schnucken drängend durchziehen. Wirkungsvoller ist der Wacholder als Einzelbaum in der Parklandschaft der Heide, mit entrindetem, grauem Stamm (Abb. 1, 82, 86 u. 87), zerzaust, struppig, sperrig, einer alten Olive des Südens nicht ungleich. Noch eigenartiger ist der Anblick, wenn Hirtenknaben, wie es bisweilen geschieht, aus Frevel einen solchen Wacholder anzündeten, sich der schnell wie Feuerwerk aufsprühenden Feuerfäule zu freuen. Dann sieht man das kahle Gerippe, vom Regen weiß gewaschen, noch Jahre hindurch über die dunkle Heide sich erheben, ein seltsames Baumgespenst. In anderer Art wieder merkwürdig sind die vielen Wacholderbäume in den neu aufgeforsteten Kiefernflächen. Von den schnellwüchsigen Waldbäumen bald überragt, führen sie, vergebens nach Licht und Luft ringend, ein Dämmerleben oder erinnern, schon erstorben, an die Zeit, wo sie allein auf weiter Steppe herrschten. Besonders reizvoll ist der Anblick, wenn der Wacholder sich in schönster Ebenmäßigkeit auf freier Heide entfalten kann. Dann ist er durchaus das Gegenbild der südlichen Zypresse (Abb. 73, 92, 93). Wo solche Wacholderformen sich nahe beieinander finden, bilden sie ein Landschaftsbild von einer Kraft und Eigenart, die nicht leicht übertroffen werden kann. Es sind Bilder, die man wohl am Mittelmeer sucht, aber nicht in der verachteten deutschen Heide. Wie ein Böcklinscher Farbentraum ragen diese hohen Wacholder in Linien

schönheit empor, lebendige, graugrüne Säulen, dazwischen die rote Heide, der lichtblaue Himmel darüber, ein Bild von unmittelbarster farbiger Gewalt. Oder man muß sie sehen am Herbstmorgen, wenn das Sonnenlicht mit dem Nebel kämpft (Abb. 90) und die Bäume graubereift allmählich hervortreten, stumm, verzaubert, im blauweißen Perlmutterglanz vom Goldgrund des Himmels sich abhebend, oder am Wintertage bei Sonnenuntergang, wenn sie im Schneemantel blaue lange Schatten über das rosige Feld werfen. Das sind Bilder von starkem malerischen Zauber, die nur wenige gesehen haben und noch kein Künstler festgehalten hat. Wacholderlandschaft im Schnee ist für die Malerei noch nicht entdeckt. Leider schwindet dieser schönste Schmuck der Heide immer mehr. Noch vor einigen Jahren zeigte der sogenannte Judenkirchhof bei Wilsede — graue Granitblöcke und dazwischen hochragende Wacholderbäume — ein ganz besonderes Bild einer solchen Wacholderlandschaft. Er ist nun durch einen Brand vernichtet.

Es spricht ein richtiges Empfinden aus dieser volkstümlichen Bezeichnung „Judenkirchhof“. Sie drückt die geheimnisvolle Stille aus, die diese hohen Wacholder hervorrufen. Während die Birke jeden leisen Windhauch für Auge und Ohr sinnlich wiedergibt, ist der Wacholder stumm, unbeweglich, wie die starrblättrigen Bäume des Mittelmeeres. Dadurch kommt etwas Feierliches, Verzaubertes, Geheimnisvolles in die Landschaft, die Tempelstille des Südens. Nicht nur dort schläft der Hirtengott Pan in brütender Mittagschwüle, auch hier empfindet der Wanderer Schen, durch lauten Ruf die ruhende Natur zu stören. Und wie dort das schrille Zirpen der Zikaden die sirrende Mittagsglut zu verkörpern scheint, während der Duft aus den Kräutern berauschend emporsteigt, so schwirrt auch hier aus der honigdustenden Heide das feine Summen der Immen.

Zum Pflanzenleben tritt als neuer Landschaftsteil der Mensch, seine Hausgenossen, seine Bauwerke. Das schönste und am meisten bezeichnende Bild ist der Hirt und seine Herde. Oft lagert er in der Nähe, ruht strickend am Hügelgrabe, während die Tiere, den Rücken hell beleuchtet, mit dem schwarzen Auge ziegenhaft nach dem Fremden hinäugen. Oder er steht auf den Stab gelehnt, die Horizontlinie in kühnem Unriß durchbrechend, umlagert von den hachelnden Hunden (Abb. 46). Oder Schafe und Schäfer sind weit in der Ferne, sich einfügend in die großen Linien der Landschaft, fernen, grauen Granitblöcken gleich, die sich langsam bewegen und allein das riesige Bild der unbeweglichen Steppe beleben. Oder die Tiere streben blökend dem Schafstall zu (Abb. 95), der fernab vom Gehöft auf freier Heide liegt, um der Mittagshitze zu entgehen. Auch diese Schafställe sind für die Heide ein immer wiederkehrendes Bild. Nun sind sie meist verfallen. Eine gänzlich verwilderte Wacholderallee führt auf sie zu. Wilde Rosen, Brombeeren und Weidenröschen wuchern um das halbeingestürzte Bauwerk, braune, nach Osten gebogene Kiefern oder helle Birken umgeben es, während ringsumher der Anflugwald jedes Jahr höher wächst, wie im Märchen alles umspinnend (Abb. 54). Kaum minder eigenartig ist die Heidewildnis, die sich in der Nähe der Bienenstände entwickelt, uralte Wacholder, Eichen, Fichten, Kiefern, in wirrem Durcheinander, von keinem Menschen gestört. Denn nur auf schmalen Fußweg pflegt der Bienenvater den Körben zu nahen; sonst meidet Tier und Mensch den Ort, wo die reizbaren Immen den Honig zusammentragen. So bleibt unter ihrem Schutze ein Stück uralter Naturschönheit bewahrt (Abb. 30).

Bekannter ist das Landschaftsbild des Heidhofes und des Heidedorfes, durch vielfache Darstellungen Gemeingut geworden. Und in der Tat, nicht leicht findet sich etwas Reizvolleres und zugleich so eigenartig Niedersächsisches, als diese im Eichwald vergrabenen Gehöfte (Abb. 45, 47), deren Dasein in der Ferne oft nur ein leiser über den Wipfeln aufsteigender Rauch ankündigt. Erst in der Nähe haben wir den Überblick über das ganze Gehöft. Es ist das Bild eines altgermanischen



Abb. 61. Partlandschaft. Links eine „Schmuckfichte“, von dem dauernden Benagen der Schafe oben schwachwüchsig und dafür
 seitwärts breit ausladend mit über den Boden hiechenden Zweigen.

Edelstiges. Das mächtige Herrenhaus, bisweilen noch mit tiefhangendem Strohdach, die Pferdeköpfe darüber, über dem Eingang der fluchabwehrende Spruch, die hölzernen Nebenhäuser ringsum, die Ställe (Abb. 48), die Scheunen, das Backhaus, der Speicher (Abb. 49, 50), die Katen, der Steinbrunnen, um den die Schafe in der Mittagsglut lagern, der Brunnenschwengel, an den nächsten Eichenbaum gehestet, das ganze Gehöft umschlossen von einem Wall von Fündlingen oder kunstvoll geflochtenem Palisadenzaun (Abb. 51). Oft entstammen die Gebäude früheren Jahrhunderten. Das Eichengefüge der Balken hat sich verschoben, das ganze Bauwerk, einst das Spiegelbild schaffenden Menschengestirns, folgt dem Naturgesetz der Schwere, der lebendige Geist entflieht, es wird wieder ein Stück Natur. Unter dem Giebel baut die Schwalbe, die Fledermaus huscht in das Dachloch, der Ackerbar klappert auf dem Firste, Moos und Hauslauch wächst auf dem Dache, graue, lange Flechten hängen an den Eichenbohlen, im inneren Brunnenrande wuchert das Farnkraut wie im Walde und läßt nur einen schmalen, dunkeln Gang für den Eimer frei. Und so zeigt auch das Menschenleben hier Bilder uralter, ewiger Linien, die anmuten wie die Natur selber: flachshaarige Kinder, den Bettelreigen singend, die Bäuerin das Schaf scherend oder im Zwielflicht des Herdes das Mahl bereitend, die Magd am Brunnen, die Schnitter, einfahrende Wagen, der austreibende Hirt, Männer zur Jagd ausziehend auf leichtem Gefährt oder ernstern Antlitzes zur Kirche schreitend, schwarzgewandet, der Ahnherr auf der Bank unter der Linde, den spielenden Enkel zu Füßen.

Weiter noch als Haus und Hof führen in die germanische Zeit die zahllosen Hügelgräber. Sie geben der Heide den eigentümlichsten Reiz. Oft bildet ein solches Hügelgrab die einzige Erhöhung im weiten Umkreise, eine gebogene Birke und Eichenfratt darüber, rings nichts als Heide, oder es hebt sich im dunkeln Moosgewand aus den Saatsfeldern. Oft sind die Gräber vereint zu dreien oder vierten oder in noch größerer Fülle, daß die Landschaft damit wie besät erscheint, ein einsames stilles Tal des Todes. Noch mächtiger wirken die rätselvollen Steinsetzungen der Heide, neben der bei Klecken und Schieringen, vor allem die Sieben Steinhäuser bei Südbostel (Abb. 56—58). Und doch hat gerade bei diesen der Mensch alles getan, um den Eindruck zu beeinträchtigen. Schon zu hannoverscher Zeit hat der Staat Kiefern anpflanzen lassen, die sich nun zu einem jammervollen Bestande entwickelt haben. Ein hoher Wacholder, der aus dem schönsten der Steingräber herausgewachsen ist und noch von der ursprünglichen wilden Heideschönheit erzählt, ringt mühsam nach Licht und Luft. Ob es nötig war, den kargen Boden dieses heiligen Hügels, wo ein vergessenes Königsgeschlecht seit Jahrtausenden schlummert, zum Geldverdienen anzuhalten, mag fraglich sein. Wenn man bedenkt, daß in dem sogenannten Lande des Dollars große Banngebiete angelegt wurden, auf daß sie den kommenden Geschlechtern noch ein Bild geben mögen von der ursprünglichen Natur des Landes, so erscheint es als eine einfache Pflicht vaterländischen Anstandes, auch diese sonst unrettbar dem Tode verfallene Heidlandschaft zu bewahren. Da wäre — neben der Wilsederhöhe — vielleicht keine Stätte passender als diese einzige der größten Steindenkmäler germanischer Vorzeit, wo im Novembersturm noch heute wie damals der Atem des Saxnot über die Heide wittert.

XI. Umwertung der Heidlandschaft

Immer wird die Schnelligkeit denkwürdig bleiben, mit der die künstlerische Anschauung über die Heide sich gewandelt hat. Was ein Jahrhundert früher mit der Alpenlandschaft geschah, ist auch hier eingetreten, eine Umwertung aller Werte.

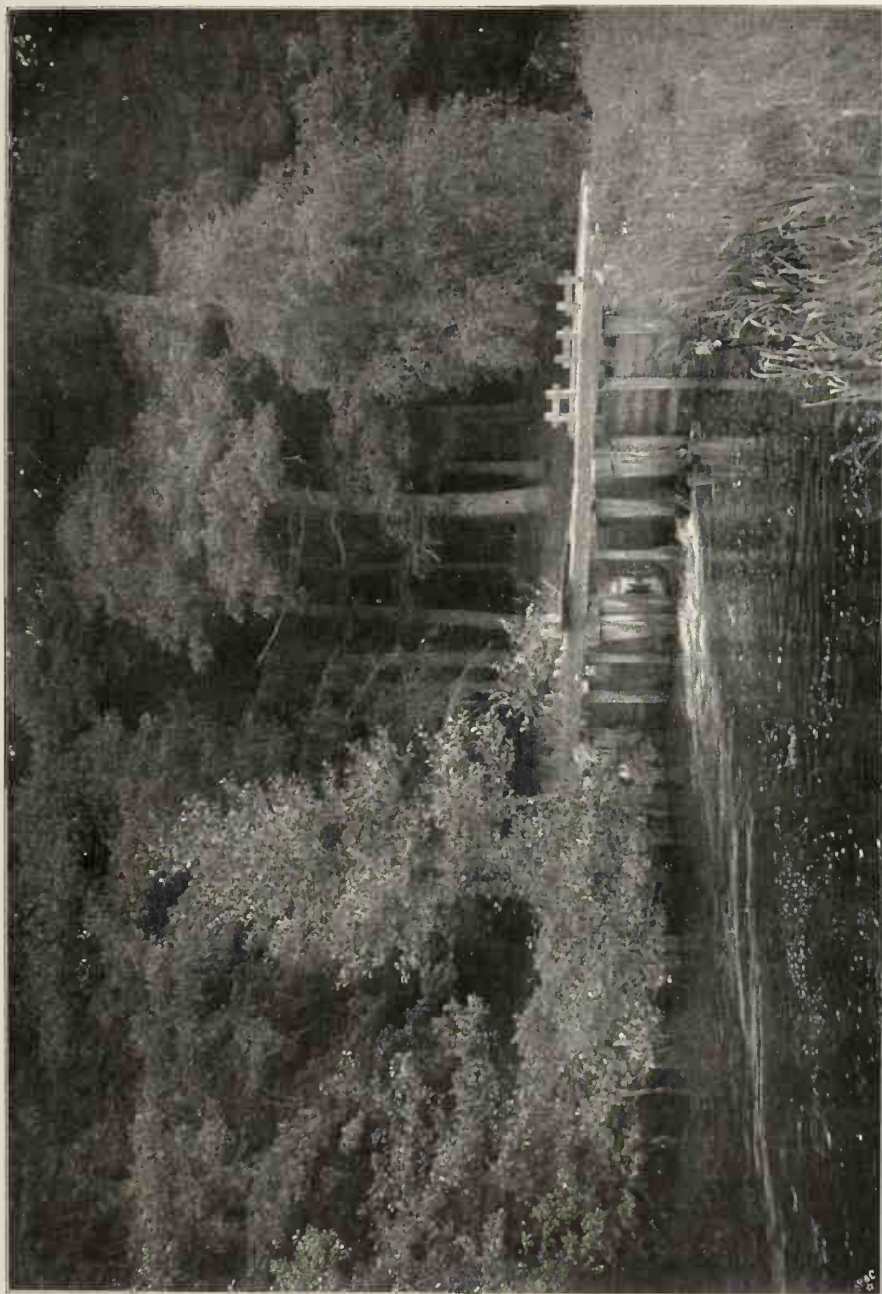


Abb. 62. Bauernwald an der Wiepe (zu Seite 85)

„Ich war gewiß nicht vorbereitet, eine schöne Natur zu finden,“ heißt es noch in Küttners Reisebeschreibung von 1797, Leipzig 1804, „aber ich dachte nicht, daß das Land so gar elend wäre. Mich dünkt, es ist der schlechteste Strich von einem solchen Umfange, der mir jemals vorgekommen. Der Boden dieses Geländes ist eine ungeheure Sandwüste, die von Natur entweder ganz nackt ist oder Heidekraut oder dürre, stehende Halme hervorbringt.“ Oder bei Meyer, Darstellungen aus Norddeutschland, Hamburg 1816: „Von Anbeginn der Reisen und Reisebeschreibungen erschallt das Geschrei über die Wildnis, Unwirtbarkeit und Schrecknisse der Lüneburger Heide . . . Da sieht der eine nur schwarze Erde mit ihrem borstigen, dunklen Heidekraut und dem Himmel darüber. Der andere erblickt da einen pontinischen Sumpf, der mephistische Dünste aushaucht, die den Himmel mit ewigen Nebelschleiern verfinstern.“ Oder wir lesen bei Mangourit, Hannoverischer Staat, 1803: „Hinter Celle reißt man auf einer Strecke von beinahe zwanzig deutschen Meilen zwar nicht immer über Sand, wohl aber durch Heiden, die man nicht überblicken kann. Es tut not, daß man in denselben die Höhe ebenso beobachtet, wie auf dem Meere, um nur zu wissen, wo man eigentlich ist. Von Zeit zu Zeit kündigen Enten, Gänse, Schafe von einem erbärmlichen Aussehen die Nachbarschaft eines armseligen Dorfes, einer elenden Hütte an. Welche Bohnplätze! Ganze Familien mit bleichem Gesicht, mit zeretzten Kleidern leben, essen, schlafen im Stalle ihres Viehs! In der Nähe dieser wahren Katakomben sieht man einige dünne Roggen- oder Gerstenhalme und hier und da ein Fleckchen mit Buchweizen.“ Was Wunder, wenn auch die gute Stadt Lüneburg, nach hentiger Anschauung eine der malerischsten Städte Norddeutschlands, ihr vollgemessenes Maß des Tadels erhält. „Diese verrückte Heide“, heißt es in einer namenlosen Reisebeschreibung von 1806, „ist ein höchst unwirtlicher, heillosen Erdstrich; aber die Stadt, von der sie den Namen trägt, verdient fürwahr keine bessere Umgebung. Jedem, der sich mehr als die Bestandteile eines elenden Nestes verspricht, fällt bei dem Anblick dieser uralten, verkrüppelten Hütten und Häuser, der rußigen Schmutzfarben, die sie bedecken, der krummen, menschenleeren Kreuz- und Querstraßen das Herz vor die Füße.“ Kein Zweifel, daß sie die allgemeine Ansicht widerspiegelte. Selbst in Schulbüchern finden wir dieselbe Anschauung: „Ein ödes, trauriges Land, ohne Anhöhen, Täler, ohne Seen, ohne alles Laubholz . . . alles ist leer, trocken, kalt. Man sieht hier nicht einmal, wie in Arabien, Beduinen umherstreifen oder Pilger und Karawanen durch die Wüste ziehen. Man könnte, wenn man blind wäre, halbe Tage umherirren, ohne sich an etwas zu stoßen. . . da ist nichts als Sand, Heide, Moor, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern. Man erblickt kein Haus, kein Wasser, keinen Menschen, kein Tier, selbst keinen Vogel, ausgenommen etwa einige hungrige Raben!“ (Höfters Weltkunde.) Den Gipfel dieses Unsinnns erreicht wohl das „Buch für Alle“ vom Jahre 1855: „Edes Schweigen ruht auf der rotbraunen Ebene, die nie das Rauschen eines Waldes oder das Murmeln eines frischen Baches hörte, sondern nur das Summen der Bienen über dem manns hohen Heidekraut, oder den Ruf des Raben oder mitunter das Knirschen eines Wagens im Sande. Wohin das Auge schaut, bietet sich dasselbe Einerlei dar, dieselben Heidekräuter, derselbe bleifarbene Himmel, dieselbe Leblosigkeit und Einsamkeit. Selten tauchen hier und da verkrüppelte Tannengebüsche auf, noch seltener eine Birke. Halbe Tage wandert man, ehe man das graue Torfdach einer Hütte erblickt, um welche sich ein mageres Feld mit verkümmertem Buchweizen ausdehnt oder sich die verschrumpften Blätter einiger Rüben zeigen. Nur in besonders begünstigten Orten schlug der Mensch ein Dach auf und pflanzte Eichensträucher, die ein krankhaftes Leben führen. Nicht minder armselig erscheinen die Wohnungen. Ihre Wände sind aus Granitblöcken aufgeführt und deren Lücken mit Moos verstopft. Elgetränktes Papier vertritt die Stelle des Fensterglases, Schilf- und Torfrafen dienen als Ziegel. Da spielen keine Kinder auf grünen



Abb. 63. Bauernwald bei Müden (Zu Seite 85)

Rasenplätzen, da ladet kein Steinſiß unter einem ſchattigen Baume zur Ruhe ein. da ſammelt ſich keine Herde am Brummen, ſondern öde, lautlos und leer iſt das Dorf, ohne Hahnenſchrei und ohne das Gackern einer Heune. Der Bewohner der Heide weiß nicht, was Feld und Wald iſt, was Wiefen und klare Bäche, was Obſtgärten und Städte ſind. Er lebt wie auf einer Inſel, die Heide iſt ſeine Welt, die Bienen ſind ſeine Herde und die kleinen ſchwarzen Schafe, die Heidschnucken, ſein Schatz“*).

Das war die vorwiegende Anſchauung der früheren Zeiten! Aber auch die Würdigung der Heidlandschaft fehlt nicht. In letzter Linie iſt wohl Rouſſeau, in dem wir den Vater der gesamten modernen Naturempfindung verehren, auch hier der Bahnbrecher geweſen. Seine Sehnsucht war die von Menſchen nicht berührte Natur, und ſo war denn auch das Heidekraut, die Verkörperung jener, ſeine Lieblingsblume. Die erſte wirkliche Heidegedichtung knüpft an die ſchottische Felsenheide. Hier iſt der Macphersonſche Oſſian entſtanden, der einen ungeheueren Einfluß auf unſere klaſſiſchen Dichter ausgeübt hat. Selbſt der junge Goethe ſchwärmt für die Heide. „Welch eine Welt! . . . Zu wandern über die Heide, umfaßt vom Sturmwind, der in dampfenden Nebeln die Geiſter der Väter im dämmernden Lichte des Mondes dahinführt,“ läßt er Werther ſagen. Später freilich ließ ihn der großartige Zauber der ſüdlichen Heide, der römischen Campagna, in ihrer ewigen Grabesherrlichkeit faſt ſtumm. Die deutſche Heide hat er niemals geſehen. Klopſtock wieder, ſonſt doch ein Verehrer nordiſcher Natur, ſchwieg völlig, auch Herder, von Leſſing nicht zu reden. Jean Paul ſpricht einmal von der Lüneburger Heide des Geſchäftslebens. Platen (1828) verlegt die Handlung ſeines „romantiſchen Ödipus“ in die Lüneburger Heide und läßt einen Chor der Heidschnucken auftreten. Doch hat auch er die Heide nie geſehen.

„Das iſt die ſchöne Lüneburger Ebene,
Wohin des Ruſs Trompete mich von fern gelockt . . .
Doch weit und breit erblick' ich nichts Poetiſches,
Bloß dort im Vorgrund eine ſchar von Beſtien!“

Heinrich Heine endlich ſagt von einer Frau, ihr Buſen ſei flach und troſtlos öde wie die Lüneburger Heide.

Und doch trotz dieſer allgemeinen Mißachtung der Heide dürfen wir nicht annehmen, daß auch der Heidebewohner ſelber an der Schönheit ſeiner Heimat blind vorübergegangen ſei. Nur war es ihm nicht gegeben, in Worte zu faſſen, was er empfand. So äußerte ſich ſeine Liebe zu der beſonderen Heidenatur in ſtummem und ſtarkem Heimweh, etwa wie bei dem Schweizer, der zu Straßburg auf der Schanz das Alphorn herüberklingen hörte, längſt ehe die Schönheit der Schweiz „entdeckt“ war, wie man zu ſagen pflegt. Das Bewußtſein von der eigentümlichen Schönheit der Landschaft war längſt lebendig in dem Herzen der hier Geborenen, nur die Allgemeinheit ſchätzte ſie nicht. Erſt die Durchdrüttelung der ganzen Volksſeele in der Zeit des Zuſammenbruchs und der Erhebung vor einem Jahrhundert mit ihrer Rückkehr zum Heimatlichen und heimlichen Volkstum hat hier das Auge geöffnet. Es iſt im hohen Grade bezeichnend, daß es der alte herrliche Turnvater Jahn war, der auch hier als Zielzeiger wirkte. Mit welcher Sicherheit er das Weſentliche der Lüneburgiſchen Heidlandschaft in einer verſtändnisloſen Zeit empfunden und ausgeſprochen hat, verdient Bewunderung. Da heißt es in ſeinen „Denkniſſen oder Fahrten des Alten im Bart“, die in das Jahr 1809 zurückführen: „Jetzt aufgeſchaut! Wir befahren die Ausläufer der berufenſten Heide von Deutſchland. Auf der Waſſerſcheide zwiſchen Elbe und Weſer ruht ſie ſtill wie ein erſtarres Meer. Die geringe Verſchiedenheit

*) Ja ſogar noch 1903 (!) heißt es in Büttners Deutſchem Leſebuche: „Eine öde, traurige Gegend, ohne Täler, ohne Seen, ohne Laubholz. Man ſieht kein Haus, keinen Menſchen, kein Tier außer einigen hungrigen Raben. Zahlloſe Bienenschwärme ſind dort. Durch ihre übergroße Menge werden ſie dem Wanderer gefährlich.“ Man denke!

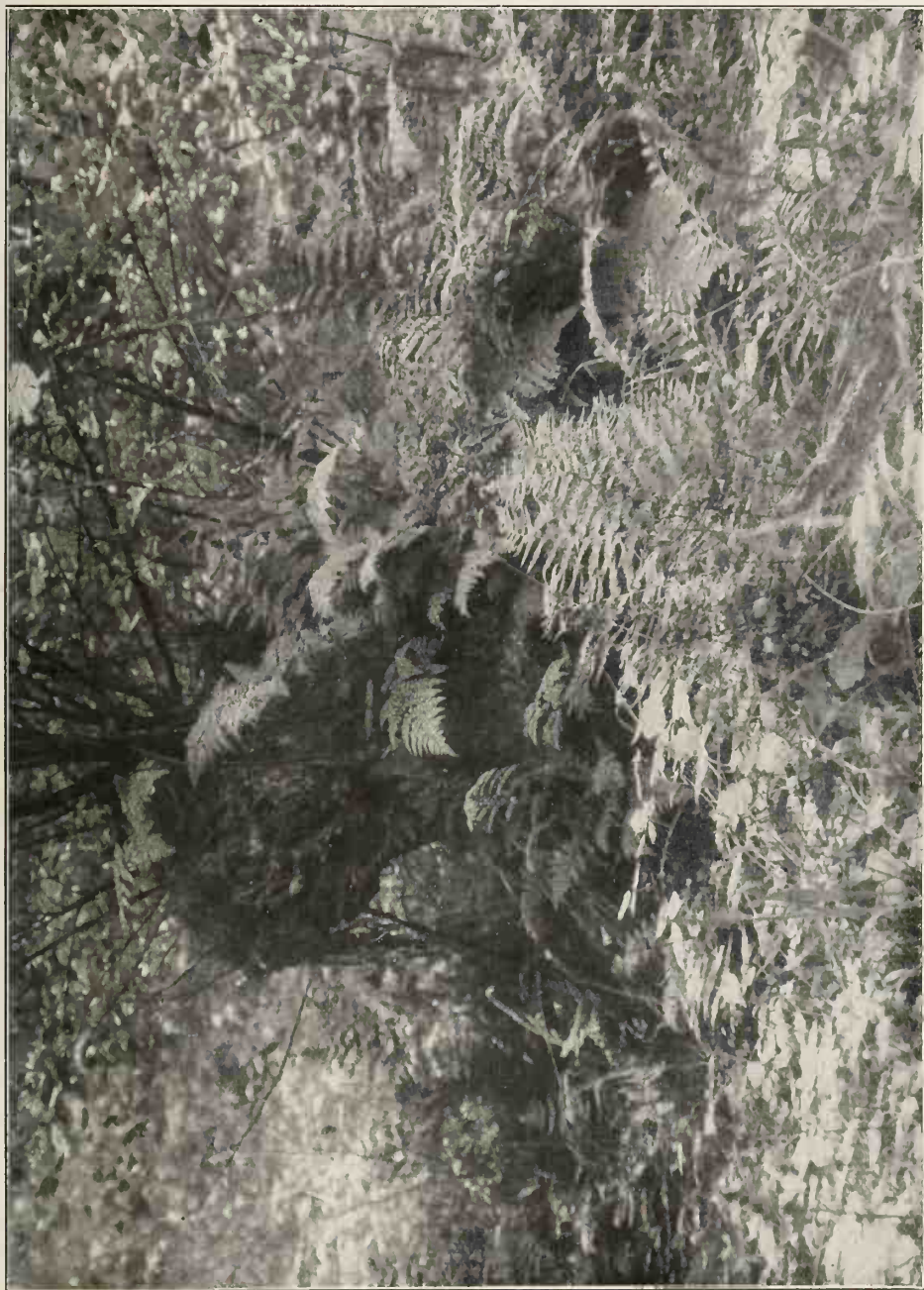


Abb. 64 Waldboden im Bauernwald (zu Seite 85)

der Fläche, die stete Wiederkehr derselben Gegenstände geben dem Ganzen das Gepräge von hoher Einsamkeit, und die maßlose Aussicht ein Gefühl der Unendlichkeit. Es gemahnt einen, wie ein urplötzlich versiegter Meeresgrund, der unter dem Bogenspiele Riffe und Tiefen verborgen, die dann mit einem Male zutage gekommen, wo die Wassergewächse zum Heidekraut verdorret. Auch die Wellen fehlen nicht in der bläulich grüngrauen Heide. Hier hält das Heimweh den hier Geborenen. Hier ist Himmel und Heide, wie anderswo Himmel und Meer, und einzelne Turmspitzen tauchen auf, wie Masten aus der Flut. Wenn man die gewöhnlichen Querstraßen von der Elbe zur Weser reist, zwischen Himmel und Heide, so sollte man kaum glauben, daß diese Steppe Buchen und Eichenhaine mit lieblichen Quellen, Bäche mit Schlammwiesen in ihren Talgründen berge und manchen Raum zur Wonnesiedelei geschaffen.“

Das ist unmittelbar quillendes Naturgefühl, das mit selbstverständlicher Liebe die heilige Heimat Erde umfaßt und schon die Runen in dem Antlitz der Muttererde zu deuten wagt, in wundervolle Sprachform gefaßt! Ferner ist aus dieser frühen Zeit noch zu nennen der hamburgische Domherr Meyer, der als einer der ersten in seinen „Darstellungen aus Norddeutschland“, Hamburg 1816, der landläufigen Verachtung der Lüneburger Heide mit aller Schärfe entgegentrat. Sein Empfinden ist nicht so unmittelbar wie das des „Alten im Bart“. Als ein Kind seiner Zeit sieht er die Heide noch mit Ossianischen Augen an.

Nach diesen beiden sind es dann Maler und Schriftsteller gewesen, die nicht müde geworden sind, die Schönheit der Heide zu preisen. Der Hamburger Maler Christian Morgenstern (geboren zu Hamburg 1805) hat zuerst diese verschriene Heide in Farben bezwungen. Über die Wirkung seiner ersten Bilder heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von 1867 nach dem Bericht eines Zeitgenossen: „Trägt mich mein Gedächtnis nicht, so brachte er damals eine Landschaft mit, die aus der Lüneburger Heide genommen war. Hatten wir uns gewöhnt, uns unter diesem geographischen Namen ein Stückchen Erde vorzustellen, so trostlos, öde und schauerlich, daß wir es für unmenschlich gehalten haben würden, dort eine Verbrecherkolonie anzulegen, so überraschte uns dieses Bild mit seiner bei aller Einfachheit glänzenden und harmonischen Farbenpracht, der Mannigfaltigkeit der in der weiten Ebene sich kreuzenden und in die Ferne lockenden Linien und vor allen Dingen mit der von reizenden Wolkenbildungen belebten Atmosphäre derart, daß vielen von uns ein bis dahin unbeachteter Reichtum von Naturschönheit aufgeschlossen wurde, den wir in Felsenschluchten, bei Wasserfällen, im schweigenden eisigen Hochgebirge aufgehäuft glaubten. Wo Tausende teilnahmslos vorübergingen, da sah er eine Fülle von Schönheit, und gerade die anspruchslosesten Stellen der Landschaft schlossen ihm entzückende Reize auf.“ (Lichtwark, Hermann Kauffmann und die Kunst in Hamburg, S. 56.) Morgenstern ist später nach München gegangen. Wie er die besondere Schönheit der norddeutschen Heide erkannte, so erschloß er auch die verwandte Gerölllandschaft Bayerns mit ihren Heiden und Mooren, dem spiegelnden Wasser, den Einödhöfen unter den mächtigen Eichen.

Noch breiter war die Wirkung von Theodor Storm. Er ist der Meister-schilderer der nun fast verschwundenen holsteinischen Heide. Er hat nicht die Heide in ihrer wildkühnen Schönheit gesehen. Ein Blick in dieses friedsame Antlitz macht es verständlich. Er sieht die Heide in ihrer Stille. Er achtet auf den schwülen, geheimnisvollen Mittagszauber, die zitternde Ferne, das heimliche Wimmeln in der unendlichen Pflanzendecke, die blauen Falter, die gleitende Schlange, die übergroßen Umrisse wandernder Menschen, den schwachen Schein des Abendhimmels, den weißen Rauch der einsamen Kate, das Zirpen der Heuschrecken, den dumpfen Hall des Bodens, das Goldnetz der Sonnenstrahlen über den Spitzen des Heidekrautes, den traumhaft sommermüden Reiz der verblühten Erika. Das hatte keiner vor ihm gesehen. Niemals hat er die Leuchtkraft



Abb. 65. Herbstbirken (3u Seite 84)

der Farben und die Klangfülle wieder erreicht wie in der Erzählung „Ein grünes Blatt“ (1850). Es ist das hohe Lied der holsteinischen Heide, und die von allem Märchenzauber umflossene Gestalt der Regine, die fern am Immenzaun beim Urahn wohnt, ist die Verkörperung der Heimatheide.

Heute freilich sehen wir die Heide nicht mehr mit Storms Augen. Das Schwermütig-Empfindungsvolle liegt uns weniger, und wir freuen uns nicht minder der düsteren Größe des Novembersturmes wie des ersten jungen Birkengrüns im Frühling. Nach Morgenstern und Storm haben zahllose Künstler die Reize der Heide dargestellt und manchen glücklichen Farbenstrich getan. Die beiden Altmeister Hermann Kauffmann, der die Harburger Landschaft bei Ehestorf darstellte, und Valentin Ruths, ebenfalls Hamburger, der die Binnenheide in ihren feinsten Stimmungen belauschte, verdienen an erster Stelle genannt zu werden. Der eine Epiker, der das Leben des Heidjers darstellt, das Treiben auf der Dorfstraße, die Sandsfahrer, die Schnitter, die Holzknechte, kraftvolle Ausschnitte aus der Natur, ein deutscher Millet. Der andere Lyriker. Landschaften im Morgenlicht daliegend, weich verhüllt, die duftumflossene Unendlichkeit, das Friedespandende, Stille, Sehnsüchtige der Heide ist sein Gebiet. Gegenüber diesen beiden tragen die Bilder von Eugen Bracht einen heroischen Zug. Er zeigt uns mit Vorliebe die riesige, von Sonnenlicht durchflutete Himmelskuppel mit schwebenden Wolken, der gegenüber die Erdscheibe der Heide zusammenschrumpft. Neben diesen wäre eine ganze Reihe von Namen noch zu nennen. Der Heidedichter und -schriftsteller sind weit mehr. Das starke Erwachen des Heimatgefühls und zugleich die Aufschließung der Heide durch die Eisenbahn hat hier stark eingewirkt. Heute ist die Heide mit ihrer weltfernen Stille im Begriff, die am meisten moderne Landschaft zu werden. Daß von Hannover regelmäßige Sonderzüge zur Zeit der Blüte eingelegt würden, um die Masse der Heidefahrer zu bewältigen, daß von Hamburg und Bremen, man möchte fast sagen, eine Art Auswanderung gerade der gebildeten Klassen in die Heide stattfinden könnte — wer hätte es je gedacht? Aus der Gemeinde, die noch vor zwei Jahrzehnten wie auf Entdeckerpfaden auszog und erst mit Erstaunen, dann mit wachsendem Entzücken diese eigenartige Landschaft in sich aufzunehmen lernte, ist heute eine nach vielen Tausenden zählende Menge geworden. Damals konnte man noch wochenlang fast allein die Einsamkeit des Wisladerberges genießen, Allmählich aber stieg die Zahl der Besucher, und an schönen Herbstsonntagen konnte es wohl geschehen, daß 200 bis 300 Fremde sich dort einfanden. 1904 schnellte die Zahl auf über Tausend empor, 1905 stieg sie auf das Doppelte, 1906 aber an einem Septembertage auf etwa 4000, und allein von Hamburg wurden an dem gleichen Tage laut amtlicher Bekanntmachung an 14000 Fahrkarten für die Heidestationen ausgegeben. Seitdem ist der Verkehr, namentlich durch die Winsener Kleinbahn, noch mehr gewachsen. Heute ist in der einst so verschrienen und verachteten Lüneburger Heide das erste deutsche Naturschutzgebiet von vier Quadratmeilen Größe angelegt worden, um den fernsten Entfern diese eigentümlichste deutsche Natur zu bewahren. Aus dem Aschenbrödel ist das Königskind geworden.

XII. Volkstum

Wie das Lüneburger Land sich eigenartig aus dem norddeutschen Tieflande abhebt, so entbehrt auch das Bild des Volkschlages nicht der eigentümlichen Züge. Will man aus der verwirrenden Fülle der Einzelercheinungen das Gemeinsame herauschälen, das als besondere Gabe des Heidjers gelten könnte, so ist es klar, daß nicht sowohl die Randgebiete als vor allem die Binnenheide mit ihren einsamen Höfen in Betracht kommt. Die Abgeschlossenheit und Ablegenheit hat hier wie in einem schwer zugänglichen Gebirgslande den Menschenschlag in

seiner Unberührtheit erhalten. Manches Bauerngeschlecht der Heide siedelt hier auf seinen Eichwaldhöfen länger als sonstwo der Adel, und manches Adelsgeschlecht der Heide siedelt hier bereits seit Widufinds Tagen.

So trägt der Bauer hier germanisches Gepräge, körperlich und geistig, und nicht selten wird der Wanderer unmittelbar an die Schilderung des Tacitus gemahnt. Der hohe Wuchs freilich, den der Römer an jenen rühmte, geht ihnen ab. Sie sind meist nur mittelgroß, durchweg hager und sehnicht, wie immer die Bewohner der Steppe, ganz im Gegensatz zu den behäbigen Enaktsöhnen der Marsch, aber zähe und von rastlosem Tätigkeitsdrang. „Wi sün von de Geest“, sagt der Bauer am Geestrande im Bewußtsein seiner Überlegenheit, während der Marschbauer wieder den „Geestferl“ nicht für voll hält. Der Gesichtsschnitt (Abb. 10, 26 u. 29), auch des Knechtes, ist durchweg fein. Deutlich scheidet sich eine breite und eine schmale Gesichtsförm. Die letztere ist häufiger und mag als die besondere Lüneburger Art gelten: die Nase lang und schmal, die graublauen Augen nahestehend, der Mund zierlich, das Kinn zugespitzt, das helle Haar sich lockend. Es ist derselbe Gesichtsschnitt, der sich veredelt in den Familien der Randstädte und des Landadels findet. Hervorragend feinen Gesichtsschnitt zeigen oft die Kinder. Man kann nicht sagen, daß sie als Dorfkinder besonders frisch ausfähen. Der Mangel an der früher so reichlichen Milchnahrung — denn die Milch pflegt in steigenden Massen der Meierei übergeben zu werden — scheint die Schuld zu tragen. Vielleicht wirkt auch das Sineinanderheiraten ein. Wenig erfreulich ist der Zustand der Zähne. Man möchte in der Kalkarmut des Wassers den letzten Grund erkennen. Später zur Zeit der körperlichen Blüte bleiben Mädchen und Frauen zurück, in keiner Weise mit den herrlichen Frauengestalten Holsteins oder den weißen Mädchen der friesischen Marsch zu vergleichen. Die Härte der Arbeit, die Mißachtung des Körpers hindert die Natur die Schönheit zu schaffen, die sie gern schaffen möchte und in den Kindern bereits ankündigt.

Der hervorragendste Wesenszug dieser Rasse ist schlichte Treuherzigkeit. Man muß einmal die reisenden Kaufleute hören, die jahrein, jahraus die Heide besuchen und jeden Einzelhof kennen. Es besteht bei ihnen nur eine Stimme darüber, daß ein treuherzigeres Volk nicht leicht gefunden werden könne. Das ist ein altes Lob. Hammerstein erzählt von zwei Bauern aus Brambostel, die sich um eine wertvolle Eiche im Grenzhagen stritten und Entscheidung verlangten, weil jeder sie nicht als sein Eigentum anerkennen wollte und des andern Behauptung, sie sei ihm doch gehörig, als Beleidigung betrachtete. Es war dasselbe Dorf, wo 1867 ein Bauer in dem treuen Glauben, daß sein vertriebener König sein Land wieder erobern müsse, ein großes, fettes Schwein noch im hohen Sommer vom Winter her fett erhielt, damit er für das heimkehrende Kriegsvolk seines Herrn genügend Vorrat habe. Das was man Rechtlichkeit und anständige Gesinnung nennt, ist hier angeborenes Gut. „Verräters Lief fret keene Kreje,“ heißt es im Volksmunde. In diesem treuherzigen Geradsinn liegt ihre bezwingende Liebenswürdigkeit. Wenn im Süden die Bettlerin als Erbe uralter Kultur königliche Haltung und Grazie zeigt, so adelt hier auch die pilzfuchende Tagelöhnerfrau jenes treuherzige, offene Antlitz, dem auch nun jeder Zug des Rohen und Gemeinen fehlt. Immer wieder überrascht die innere Feinheit und das unbeirr-bare Rechtgefühl im schlichsten Gewande. Das mag altes germanisches Erbgut sein. Und da hier niemals ein eroberndes Volk die Unterworfenen geknechtet hat, so hat der Menschenschlag hier das Hochsinnige, Stolznaclige bewahrt, das so leicht zur Steifnacligkeit wird. Daher auch der freiheitliche Zug in ihrem ganzen Empfinden. Es ist bezeichnend, daß hier bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert mit der Abschaffung der Leibeigenschaft begonnen ist. Grobes Herrenwort verlegt aufs höchste, vielleicht noch mehr herablassender näselnder Ton, während Verbindlichkeit eine gute Stätte findet. Nicht leicht mag der Sinn für das Menschenwürdige so sehr entwickelt sein wie hier. Der schroffe

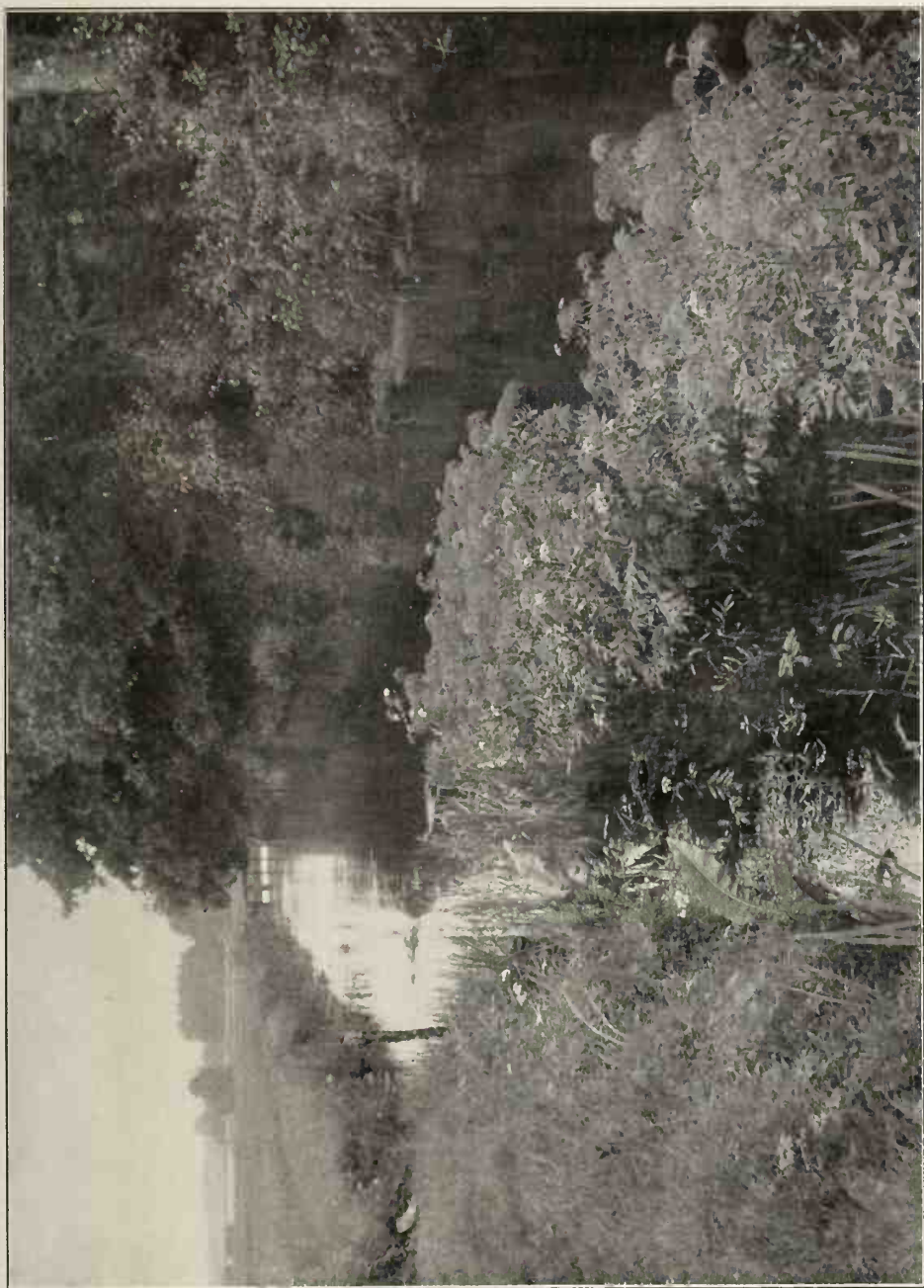


Abb. 66. An der Wiehe bei Müden (zu Seite 55)

Gegensatz zwischen Herr und Knecht fehlt, genau wie es der Römer schon schildert. Bauer und Knecht sitzen in der Binnenheide an demselben Tisch, essen aus gleicher Schüssel, gehen zusammen auf die Jagd, duzen sich und rufen einander beim Vornamen, und manchmal hat der ergrante Knecht lieber den Dienst aufgesagt, als daß er der Forderung des jungen Erben sich anbequemt hätte, ihn Herr zu rufen. Nur beim Kirchgang scheiden sich die Stände. Der Herr fährt nach alter Sitte, und der Knecht geht. Bei größerem Altersunterschied sagt der Knecht „Vater“ und „Mutter“. Von einem eigenwilligen Knaben, den der Vormund als Knecht verdingt hatte, hörte der Verfasser einmal den Dienstherrn sagen: „He vaddert und moddert schon,“ als Bezeichnung, daß der Trotz gebrochen sei. Das Verhältnis ist dem entsprechend noch durchweg altväterlich. Aus diesem Gleichheitsgefühl erklärt sich die Empfindlichkeit dieses feinnervigen Geschlechts, wenn ihnen zu nahe getreten wird, und demgegenüber die Höflichkeit, die der Geringste gibt, aber auch als selbstverständlich beansprucht. *) So hat ihre Fröhlichkeit immer etwas Gehaltenes, der Sitte Gemäßes. Im ganzen fehlt die Lust am Rausen und Lärmen, wie sie etwa der Bayer oder der Moorbewohner des Emslandes besitzt. Ihre Gastfreierheit ist altberühmt. Welcher Gegenatz selbst schon im Dorfgasthaus bei der Bewirtung! Dort setzt der bayrische Wirt den schäumenden Bierkrug samt Käse und Brot auf den flebrigen Tisch und schüttet das Salz aus der Tüte für den Rettich dazu, hier deckt die Tochter oder die Hausfrau selber für den geehrten Gast im besten Familienzimmer und bringt die Überfülle der Schüsseln herbei. Binden an Sitte und Brauch heißt Schickslichkeit. Jede Roheit liegt ihnen fern. Ganz unerhört ist etwa Tierquälerei. Ihre braunen, wohlgepflegten Rösser sind ihr höchster Stolz. Sie verkehren und sprechen mit ihnen wie mit Freunden. Zur Jagd gehen sie leidenschaftlich. Überaus merkwürdig sind die Listen der Jahresjagdscheine, die in den Heidezeitungen veröffentlicht zu werden pflegen, wo in buntem Wechsel Aenteiler, Bauer, Knecht und Häusling aufgenommen werden. Bei der großen Erstreckung der Höfe ist überall reiche Jagdgelegenheit. So sind sie vortreffliche Schützen. Daher mag es denn auch kommen, daß das Celler Regiment die besten Schießergebnisse im X. Armeekorps aufwies, wie denn die militärische Tüchtigkeit der Heidjer seit alters anerkannt ist. Wie lange diese ererbte Sinnesart dem immer stärkeren Andrang der neueren Zeit Widerstand leisten wird, muß die Zukunft erweisen.

Der besondere Boden verlieh dem angeborenen Volkstum besondere Züge. Es ist ein Bauernvolk, das hier auf magerem, aber reichlich zugemessenem Boden in harter Arbeit sich müht. Daher trägt das Volk die besonderen Züge des Bauerntums. Besitz und Habe, Geld und Gut bewegt sie wie billig vor anderem. Der Sinn für Farbe, für Musik und Kunst ist gering. Man hat hier nach Sagen und Märchen geforscht, aber es ist nur wenig, was sich hat finden lassen. Auch die Sangesfreude ist gering. Nur selten mag man in der stillen Heide ein weltliches Lied hören. Als ein armes Thüringerkind sich hier als Knecht verdingt hatte und seine helle Stimme frühmorgens in der rauchschwarzen Diele erschallen ließ, wunderte man sich allgemein: „He is allwedder besopen.“ Nicht danach soll man den Heidjer messen. Seine Kraft liegt auf anderen Gebieten. Die stille Natur mit ihren blauen verdämmernden Linien regt nicht an. Sie spinnt in Sinnen ein und verleiht dem Volke den nach innen gewandten Blick. Auch fordert der Boden nicht wie im Gebirge oder an der See besondere Kühnheit und Kraft. Wohl aber verlangt er bei immer gleicher Arbeit unermüdliche Pflichterfüllung, die nicht viel Redens von sich macht, zähe Nachhaltigkeit, Treue

*) Nur ein Beispiel für viele: Als ein alter Heidbauer an seinen Feldern einherging, näherte sich schnellen Schrittes ein großstädtischer Wanderer und fragte, ohne zu grüßen, in barschem Ton: Wo heet dat hier? Der Alte gab, ohne nur mit einer Miene zu zucken, die herrliche Antwort: Gun Dag heet dat hier.

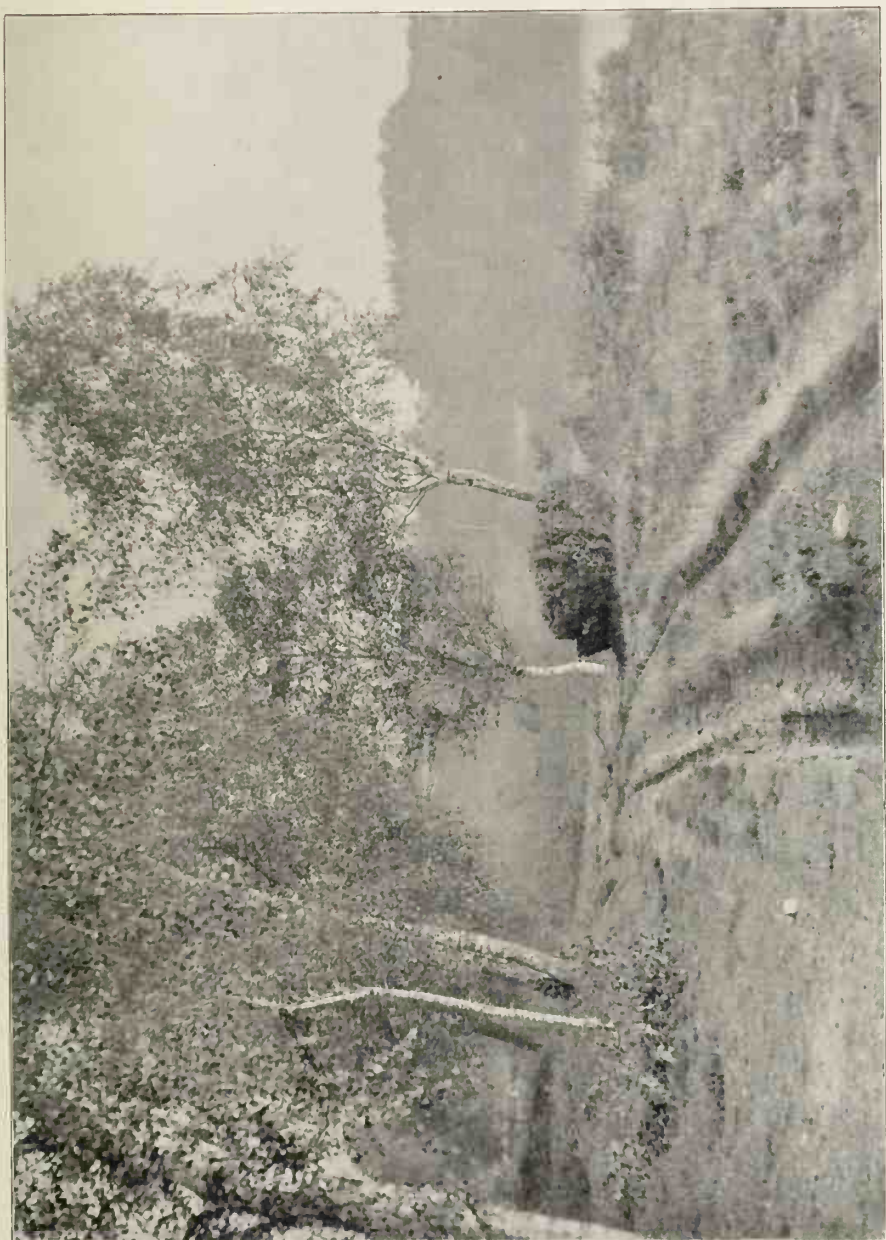


Abb. 67. Herbstmorgen bei Fellingbofel (3u Seite 140)

auch im Kleinen, Zuverlässigkeit. Nur der Fleißige, Genügsame, der besonnene Rechner mit dem Sinn für das wirklich Erreichbare gewinnt. Ihm verheißt der Hof bescheidenen Wohlstand und im Alter den Ruheßiß unter der Linde. So prägt hier die Heide dem Bewohner Genügsamkeit, Verständigkeit und Pflichtbewußtsein auf. Nicht Verschwenden und Genießen ist der Reiz des Daseins, sondern tägliches Sparen und Rechnen im Kleinen. Nicht ohne Grund ist die Spareinlage des Heidjers mehr als siebenmal so groß als die des Bayern. Aber trotz dieses ausgeprägten Sparsinnes steht kleinlicher Eigennutz auf Kosten des anderen in Verachtung. Ihr bester Spartopf ist die eigene Bedürfnislosigkeit. Auch der wohlhabende Bauer der Binnenheide fährt meist vierter Klasse: „Et kom jußt so froi,“ und die großen Elbauern in Wieze, die täglich mehrere hundert Mark aus den Elquellen beziehen, bringen genau so wie früher den Dung selber auf ihre Felder. Nicht nur dem Range, auch der Arbeitsleistung nach ist der Bauer der erste Knecht seines Hofes. So erzieht hier der Boden nicht jene wundervollen Gestalten voll überschäumender Urkraft, wie etwa in Oberbayern oder Tirol. Hier gibt es nicht jenen lauten Sehnsuchtsjauchzer des Jägers, den die ferne Sennerin im Gebirge jubelnd erwidert. Wilder Leidenschaft mißtrant der Bauer als Satanswerk. Ihr verzehrendes Feuer bändigt er mit kühler Besonnenheit zu milder Flamme, daß sie ihm helfe den häuslichen Herd das lange Leben hindurch zu erwärmen. Eigentlicher Bauernstolz im häßlichen Sinne ist hier nicht wie in der Marsch zu Hause. Es fehlt an dem schroffen Gegensatz zwischen arm und reich, der eben solches Empfinden aufkommen läßt. Bei der Spärlichkeit der Schankstättchen und den weiten Entfernungen kann der Wirtshausbesuch nur gering sein. Doch wird noch reichlich getrunken. Eigentliche Spiel- und Prozeßsucht ist nicht verbreitet. Über einem Hause bei Walsrode steht der mehr als weiße Spruch: „Nim, Herr, dit Hus in Dine Hut, dat Doktor um Alftaten bliwen bnt.“

Wie sehr Haus und Hof im Mittelpunkt des ganzen Daseins stehen, spricht vielleicht am schlichtesten die Sitte aus, daß nicht der Bauer dem Hof den Namen gibt, sondern der Hof dem besitzenden Herrn. Hat jemand einen Hof käuflich oder durch Erbgang erworben, so verliert er und seine Kinder im Volksmunde den angeborenen Namen und wird nach dem Hofe genannt. Hieß er etwa Meyer und erwarb „Roggenhof“, so heißt er von nun ab Rogge. Nur bei dieser Wertschätzung kann es kommen, daß in dem ganzen Gebiet der Hof seit alters unteilbar ist und das Anerbenrecht besteht. Der alternde Vater macht mit einem der Söhne, gewöhnlich dem ältesten, einen Vertrag — selten ein Testament, das als todverfündend gilt —, in dem die schmalen Abfindungen der anderen Kinder festgesetzt werden. Der jüngere Sohn wurde wenigstens in früherer Zeit gewöhnlich Knecht bei dem älteren und die Schwester Magd. Das scheint furchtbar hart. In Wahrheit ist es nicht so hart gewesen, da die Lebensführung des Bauern und des Knechtes gleich war. Dazu kommt, daß vor der Verkoppelung und Gemeinheitsteilung das Verfügungsrecht des Besitzers sich doch eigentlich wenig über Haus- und Hofraum hinaus erstreckte. In Wirklichkeit blieb der Hof im Besitz der Familie, und wie billig gab der Familienälteste den Namen aus. So konnte es kommen, daß die Geschwister um des belasteten Stammhofes willen oft sogar auf eine Abfindung überhaupt verzichteten. Härter wurde die Sitte nach Teilung der Gemeinheit, von der der jüngere Sohn als Nichtbauer ausgeschlossen wurde. Erst dadurch wuchsen die Höfe zu der überraschenden Größe. So hat der ältere dem jüngeren Bruder gegenüber das Königsgefühl des Grundbesitzers. So weit das Auge reicht, dehnt sich sein Land: „Dat is all min,“ und auf diesem kleinen Stück der großen Erde lebt er wie ein Kleinkönig unter den Seinen. Und wieder aus diesem Königsgefühl erklärt sich die Abneigung, von dem ererbten Besitz zu verkaufen. Selbst den Tausch von Ackerstücken lehnt er ab: „Dat heft wi jümmer so hatt.“ Auch in

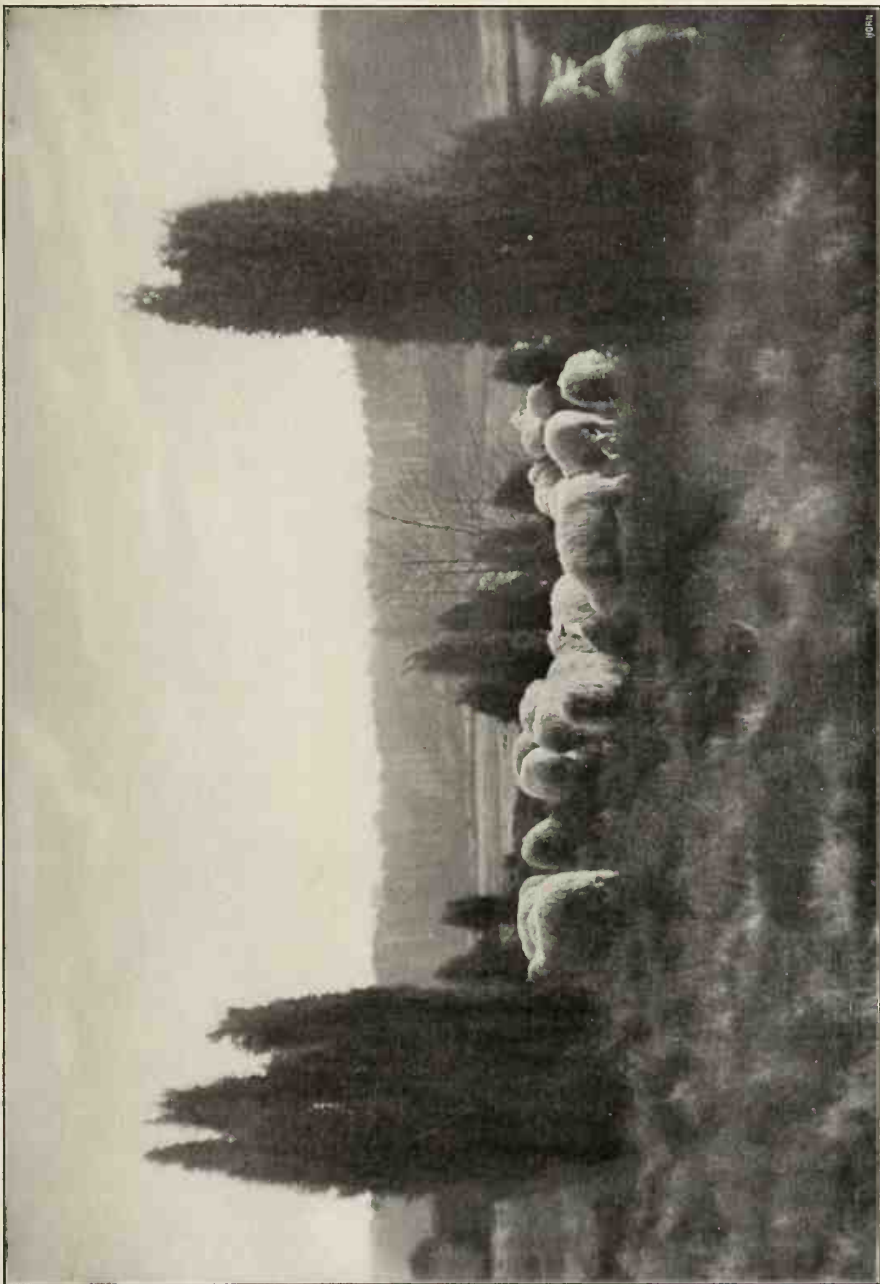


Abb. 68. Im Böhmetal (zu Seite 140)

dem Bauern steckt etwas von der Empfindung, allzeit ein Mehrer des Landes zu sein und seinen Hof nicht kleiner, sondern größer dem Erben zu hinterlassen. So gibt es denn auch kein höheres Ziel für den jüngeren Bauernsohn als Eheiraten auf einen Hof. Besitz ist gleichbedeutend mit sittlicher Tüchtigkeit. Denn nur durch höchste sittliche Anspannung kann Gewinn aus dem armen Lande erarbeitet werden. In jedem Geldstück klebt Fleiß und abermals Fleiß und Entbehrung. So ist Vermögen metallgewordene sittliche Kraft. Daher jene starke Hochschätzung des Geldes und die ganz selbstverständliche Abwägung des gegenseitigen Besitzes vor dem Verlöbniß. Erst jetzt beginnt dieses starre, bäuerliche Gefüge und die uralte Schichtung des Volkskörpers unter dem Einflusse städtischer Anschauungen sich ein wenig zu lockern. So hat sich hier ein wirtschaftlich kraftvoller Bauernstand erhalten, dessen ganze Gesundheit man erst erkennt, wenn man ihnen gegenüber die Verhältnisse des Eichsfeldes, einzelner Gegenden Hessens und Thüringens oder des Elsaß vergleicht. In diesen unberührten Volkskörper hat sich nicht wie dort der Güterschlächter einzunisten vermocht.

Vervollständigt wird das Bild des Heidjers durch die ganz eigentümlichen kirchlich-religiösen Verhältnisse. Wie die Heide in mancher Hinsicht an das Gebirge erinnert, so auch hier. Die Einsamkeit und Ablegenheit hat starkes religiöses Empfinden geschaffen. Denn mehr als die Städter sind die Heidebewohner abhängig von der Huld des rätselhaften Wettergottes, der wahllos, wie es scheint, den Saaten Verderben und Gedeihen sendet. Ihn zu binden durch genaueste Befolgung seiner Satzungen, aber zugleich mit dem selbstverständlichen Anspruch, dafür mit irdischem Hab und Gut gesegnet zu werden, ist von jeher und überall Kern jeder gesunden Bauernreligion gewesen. Es ist die Religion der alttestamentlichen jüdischen Bauern. Nicht immer spricht sich diese Grundempfindung so offen aus, wie in einer Hausinschrift von Müden aus dem Jahre 1840:

Herr, weil du Frömmigkeit so liebst, daß du dem Frommen Güter gibst,

So gib, daß ich in heiliger Scheu recht fromm und recht gesegnet sei...

Ich streck' die Hand mit Freuden aus, komm du mit Segen in mein Haus!

In solcher Empfindung mag sich wohl das religiöse Leben mehr oder minder erschöpft haben. Dann aber ist ein Mann in der Heide aufgetreten von größtem Einfluß auf das geistige Leben dieses Stammes, Ludwig Harms, selber aus altem Bauerngeschlecht und ein Kind der Heide, geboren Walsrode 1808, gestorben Hermannsburg 1865. Was an religiösem Empfindungsleben in seinen Landsleuten verborgen war, das hat er ans Licht gebracht und durch seine Persönlichkeit zusammengefaßt. Man hat ihn den Propheten der Lüneburger Heide genannt, und in der Tat steckt in ihm etwas von der Riesenkraft dieser altjüdischen Volkshelden. Von starker Liebe zu seiner Heimat und seinem Stamm hat er unmittelbar gefühlt, was diesem Bauerngeschlecht vor allem nottat. Er gab ihnen, an überlieferte Gebräuche anknüpfend, starres Gesetz und Glaubensgebot, wie es der Bauer liebt, damit er frei sein kann in seinen Gedanken für die harte, schöne Tagesarbeit der Woche, kein Ja, dem ein Aber folgt, sondern ein: So ist es und nicht anders. Jedes Tüttelchen der Bibel ist Gottes Gebot und weg von ihm, der nur das geringste anzutasten wagt: er ist ein Spötter. So denken noch heute 95 von Hundert unter den Bauern. Und da er ein unvergleichlicher Volksmann war voll deutscher Empfindung, so wandelte sich unter seinen Händen die Bibel zu einem deutschen Buche. Die jüdischen Erzväter wurden zu frommen Großbauern der Heide, die Propheten zu Lüneburger Predigern, der junge David wird dem Hermann Billung der Sage ähnlich, wie er in Stübekshorn seines Vaters Herde weidet, und selbst Gott-Vater, der seinem auserwählten Volke der Lüneburger Heide Regen und Sonnenschein spendet, wenn es an der Zeit ist, gewinnt bäuerliche Züge. Er hält den Satan



Abb. 69. Winterabhang an der Böhme (3u Seite 140)

hartarbeitenden Geschlecht ist Bibel und Gesangbuch noch ein und alles. Außer einem Andachtsbuch, namentlich Stark, geboren 1680, gestorben 1766, auch Arnds Wahren Christentum (gestorben Celle 1621) oder einem Volkskalender sind sie oft die einzige geistige Nahrung. Es mütet an wie ein Bild aus alter Zeit, wenn bei heftigem Gewitter zur Abwehr der Gefahr ein Choral gesungen wird: „Es steigt auf ein Wetter“. Wird der Sturm heftiger, das Vieh in den Ställen unruhig, so versammelt der Hausvater die Seinen auf der Diele. Während sie im stummen Gebet auf den Knien liegen, liest er beim Zucken der Blitze aus vergilbter Bibel mit lauter Stimme den alten Gewitterpsalm der Israeliten: „Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes! Unser Gott kommt und schweiget nicht. Fressend Feuer geht vor ihm her, und um ihn ist ein großes Wetter. Er ruft Himmel und Erde, daß er sein Volk richte“ (Psalm 50). Es ist ein ergreifendes Bild eigentümlich niederländischen Volkstums, und doch hat es kein Maler für wert gehalten, es im Bilde anzubewahren! Auch morgens und abends wird vielfach aus der Bibel gelesen, morgens meist aus dem Alten, abends aus dem Neuen Testamente. Kaum läßt sich etwas Friedsameres denken, als Abend für Abend, wenn der Nebel in Silberstreifen aus dem Orzetal heraufzieht und Haus und dunklen Eichwald weich verhüllt, aus dem hellen Fenster auch des Tagelöhnerhauses frommen Gesang zu hören, die rauhe Stimme des Mannes, den tiefen Alt der Frau und dazwischen noch unsicher den hellen Ton einer singenden Kinderstimme. In dieser selben friedsamem und frommen Empfindung klingt das Leben hier ans. Fühlt der alternde Bauer den Tod nahen, so bereitet er sich vor, ihn würdig zu empfangen, wie es ehrsamem, in Sitte gebundenen Leben geziemt. Solange er es vermag, liest er in Bibel und Gesangbuch. Verlassen ihn die Kräfte, so übernimmt die greise Gefährtin diese Sorge der würdigen Vorbereitung. Daß er nun eingehen werde zu der Freude seines Herrn, wo die schwielige Hand Ruhe hat und alles Sorgen ein Ende, das ist ihnen allen selbstverständliche, holde Gewißheit. So trägt auch das ganze Leben einen sittenstrengen Zug. Über Verfehlungen wird hart geurteilt. Geschicht die Hochzeit in Unehren, so schweigen die Kirchenglocken, Orgelspiel und Lichter fehlen. In anderen Gegenden wird vor solchen Trauungen ein Bußlied angestimmt. Ihre höchste Liebe ist die Mission. Es ist erstaunlich, was dafür gegeben wird. Daß ein schlichter Bauer, von dem Wort des Predigers ergriffen, sein Hab und Gut der Mission schenkt, wie es in Hermannsburg geschehen, und selber zu den Heiden zieht, mag nicht mehr vorkommen. Aber daß wohlhabende Bauern Jahr für Jahr 300, 500, auch 800 Mark und mehr spenden, ist etwas Gewöhnliches. Die „kleinen Leute“ stehen nicht zurück. Man darf wohl sagen, daß sie über Vermögen geben. Diese milden Gaben sind zum großen Teil wirkliche Opfer, für die sie sich an anderer Stelle Entbehrungen auferlegen. So wird zu $\frac{9}{10}$ die ganze Hermannsburg Mission von Lüneburger Bauern und Tagelöhnern erhalten. In seiner höchsten Blütezeit unter Harms brachte Hermannsburg allein an 24000 Mark auf, dazu mehr als 2000 Mark Klingelbeutelgeld, jetzt natürlich bei den unglücklichen, infolge der „Separation“ entstandenen Verhältnissen weit weniger, aber z. B. spendet die kleine Gemeinde Müden (880 Einwohner) alljährlich in der einen Sammlung am Epiphaniastage durchschnittlich 700 Mark für die Heidenmission. An freiwilligen Gaben gehen noch ebensoviel dafür im Laufe des Jahres ein. Dazu kommen die Beiträge für innere Mission und sonstige Liebesgaben, so daß man auf 3000 Mark freiwillige Beiträge für kirchlich-religiöse Zwecke rechnen kann. Das sind für den Kopf 3,40 Mark. Demgegenüber beträgt der Reichsdurchschnitt für die Mission nach Warneck 12,25 Pfennig. Eine Gemeinde bringt hier oft mehr auf als hundert anderswo. Für die nördliche Heide mag man wieder Schneverdingen vergleichen. Dort ist 1903 für die Heidenmission 3861 Mark, für innere Mission 1114, an Klingelbeutelgeld 1411, zusammen 6387 Mark gespendet. Und doch,



Abb. 70. Bei Jallinghofel im Böhmerland. Überall Rieselflecken (Zu Seite 149)

ist dieser Betrag schon oft übertroffen. 1900 betrug er 8190 Mark, 1901: 8071 Mark.

So ist hier nicht etwa ein vaterländischer Festtag der Höhepunkt der Volkslustbarkeit, sondern die kirchliche Feier des Missionsfestes. Dann strömen die Bauern in großer Zahl von allen Seiten herbei. Für Hermannsburg rechnet man auf mehrere Tausend. Da die Menge zu groß ist, so wird im Freien eine Kanzel aufgeschlagen und mit Tanneureisern oder Laubwerk geschmückt. Rings um den Prediger auf der Höhe lagert in der Talnulde zwischen Heidekraut und Kieferkusseln die andächtige Gemeinde. Gemeinsame Gesänge wechseln mit Predigten ab — bisweilen in Plattdeutsch —, Missionare berichten von ihrem Wirken oder geben Bilder aus dem fernen Lande, erzählen von dem afrikanischen Hermannsburg, Müden oder Lüneburg. Dann sind in großartiger Gastlichkeit die Häuser geöffnet, jeder Fremde, er sei, wer er wolle, ist willkommen, er findet hier Speise und Unterkunft für die Nacht.

Es ist das zumeist Einfluß von Ludwig Harms. Wir können es verstehen, wenn er diese von ihm vertretene Form des Christentums als die allein berechtigte ansah. Daß sie nur eine neben anderen berechtigten Formen ist, daß sie als ein echtes Bauernchristentum aus besonderen bäuerlichen Verhältnissen natürlich hervorgewachsen war, ist ihm nicht zum Bewußtsein gekommen. Vor den Städten mit ihrer besonderen Kultur und besonderen Bedürfnissen hat sie denn auch immer haltgemacht. Desto mehr haben sich die Grundgedanken in der Heide und auch über sie hinaus auf dem Lande verbreitet. Auch noch heute haben diese nicht an werbender Kraft eingebüßt. Ein gütiges Geschick hat den Stifter dieses bäuerlichen Christentums ein Jahr vor den Ereignissen von 1866 hinweggenommen. Sie hätten ihn mit rauher Hand gelehrt, daß es in einer werdenden Weltmacht nicht nur starren religiösen Glauben und enge Heimatliebe gibt, sondern auch andere Kräfte mit Urgewalt zutage drängen. Bei dem knorrigen Gefüge seines Wesens wäre der Zusammenprall mit den neuen Gewalten ohne Zweifel heftiger geworden, als er in Wahrheit später wurde. Sein Bruder Theodor, minder bedeutend als er, führte das begonnene Werk fort. Nach mehreren Zusammenstößen ließ er sich 1878 aus Anlaß des Zivilstandsgesetzes zu dem unbesonnenen Schritt der „Separation“ drängen, zu dem im Hintergrunde leidenschaftlicher Preußenhaß mitwirkte. Seitdem hat eine zweite Trennung von der ersten stattgefunden und von dieser wieder eine neue. Damit ist dieser Bewegung jede Bedeutung genommen, sie dehnt sich nicht mehr weiter aus, doch gibt es heute über 7000 „Separierte“. Diese ganze Entwicklung ist bezeichnend für den eigenwilligen Sondergeist dieser niedersächsischen Rasse.

Nur auf diesem besondern Hintergrunde läßt sich die Erscheinung verstehen, die in politischer Hinsicht die Sonderstellung des Heidsers anzeigt, das Welfentum. Es hat hier eins seiner wichtigsten Bollwerke. Man wird den Einfluß einer so natürlich aus dem Heideboden erwachsenen Persönlichkeit wie Ludwig Harms nicht gering anschlagen dürfen, wie ja auch in der Südheide, wo sein Einfluß sich am meisten geltend machen konnte, noch heute das Welfentum stark verbreitet ist. Sein vaterländisches Empfinden ging niemals über die Grenzen der Lüneburger Heide hinaus. Noch 1903 betrug die Zahl der welfischen Stimmen von den überhaupt abgegebenen im Wahlkreis Ilzen-Lüchow 52,2 % (1898: 57,3 %), Gifhorn-Beine 50,1 % (58,1 %), Lüneburg-Winsen 49 % (59 %). Viel deutlicher als aus diesen Zahlen tritt die Stärke des Welfentums hervor, wenn man das Stimmenverhältnis in den einzelnen Dörfern der Binnenheide betrachtet. Da wird ganz überwiegend welfisch gewählt, in manchen sogar fast ausschließlich, nachdem doch bereits zwei Menschenalter seit den Ereignissen von 1866 vergangen sind. Der Bauer hat die Empfindung, als sei einem ihrer Art, nur weit mächtiger und höher, sein Erbgut mit Gewalt genommen wider das uralte heilige Erb- und Eigentumsrecht, und gerade, daß der König blind war

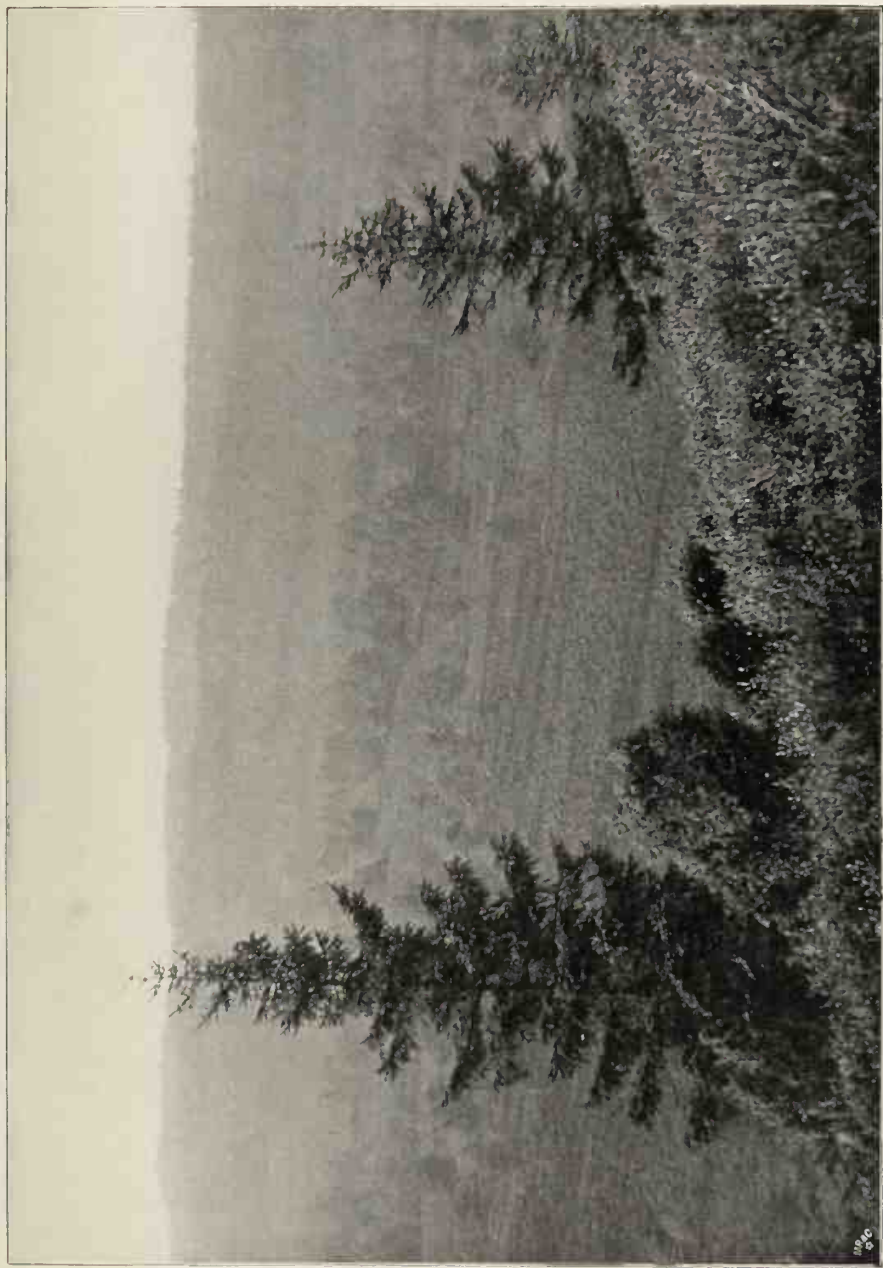


Abb. 71. Bild vom Gaffenberg bei Bergen. Moränenlandschaft (3u Seite 138)



Abb. 72. Kloster Walsrode (Zu Seite 140)

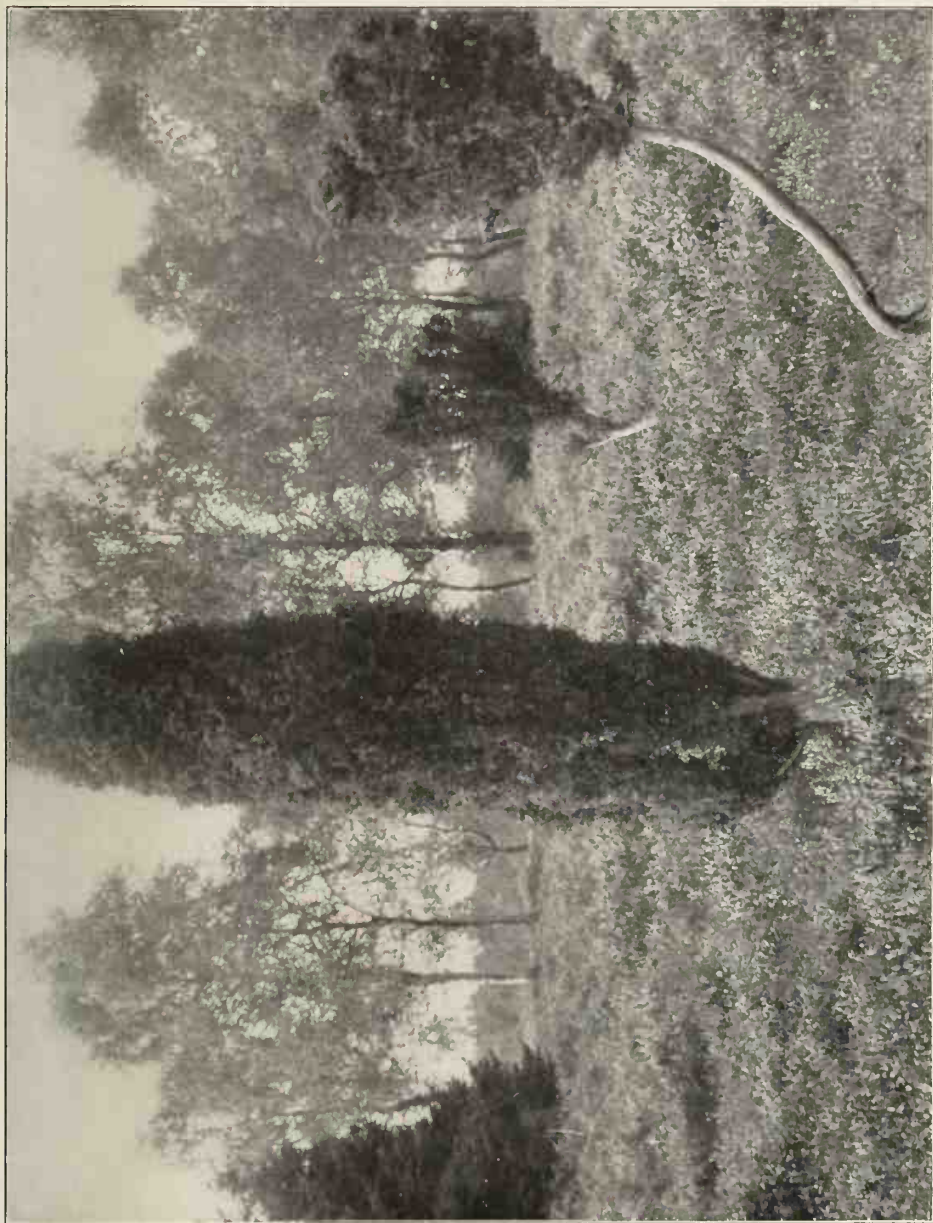


und daher hilflos, macht den „Rechtsbruch“ schlimmer. In diesem Glauben sind sie starr wie die Eichen ihrer Hofstätte. „So lang as de Hemmer geel und witt leggen deiht, so lang bliwt wi ok bi geel und witt.“ Es ist schmerzlich zu sehen, wie in diesen ehrlichen Herzen germanische Gefolgschaftstreue, starkes, aber euges Rechtsgefühl, Heimatliebe, Stammesbewußtsein sich in fruchtlosem Streben verstockt. Aber da hüben und drüben nur sittliche Kräfte tätig sind, so darf man auf einen allmählichen Ausgleich hoffen.

XIII. Wanderungen

Es mag sein, daß die Lüneburger Heide nicht in dem Sinne ein so allgemeines Wandergebiet werden wird, wie etwa der Harz, der Rhein oder gar Tirol. Sehenswürdigkeiten im landläufigen Sinne gibt es hier wenig. Feld dehnt sich an Feld, Hügelwelle an Hügelwelle, Wald an Heide, Heide an Moor und wieder Moor an Wald. Auch die Städte erheben sich außer Lüneburg und Celle und neuerdings etwa Alzen kaum über den Rahmen von Asterstädtchen. Was soll hier der Fremde! Dazu kommt, daß die einzige große Sehenswürdigkeit, die es hier gibt, und zwar nur hier gibt, die großen wilden Heiden mit ihrer Fülle schlichter, geheimer Natur von Jahr zu Jahr mehr verschwinden. Aber auch diese Schönheit ist spröde und wendet sich mehr als andere an einen angeborenen Natursinn.

Wer die Gegend landschaftlich lieb gewinnen will, wird am besten den Malern folgen, die von jeher die Vorläufer der Wanderer gewesen sind. Sie haben sich nicht weniger als sieben Lieblingsstätten erkoren: Wilsede, Bispingen,



2165. 73. Birtenweg in der Höhe (3u Seite 62 u. 85)



 Abb. 74. Eggen im brennenden Moor bei Gifhorn. Breites Urtal der Elbe (Zu Seite 121) 

Steinbeck, Fällingbostel, Stellichte, Lutterloh, Mäden. Es würde sich empfehlen von hier Streifzüge zu machen, die weiteren am besten zu Wagen. Man entgeht so am ersten der körperlichen Ermüdung. Denn es ist mit der Heidlandschaft wie mit dem Meere. Sie wirkt auf die Dauer bei aller Großartigkeit abspannend. Man darf nicht vergessen, daß es Riesengletscher der Eiszeit waren, die nach ihren Maßen hier Landschaftslinien schufen, zu mächtig für den Zwergenschritt des Wanderers. Daß man zu Wagen allzusehr an die eintönige Landstraße gebunden sei, ist nicht zu befürchten. Weggleise sind überall, und wo sie nicht sind, schafft man sie selber. Was es sonst in Deutschland nicht wieder gibt, ist hier bisweilen gestattet. Man kann ohne Weg und Steg, nur nach Kompaß und Karte, den Wagen über die wilde Heide leiten.

Der Verkehr zwischen Wirt und Gast bewegt sich in abgelegenen Dörfern noch vielfach in altväterlichen Formen. So mag man sich über den treuherzigen Handschlag zum Willkommen nicht wundern. Spuren altgermanischer Gastlichkeit schimmern auch hier hervor. Früher wurde vielfach statt genauer Rechnung eine runde Summe genannt. Mißtrauen war wenig angebracht, da eine Übervorteilung — wenigstens in der Binnenheide — nicht vorkam. Der Wirt gibt so reichlich wie er nur kann. Er betrachtet sich nicht sowohl als geschäftsmäßigen Wirt, sondern fast als Gastfreund des Fremden. Daher verlegt ihn aber auch Feilschen und Mörgeln aufs höchste. Man tut wohl, dieser Empfindung eingedenk zu sein. Doch haben sich bei dem großen Fremdenbesuch der letzten Jahre diese Verhältnisse schon ein wenig verschoben.

Anders als der Wanderer wird der Erdkundige betrachtet. Ihm werden die Straßenzüge, die den Rand der Heide umgeben, bei seiner Wanderung Führer sein müssen. Ost-, Süd-, West-, Nordrand und Binnenheide ist für ihn gegebene Einteilung. Aber da diese Bände neben der Erdkunde auch die Wanderliebe pflegen wollen, so wird es gestattet sein, bisweilen von diesem Plane abzuweichen und nach Art des Landschaftsfremdes hierhin und dorthin Abstecher zu machen.



Abb. 75. Schloß zu Gifhorn (Zu Seite 126)

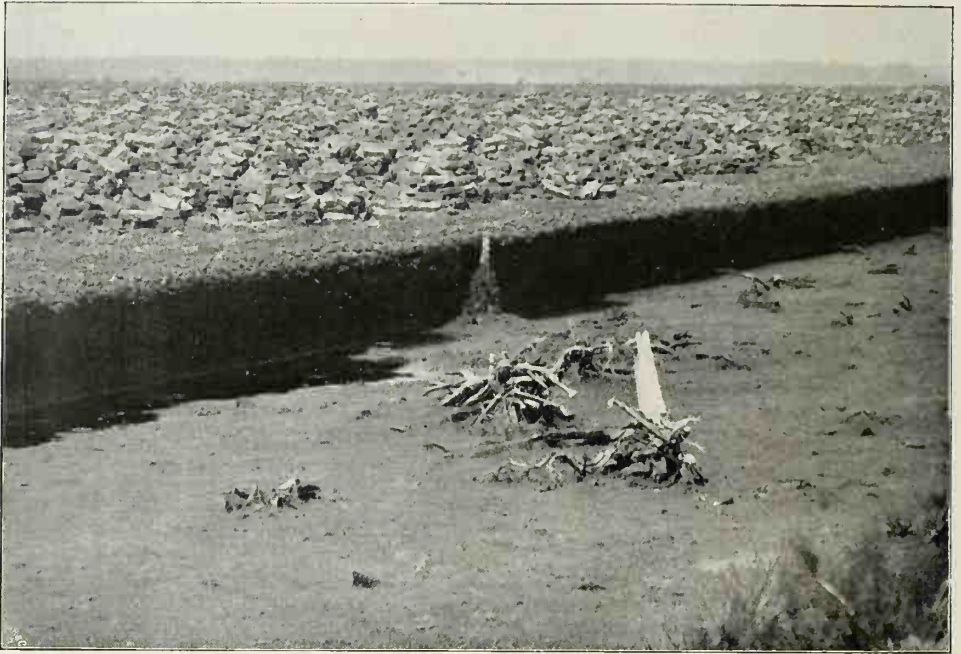


Abb. 76. Torfabstich im Westerbeder Moor bei Gifhorn. Breites Urtal der He (Zu Seite 2 u. 124)

Ost und Süd

Wir beginnen mit dem Ostrande, denn das Aulitz der Heide schaut nach Osten. Hier allein liegen die größeren Siedlungen. Die Eingangspforte bildet Harburg (= Moorburg, vgl. Haarrauch), aber die Stadt selber ist keine Heidesiedlung mehr, sondern zur Elbstadt geworden. Ursprünglich hatte sie, wie auch der Name anzeigt, vorwiegend militärische Bedeutung und gehörte zu der Reihe der Zwingburgen am Ostrand. Als Gegenstadt Hamburgs wuchs sie über die Siedlungen ringsum empor, blieb aber bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gleichwohl ein unbedeutender Ort. Der Umschwung beginnt mit dem Augenblicke, als die hannoversche Regierung, in der Absicht, sie zur Kampfstadt gegen Hamburg zu machen, den Endpunkt der nord-südlichen Bahn hierher legte. Erst dadurch wurde sie zum Hauptübergangsort über die Elbe. Dann folgte in der preussischen Zeit im Jahre 1870/71 der Bau der festen Eisenbahnbrücke. Damit wurde der gesamte Verkehr in noch höherem Maße hierher gelenkt. Die großen Bahnhofsanlagen machen die Bedeutung der Stadt als Übergangsort augenfällig. Nun aber durch die Eisenbahnverbindung in unmittelbare Nähe des Welthandelsplatzes gerückt, wurde sie erdkundlich zum Vorort von Hamburg. Der billigere Grund und Boden und die bequeme Wasser-Verbindung schufen hier mit Notwendigkeit eine Industriestadt, während das leichtere Fahrwasser, das erst kürzlich vertieft worden ist, die Entfaltung als Handelshafen hinderte. Wie sehr sie mit Hamburg jetzt verwachsen ist, zeigt der Bau einer zweiten Brücke und die Straßenbahn neben der Eisenbahn. Infolge der gänzlich veränderten Lebensbedingungen konnte sich innerhalb 60 Jahren die Bevölkerung fast verzwanzigfachen. Als Stadt der Heide besaß sie vor 60 Jahren 4000 Einwohner, als Vorort von Hamburg hat sie bereits 70000.



Abb. 77. Urbeide (3u Seite 7s)




Abb. 78 Winterheide (Zu Seite 86)



den natürlichen Verkehrsverschiebungen stand es machtlos gegenüber. So teilten sich drei Städte in das Erbe Bardowicks: Lübeck, Hamburg und Lüneburg.

Schon von Bardowiek erblickt man die Türme von Lüneburg (28200 Einwohner, 1800: 8000 Einwohner). Der Kalkberg dahinter, das besondere Wahrzeichen der Stadt, dem sie hauptsächlich ihren Ursprung verdankt, bleibt in seiner jetzigen Gestalt, nachdem er jahrhundertlang abgebaut worden ist, unsichtbar. In alter Zeit dagegen leuchtete er mit seinen Burgzinnen weit über die Lande bis zu den blauen Berghöhen jenseits der Elbe und Stecknitz, wo das Slawenland begann. Längst vor jeder Geschichte mag auf dieser militärisch unvergleichlichen Stätte eine Zwingburg gewesen sein, während zu ihren Füßen die Niederlassung der Burgmannen sich ausbreitete (Abb. 8). Der älteste Name scheint *Sluni* = Lüne gelaute zu haben, d. h. nach neuerer Forschung eben „Zufluchtsstätte, Schirmburg“. Bereits im zehnten Jahrhundert trug die ganze Niederlassung den Namen Lüneburg. Wie dieser Burgfelsen allein den Geröllmassen der Eiszeit hatte siegreich Widerstand leisten können, so war er auch das festeste Bollwerk in der Slawenflut, an dem jeder Anprall sich brach, und so gab diese einzige Stätte mit Recht der Hauptstadt und dem Lande den Namen. Auch der große Elbübergang in der Nähe wurde durch ihn geschützt, und die Artlenburg selber jenseits des Stromes war eine Art befestigten Brückentopfes, der in enger militärischer Verbindung mit dem Kalkberge stand. Daher sind beide Plätze Hauptburgen der Billinger. Neben der militärischen Bedeutung der Stadt steht ihre Bedeutung als Salzstadt, die für die germanische Frühzeit, als das Salz fast das einzige Gewürz war, besonders hoch anzuschlagen ist. Es ist bezeichnend, daß die Namen der Siedehäuser uralt sind und zwei derselben, die der wichtigsten Quelle am nächsten liegen — Bernding und Eying —, an die Namen der bardischen Führer erinnern, die den Auszug nach Süden leiteten. Wie sehr die Salzgewinnung als Lebensquell der Stadt galt, mag man daraus erkennen, daß Heinrich der Löwe, um seiner Lieblingsstadt Lüneburg die Bedeutung als



Abb. 79. Schwimmwirts (Bu Seite 86)



22

Abb. 80. Schnuden im Winter (Zu Seite 40)

23

Salzstadt zu wahren, mit der Gewalttätigkeit, die ihm eigen war, die neuentdeckten Salzquellen Oldesloes verschütten ließ. Die dritte Lebensader der Stadt ist ihre Lage als Übergangsstätte über die Ilmenau nahe Artlenburg. Dieser Vorzug trat erst nach der Zerstörung Bardowicks mehr hervor. So faßt der alte Spruch *mons, fons, pons* die Besonderheit der Lage knapp zusammen. Die militärische Bedeutung bestimmte sie zur Fürstenstadt, die Sülze und die Wegkreuzung zur handeltreibenden Bürgerstadt. Daher hat denn auch lange das Schicksal Lüneburgs zwischen Fürstenstadt und Bürgerstadt geschwankt. Bereits 1247 erhielt es Vorrechte von Otto dem Kinde und wurde bald eine der wichtigsten Handelsstädte. Es nimmt an dem großen Kampfe gegen den Dänenkönig Waldemar Atterdag teil, erringt unter Herzog Wilhelm, gestorben 1369, fast volle Selbständigkeit. Im Lüneburgischen Erbfolgestreit tritt es, verlegt durch die Gewalttätigkeit des Herzogs Magnus Torquatus, auf die Seite der Wittenberger und sagt jenem Fehde an. Dieser Kampf bedeutet die stolze Zeit Lüneburgs, die noch lange in Sage und Lied gefeiert wurde. Die alte Fürstenzwingburg auf dem Ralkberge wird von den Bürgern genommen, die im nächtlichen Überfall eingedrungenen Wannen des Herzogs werden nach heißem Kampfe besiegt. Das geschah in der St. Ursulanacht 1371. Seit jener Zeit hat kein Fürst mehr in Lüneburg seinen Sitz gehabt, aus der Fürstenstadt war für immer eine Geschlechterstadt geworden. So erklärt sich das besondere Gepräge der Stadt, die Fülle prächtiger Bürgerhäuser mit Weischlägen und Vorbauten, mit großen Dielen, den Höfen dahinter, wo der schattende Rußbaum steht und der behagliche Garten sich dehnt, wie es der Bürger liebt. Daher auch die hohen Giebelhäuser mit dem Kran, den tiefen Höfen und Speichern an dem schiffbaren Flusse, sämtlich mit schmaler Stirnseite gebaut, auf daß möglichst viele hier teilhaben können am Handel und Wandel der Bürgerstadt. Die Steinmasse zu den Häuserbauten gaben in unerschöpflicher Fülle die Tongruben in unmittelbarer Nähe der Stadt, während der Ralkberg den festesten Mörtel darbot. Da nun aber dieser Kalk bei größter Festigkeit die Eigenschaft des „Wachsens“ hat, so findet man hier eine merkwürdige Menge von schiefen und gezogenen Mauern. Daher

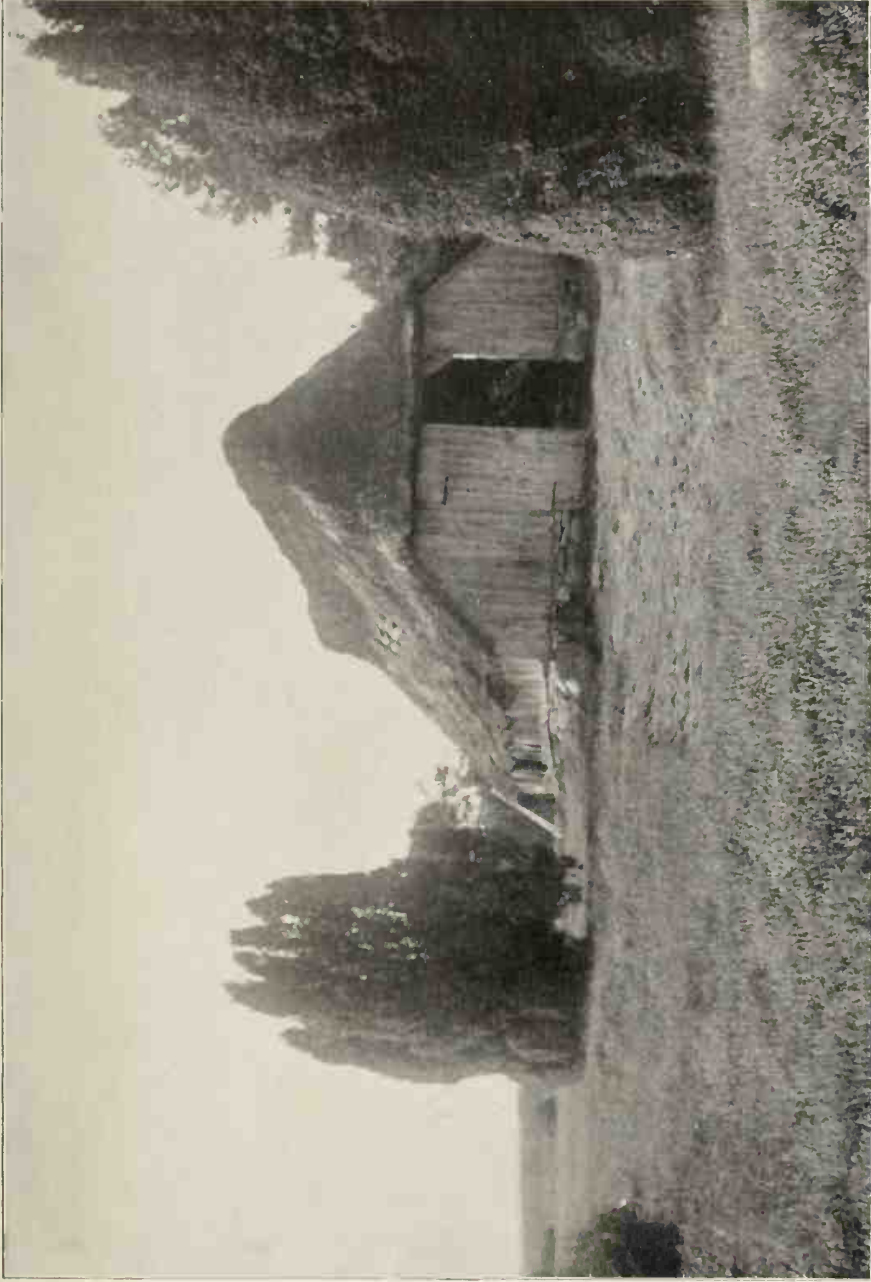


Abb. 81. Verfallener Schafstall bei Wörme mit Wacholderbäumen (3u Seite 35)

mag es auch kommen, daß sämtliche Türme der alten Kirchen schief stehen, wenn nicht diese Erscheinung vielmehr auf Bodensenkungen infolge jahrhundertelanger Salzgewinnung hinweist.

Noch vor dreißig Jahren hatte die Stadt ihr mittelalterliches Gewand fast völlig bewahrt und birgt auch noch heute in ihrem Kern wahre Schätze eines alten Stadtbildes. Leider wird sie, in der erdrückenden Nähe Hamburgs gelegen, wenig besucht. Und doch ist sie eine der malerischsten Städte Norddeutschlands. Die Vielseitigkeit der Stirnseiten mit ihren treppenartig aufsteigenden Giebeln (Abb. 5 u. 6), mit den Kranen und alten Schilderzeichen, die immer wechselnde Höhe der Dächer, die vergoldeten Bildsäulen und Tiergestalten auf dem Gesims, die zierlichen gotischen Fensterchen, Rosetten, Kabelausschmuck, die Menge der Beischläge, Vorbauten und Kellereingänge verleihen dem Straßenbild eine merkwürdige Lebhaftigkeit. Dazu kommt die Buntheit der Farben. Das Rotbraun oder Blauschwarz der alten Giebelhäuser, die buntverglasten Ziegel, das hellrote, überall vordrängende Dachwerk, der verschiedenfarbige Hausanstrich, die Fülle weißer Gewerbeschilder, die hellen Fensterrahmen, das Grün rankenden Laubwerks, das sich oft bis zum Dach emporzieht, geben selbst bei Regenstimmung eine für Norddeutschland seltene Vielfarbigkeit, die an altbelgische Stadtbilder erinnert. Der malerische Reiz wird noch gehoben durch die meist krumm verlaufenden Straßenlinien, die dem natürlich gewachsenen Weichbilde einer Bürgerstadt eigentümlich sind. Wie von selber schneidet sich hier Bild an Bild aus mit Vordergrund, Mittel- und Hintergrund. Der Blickpunkt ist wohl noch immer der „Sand“ = Turnierplatz (Abb. 5 u. 6). Geradezu Perlen eigentümlicher Schönheit bewahren die zahlreichen Höfe, z. B. der Biskulenhof (Abb. 9) oder der Rotehahnhof (Abb. 11). Auch die alten Hausdielen mit ihren breiten Treppen, den alten riesigen Eichenschränken, dem vom Hintergarten her flutenden Sonnenlicht sind äußerst malerisch. Bilder, wie sie das Rathaus mit der „Körkammer“ und die Rathauslaube zeigen, suchen ihresgleichen. Auch die umfassende Ansicht der Stadt von dem Kalkberge aus mit den zahllosen hellroten Dächern in dem dunklen Grün, mit den ragenden Türmen, den qualmenden Zementwerken, den blauen geschwungenen Horizontlinien ist von hohem Reiz. Schade, daß die Stadt nicht einmal aus ihrer reichen Geschichte ein Festspiel veranstaltet, wie etwa Rotenburg ob der Tauber, um dem Fremden die Fülle ihrer geheimen Schönheit näher zu bringen.

Fast an Lüneburg angrenzend liegt an der Ilmenau zwischen alten Eichen wie ein Edelsitz das Kloster Lüne. Einst eine Waldklaue auf einer Flußinsel inmitten des Lünerholzes, wandelte es sich im zwölften Jahrhundert in ein Nonnenkloster und nach der Reformation in ein adliges Damenstift. Die gotischen Backsteinbauten, die eisenumspinnene Kirche, die alten Fachwerkgebäude (Abb. 6), der Klosterhof und Klostergarten, die Halle mit dem plätschernden Springbrunnen, der alte Remter, der Kreuzgang mit den bunten Glasbildern, der Kapitelsaal, die Zellen im ersten Stockwerke, vor allem der Klosterkirchhof, der Klosterfrug von 1570, alles dieses vergraben und versenkt in wucherndem Gezweig, bietet ein überraschendes Bild niederdeutscher Kloster Schönheit.

Eine Fülle von Wegen strahlt von Lüneburg aus: nach Artlenburg, Dahlenburg, Dammernberg, nach Ilzen, Amelinghausen, Soltau, Salzhausen und endlich nach Buchholz-Bremen. Dazu kommt die Wasserstraße ilmenauabwärts mit nicht unbeträchtlichem Frachtverkehr (im Jahre 1900: 800 000 Zentner). Die Straße nach Süden folgt bis Ilzen der Ilmenau. Das Ufer ist meist steil und wenig bebaut. Die Heidhügel treten unmittelbar in den raschströmenden Fluß. So kann das größte Gewässer der Heide dem Wiesenbau wenig dienstbar gemacht werden, zu dem doch sonst der kleinste Bach herangezogen wird. Die slawischen Dörfer von jenseits treten nahe heran. Neben Deutsch-Evern, wo noch zahllose Weggleise die alte Heerstraße nach Braunschweig anzeigen, findet sich ein Wendisch-



Abb. 82. Wacholderlandschaft bei Lutterloh (Zu Seite 136)

Evern. Dementsprechend begleiten denn auch die Almenaulinie — wie sonst in der Heide nicht wieder — eine Reihe fester Burgen, bisweilen in mehrfacher Linie. Da ist Bienenbüttel (Biangibudiburg?) jetzt durch seine Fischbrutanstalt berühmt, einst eine Billinger Feste zum Schutze des Flußüberganges. In dem alten viereckigen Findlingskirchthurm mag der Bergfried erhalten sein. Nicht dabei liegt Wichmannsburg, nach dem Bruder Hermann Billings so genannt. Noch heute sind die Reste von Wall und Graben zu sehen, und auch hier ist der Findlingsturm wohl das letzte steinerne Überbleibsel der alten Burg gegen die Wenden. Weiter anwärts liegt in lieblichster Lage das Kloster Medingen, ein altes Zisterzienserinnenkloster (1237), wie Lüne durch Ernst den Befenner in ein adliges Damenstift umgewandelt. Während Lüne sein altertümliches Gewand bewahrt hat, ist Medingen (1781) durch eine Feuersbrunst eingeeßert. So sind die Gebäude neu, zwei weiße, lange Flügel, die sich aus dem Waldgrün schimmernd hervorheben. Die ganze Umgebung des tief eingeschnittenen, waldigen Almenantales mit den welligen Hügelrücken und den schönen Buchen- und Eichenwäldern (Abb. 14) ist sehr reizvoll. Auch Bevensen (Bevenhusen), 1700 Einwohner, einst Hauptort des gleichnamigen Gohes, scheint eine Grenzburg gewesen zu sein. Von hier führt der Weg weiter nach der zweiten großen Siedlung des Almenantales, nach Ülzen. Vielleicht ist es richtiger, einen kleinen Umweg nach dort über den Sissing zu machen, einen wilden, wenig durchforsteten Wald, um Ebstorf kennen zu lernen (1600 Einwohner). Hier war vor alters der Sitz der Bardonen und später der Badewider, eines im dreizehnten Jahrhundert angestorbenen und nun gänzlich vergessenen Fürstengeschlechtes. Als Grafen von Rakeburg spielen sie in der Zeit Albrechts des Bären und Heinrichs des Löwen eine wichtige Rolle. Auf dem Dingsberge — er trägt den Namen daher noch heute — war seit uralter Zeit das Hochgericht. Ob hier in Wahrheit die große Normannenschlacht von 880 stattgefunden hat, wo die Sachsen eine furchtbare Niederlage erlitten haben — acht Bischöfe, drei Herzöge und dreizehn Grafen sollen hier den Tod gefunden haben —, wird zu bezweifeln sein. Man begreift kaum, wie die Normannen sich so weit vom Wasser entfernt haben können und wird wohl den Schlachtort wahrscheinlicher an anderer Stätte (Eppendorf bei Hamburg?) zu suchen haben. Zur Erinnerung an diese Schlacht soll der Sage nach das Ebstorfer Kloster gegründet sein. Die Geschichte weiß davon nichts, sondern kennt ein Kloster erst im dreizehnten Jahrhundert. Heute ist es ein Damenstift, und zwar eins der lieblichsten in dem Kranze der sechs Damenklöster Lüneburgs: Lüne, Medingen, Ebstorf, Walsrode, Isenhausen, Wienhausen. Dem Erdkundigen ist es durch die Ebstorfer Weltkarte am meisten bekannt. Ebenfalls sind für den Erdkundigen von besonderem Interesse die Mergellager des nahegelegenen Westerweyhe. Hier zeigen sich an der Oberfläche des Mergels eigentümliche Löcher dicht nebeneinander von 1—2 m Durchmesser und 2—3 m Tiefe, mit feinem Schlammfand angefüllt. Schon Hunderte sind — nach Mitteilung des Eigentümers — bloßgelegt und dann beim Abban des Mergels zerstört. Es sind in der Tat überaus merkwürdige Gebilde, und schwerlich wird man sie anders deuten können, als es der Geologe Berendt getan hat, der sie als Strudelöcher herabschießenden Gletscherwassers ansah.

Nur eine gute Wegstunde davon entfernt liegt Ülzen (10400 Einwohner, 1815 2580 Einwohner), in fruchtbarster Gegend, wie die große Rübenzuckerfabrik sogleich ankündigt. Der Ort liegt da, wo die Quellbäche der Almenau von allen Seiten zusammenströmen, die Wipperau, der Liederaner Bach, die Esterau, Ane, Bornbeck, Hardau, die Gerdau mit der Schwienu. Auch dieser Ort, wie er der Slawengrenze nahe liegt, ist unter dem Schutze einer alten Zwingburg herangewachsen. Er hieß in alter Zeit Löwenwohld (von leuba, Wald?). Der Name Ülzen (Ulshusen) kam einem nahegelegenen Nonnenkloster zu, dem hentigen Oldenstadt, das 972 am Zusammenfluß des Liederaner Baches

und der Wipperau durch den Billinger Brun von Verden gegründet wurde. Er war Mönch in Corvey gewesen, und so gehört auch dieses Kloster zu der Reihe von Corveyer Gründungen, die als Bollwerke der Kultur an der Heidenmission arbeiteten. 160 Jahre später wird es aus einem Nonnenkloster in ein Benediktinerkloster verwandelt und mit Corveyer Mönchen besetzt. In unmittelbarer Nähe der Grenze gelegen, war es mit Wall und Graben umgeben, dessen Spuren noch heute zu erkennen sind. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sind dann die Einwohner der Klostersiedelung Ullishusen nach Löwenwohld gezogen, wo ein herzogliches Schloß ihnen größeren Schutz bot. Sie übertrugen den alten Namen Ullishusen auf die neue Siedlung, während das alte Ullishusen allmählich den Namen Oldenstadt annahm. Die alte planmäßige Anlage des Ortes läßt sich vielleicht noch aus dem rechtwinkligen Straßennetze erkennen, das sich durchaus von dem natürlich gewachsenen Lüneburgs unterscheidet. Auch das Stadtbild ist völlig verschieden. Zwei große Feuersbrünste 1646 und 1826 haben den ursprünglichen Eindruck durchaus verändert. Von altertümlichen Bauten hat sich daher nur wenig erhalten können. Nur die Marienkirche, die malerische „Propstei“, die alte St. Gertrudskapelle, einige Reste der Stadtmauer und die wenigen alten Wohnhäuser vermögen uns einen Begriff des alten Ilzen zu geben. Heute ist es eine Landstadt mit vorwiegend landwirtschaftlichem Interesse, dem auch zumeist die Industrie dient. So hat denn auch der landwirtschaftliche Provinzialverein, 1830 von dem Freiherrn Christian von Hammerstein auf Wrostedt gegründet, hier seinen Sitz. Von alters her berühmt ist der Ilzener Pferdemarkt. Hier trafen sich nach Fertigstellung der großen Nord Südbahn Hannover-Harburg die dänischen Händler und die französischen Abnehmer. Damals in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren sind oft an 3000 Pferde angetrieben und verkauft worden. Nachdem Hamburg seine großen Viehmärkte eingerichtet hat, ist der Ilzener Markt zur Unbedeutendheit herabgesunken. Daß die ganze Gegend ringsum einen besonderen Reichtum an vorgeschichtlichen Denkmälern aufweist, ist oben schon gesagt worden. Übrigens reichen die heute noch am besten erhaltenen Steingräber — von Klein-Pregier und Lehmke auf der Zielesheide („Totenfeld“?) — nicht entfernt an das Kleckerggrab oder die Sieben Steinhäuser heran. Dagegen gehören die Schieringer Gräber (Kreis Bleckede) zu den erhabensten Denkmälern dieser Art (Abb. 59). Namentlich das zweite gleich hinter dem „Opferberge“, mit Moos übersponnen, im Fichtendunkel und im Waldboden halb versunken, ist von ergreifender Wirkung. Sie sind beide nur wenig bekannt.

Auch von Ilzen strahlen eine Reihe von Straßen aus. Die wichtige Strecke Bremen-Berlin schneidet hier die große Nord Südbahn Hamburg-Hannover. Außerdem führt eine Zweigbahn von Bieren bei Ilzen längs der Heidegrenze nach Gishorn und Braunschweig. Heerstraßen führen nach allen Seiten aus der Stadt hinaus, so nach Wittingen, Salzwedel, Lüchow, Dannenberg, Lüneburg, Soltau, Gishorn und machen die Binnenlage von Ilzen noch deutlicher. Die Straßenlinie nach Gishorn, die durch ein jetzt ganz einsames Gebiet längs des großen Waldes Breitenhees (= Wald) und des Lüß über das Quellgebiet der Bornbeck führt, gibt die Richtung eines uralten Heerwegs nach Süden an. Er wird bereits in einer Urkunde von 1060 genannt: publica strata, quae vulgo dicitur „Dietwehe“. Es ist die gewöhnliche Straße nach Süden gewesen. Erst der Bahnbau über Celle-Hannover hat den Verkehr von hier endgültig fortgelenkt und diese Landschaften zu den verkehrsärmsten gemacht. Am Abhange des Breitenhees liegt Bofel mit malerischer Kapelle (Abb. 21), dicht dabei, nahe Gänne, ist die Quelle der Ilmenau, die aus einer Reihe unterirdisch miteinander verbundener Teiche entsteht. (Abb. 35.) Es ist eine Quellbildung, die sich mehrfach in der Heide findet, wo durch eine Bodensenkung der Grundwasserstand angeschnitten wird, z. B. bei der Luhe, dem Radenbache bei Wilsede und dem



Abb. 83. Weidlandschaft mit Kiefer und Schafherde (zu Seite 78 u. 138)



22

Abb. 81. Zwergbirken bei Schaſwedel (Zu Seite 32 u. 122)

23

Drell bei Eſchede. Bei der ſtarken Moos- und Heidebildung wird ein ſchmales Rinnſal leicht überwuchert, ſo daß der Lauf auf weite Strecken ganz unterirdiſch werden kann. Öſtlich dieſes alten Straßenzuges verlief die Völkſcheide. Daher liegen auch hier wieder eine ganze Reihe von Burgen, die man wohl ſämtlich oder doch faſt ſämtlich für die Slawenzeit voranzufetzen haben wird, auch wenn ſie erſt ſpäter durch Urkunden belegt werden können. Da iſt Bollenſen (Bolderſen, Budinſola), einſt auch Borembek bei Stederdorf, dahinter in zweiter Verteidigungs- linie Wreſtedt, zugleich eine alte Zwingburg der Karolinger gegen die Sachſen, mit deutlichen Spuren der alten Anlage. Weiterhin folgt Bodenteich, früher eine See- und Sumpfburg, mit alten Turmtrümmern. Der einſt ſchirmende See iſt nun in grüne Wieſen verwandelt. Daß ſich hier die Zwergbirke findet, iſt bereits erwähnt (Abb. 84). Dann beginnt ein Sumpfg Gebiet, das die Grenze zwiſchen dem Bardengau und dem alten Wittengau bildete. Die Hauptſtadt Wittingen (2650 Einwohner) liegt ſüdlich des nun trocken gelegten Stöckener Teiches. Sie rechnet ſich nicht mehr zur Lüneburger Heide. Es iſt eine Moorpaßſiedelung und als ſolche zur Slawenzeit von beſonderer militäriſcher Bedeutung. Später wurde es Eigentum der Herren v. d. Kneſebeck, die ſüdlich davon ihren Burgsitz in Kneſebeck hatten, ebenfalls einer alten Grenzfeste, und erſt 1402 die Lüne- burgiſche Oberhoheit anzuerkennen gezwungen wurden. In den Moorpaß bei Wittingen münden die beiden weſtöſtlich verlaufenden Landſtraßen ein und ebenſo die Eiſenbahn von Celle. Eine dieſer Landſtraßen führt von Unterlüß durch den Lüßwald über Wenſhausen, der Stätte eines alten Jagdſchloſſes, wo der größte Grundbeſitzer der Heide und zweitgrößte der Provinz, der „Heidkönig“ wohnte, nach Hankensbüttel (1100 Einwohner). Das Kirchſpiel iſt beſonders groß. Es gehören nicht weniger als 18 Plätze dazu, ein Zeichen der dünnen Beſiedelung des Landes. Etwas entfernt — damit die Kloſterrube nicht von dem einſt ſo lauten Hankensbüttel geſtört werde — liegt wie ein vergeſſener Edelſtein das Kloſter Iſenhagen mit ſeiner uralten Linde inmitten eines wunder- vollen Eichen- und Fichtenhaines, ein entzückendes Bild niederdeutſcher Natur. 1243 von der Schwiegertochter Heinrichs des Löwen, Agnes von Landsberg, der



Abb. 85. Bacholderwäldchen in der Gegend von Garmisch (3a Seite 33 u. 85)

zweiten Gemahlin des Pfalzgrafen Heinrich, Bruder des Kaisers Otto, gestiftet, wurde es 1540 weltlich und ist jetzt Damenstift. Die ganze Gegend um Hankensbüttel ist von hoher Schönheit. Sie ist noch ganz unbekannt. Landschaften wie bei Schweinfurt mit großartigem Blick nach Bodenteich über das Moor hinüber oder bei dem obengenannten Bokel, Steinhorst, Häßelmühle, Örrel können sich den gerühmtesten Heidegegenden vergleichen. Freilich sind die alten Banernhäuser meist verschwunden. Auch die Hünengräber fehlen. Besonders auffällig ist die Fülle von Wachholdern am Ostrand des Lüss, die oft zu Hunderten den Boden bedecken, die Waldschneisen mit einer grünen Allee umsäumen, längs der Heerstraßen aufwuchern und ein merkwürdiges Vegetationsbild zeigen. Besonders bezeichnend ist der Ausblick von der Höhe zwischen Schelploh und Wenhausen. Wie so oft hat man auch hier die Empfindung, auf einem hohen, waldbedeckten Gebirgsrücken, etwa des Harzes, zu stehen. So endlos dehnen sich in Nähe und Ferne die Waldmassen.

Südlich von Wittingen ändert sich die Gegend völlig. Auch der Tonfall der Rede wird anders und nähert sich dem Braunschweigischen. Und in der Tat bewegen wir uns, dem Südrande der Heide nahe, schon auf altem Brunonengebiete. Hier beginnt das große Sumpf- und Moorgebiet der Ise (Isunna), in alter Zeit ein meilenbreiter, unüberschreitbarer Morast, von der Natur selber dazu geschaffen, eine Völkerscheide zu bilden. Nur in Spuren finden sich westlich wendische Niederlassungen. Die Zahl der Grenzburgen ist bei der ausgeprägten Naturgrenze geringer. Zwischen Knesebeck und Gishorn findet sich als Sumpfburg nur Wahrenholz an der Ise, und dieses ist erst vom Bischof Bernward von Hilbesheim auf Kaiser Ottos III. Betreiben angelegt, als die Slawen jenseits der Ise wieder unruhig zu werden begannen. Die Landschaft ist hier völlig ebenflächig. Soweit das Auge reicht, nichts als brauner Torf, nickendes Wollgras, schnurgerade Entwässerungsgräben, dazwischen einige bebaute Strecken, grüne Felder, Kiefern- und Fichtenwälder, welche die breiten Wiesen längs der Ise einrahmen. Durch lichten Birkwald drängen sich auf trocknerem Heidegrund weidende Schnucken. Je weiter man nach Süden kommt, um so mehr treten die Moorflächen hervor, daß man sich nach Ostfriesland versetzt glauben könnte. Der Rauch des brennenden Moores steigt weißschwelend auf, verhüllt mit gelblichem Schleier die Landschaft, färbt den Pflüger und das ziehende, mit großen Holzpantoffeln beschuhte Pferd, umzieht die grünen Birkenkronen des Moorweges, daß sie nur ab und an deutlicher hervortreten, eine einzige wallende, riesige Wolkenmasse mit den seltsamsten Farben. Oder auch der Wind hebt die feinen Aschenteilchen und den braunen, trockenen Torfstaub empor und hüllt alles in einen dunklen, braunroten Ton. Kommt man im Sommer desselben Weges wieder, dann breiten sich hier endlose Buchweizenfelder, nickendes Korn und üppige Wiesen aus. Aber der Torfgeruch, der rotbraune Grund, die tiefen Abzugsgräben, der federnde Boden, die dunklen Torfstichflächen, die geschichteten Torfe (Abb. 74 u. 76), die schnurgeraden Birkenstraßen, die rotdachigen Kolonistenhäuser, die Preßtorffabriken, die Torfwägelchen, von hachelnden Sunden gezogen, erinnern uns, daß wir auf urbar gemachtem Moorboden weilen. Hier sind die Kolonistendörfer Platendorf (gegründet 1793), Neudorf, Triangel. Wo die Ise ihr braunes Wasser in die Aller sendet, liegt an einer uralten Übergangsstätte auf der großen Nord-Südstraße Gishorn (4000 Einwohner). Seine Lage inmitten ausgedehnter Moore an der Slawengrenze machte es zu einer Zwingburg, und zweifellos war es eine der bedeutendsten. Die Anfänge liegen wie so oft im Dunkeln. Die Stadt, heute ganz abseits vom Verkehr, ist eine jener lieblichen hannoverschen Kleinstädte, in Obstgärten versteckt, die stillen, sauberen Straßen mit alten Linden bepflanzt, überall wohlhabiges Leben, wie es bescheidener Wohlstand verleiht. Die Perle des Ortes ist das alte Schloß in deutschem Renaissancestil, von Herzog Franz, dem Bruder



Abb. 86. Wacholderlandchaft bei Milden. Breites Urtal der Erye (3u Seite 85)

Ernsts des Bekenners, erbaut. Im Dreißigjährigen Kriege von Tilly und Banér vergeblich belagert, im Siebenjährigen Kriege von den Franzosen ausgeplündert, in Napoleonischer Zeit von Russen, Schweden, Preußen besetzt gehalten, hat es eine wechselvolle Geschichte gehabt. Wie so oft um diese verlassenenen Fürstensitze spinnnt auch hier verwunschene Dornröschenherrlichkeit (Abb. 75). Namentlich zur Wintertime im Schnee bietet sich ein Bild hoher Besonderheit, das eines Malers wert wäre.

Damit sind wir zum südlichsten Grenzpunkte der Heide gelangt und nähern uns nun, der Aller folgend, der zweiten Stadt des Landes, Celle. Der Fluß führt durch einsame Moor- und Sandgegenden. Hier erscheinen schon jene höchst eigentümlichen Sandschellen und Dünenhügel an beiden Allerufern, die in breitem Bunde den Südrand der Heide begleiten und sich auf der Karte ausnehmen wie ziehende Raupenmassen. Die Richtung dieser Flugsandhügel zeigt, daß der Nord- oder Nordwestwind sie zusammengeweht haben muß. Hier liegt an der Mündungsstätte der Oker Müden (= Münden). Es ist von demselben Bernward von Hilbesheim, der an der Ise Wahrenholz anlegte, als Burgstätte gegen die Slawen erbaut. Diese „Mundburg“ sollte neben Gishorn die Allerslinie schützen. Weiterhin liegt schon jenseits der Aller, wie ein Garten in diesen Sandgegenden, das Damenkloster Wienhausen, eine Stiftung derselben Herzogin Agnes, die Isenhagen gründete (1233) und hier ihre Ruhestätte fand. Es war eins der vornehmsten Damenklöster, und häufig lebten hier fürstliche Äbtissinnen. Unter Ernst dem Bekenner wurde es in ein weltliches Damenstift umgewandelt, das noch heute besteht. In dem alten — jetzt verschwundenen — Jagdschlosse wohnte vielfach Georg Wilhelm, der letzte Herzog von Lüneburg, mit seiner Gemahlin Eleonore d'Olbreuze. Er ist auch hier 1705 verschieden. Das Kloster mit seinem kunstgeschichtlich höchst reizvollen Bauten ist wie Gishorn ein vergessener Winkel mit einer Fülle besonderer niedersächsischer Schönheit. Dicht vor Celle überschreiten wir die Lachte. Sie ist dadurch merkwürdig, daß sich in ihr — wie in der Luhe und Lutter bei Beedenbostel — die echte Perlmuschel zeigt, wie denn früher überhaupt die Perlenfischerei in der Heide nicht unbedeutend war. Es wird erzählt, daß diese Fischer, einen Beutel um den Hals, bachaufwärts wateten und mit den Zehen die verkrüppelten Muscheln aufhoben, in denen sie die Perle vermuteten. Die Klöster Isenhagen und Wienhausen bewahren Altardecken, die mit Tausenden solcher Heideperlen besetzt sind. Noch alljährlich werden einzelne gefunden.

Weit häufiger als von Wienhausen pflegt sich der Fremde von Alzen mit der Bahn der alten Fürstenstadt Celle zu nähern. Hier liegt nahe dem „Blauen Berge“ bei Holzen (129 m), dessen schön geschwungene Linien lange sichtbar bleiben, Suderburg, wieder eine Billingerburg im Sumpfgebiet der Hardau in zweiter Verteidigungslinie. Der runde Findlingsturm mit seinen Strebepfeilern, an den jetzt eine kleine, unscheinbare Fachwerkkirche gebaut ist, mag wie oft den Bergfried erhalten haben (Abb. 23). Dicht dabei ist der „Jeduttenstein“, ein riesiger Irrblock, der Platz einer alten germanischen Gerichtsstätte. Ein zweiter, noch größerer, ebendaher stammend, ist beim Bahnbau zerstört worden. Südlich davon bei Hößeringen, in den sogenannten „Schotten“ (von Beschätzen = Steuer auflegen), haben bis zum Jahre 1635 die lüneburgischen Landstände auf Steinsitzen getagt, bis sie von den überhandnehmenden Wölfen — es war im Dreißigjährigen Kriege — nach Celle vertrieben wurden, wo seitdem bis auf den heutigen Tag die Sitzungen im Landschaftshause stattfinden. Jetzt ist dort ein Denkstein errichtet worden. Ein entzückender Weg führt von hier über die Hardauquellen durch wilde Heide nach Weyhausen. Je mehr wir uns, das Hardautal verlassend, auf der Bahn dem höchsten Heidrücken nähern, um so einsamer wird die Gegend, die Bahnhöfe liegen weit voneinander entfernt, öde Heidflächen treten unmittelbar an die Bahnlinie, dazwischen kleine Rieselwiesen.

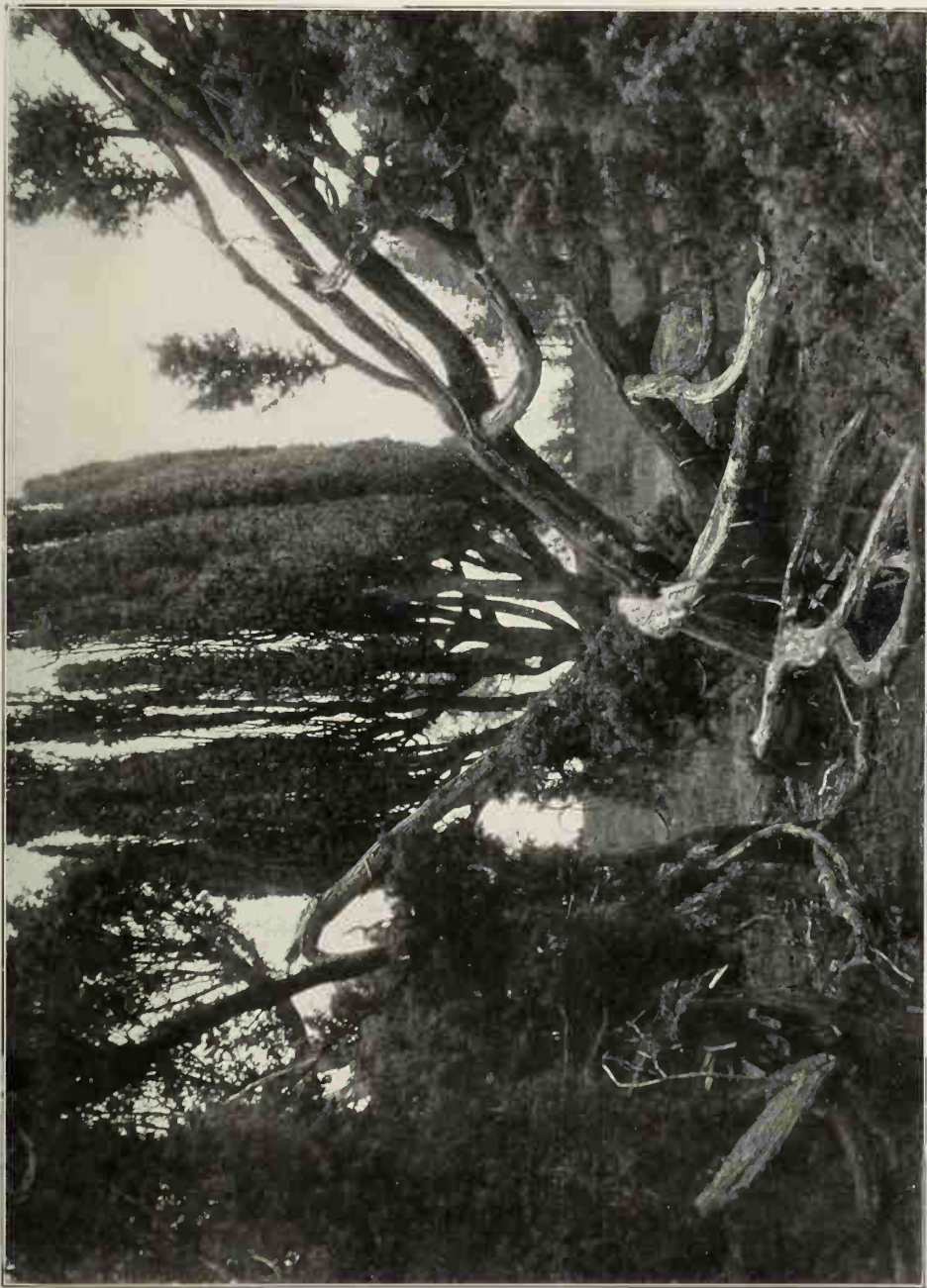


Abb. 87. Wacholdergruppe (zu Seite 85)



Abb. 88. Trocantal in der Fischbecker Heide (Zu Seite 145)

In Unterlüß ist der höchste Punkt mit 106 m erreicht. Von dort fällt die Bahn langsam bis Celle (39 m).

Schon auf den ersten Blick erkennt man Celle (1914 24600 Einwohner) als Fürstenstadt. Während die ursprüngliche Hauptstadt, Lüneburg, vermittlels der eigenen Hilfsquellen die Kraft gewann, ihren Zwingherrn zu vertreiben und sich in eine Bürgerstadt zu wandeln, mußte Celle bei den geringen natürlichen Mitteln eine andere Entwicklung nehmen. Seit jener St. Ursulanacht 1371, in der Lüneburg sich befreite, kann Celle als ständiger Sitz der Lüneburger Herzöge gelten. Dieser Stellung verdankt es seine Gestaltung. Daher überall der Gegensatz zu Lüneburg. Dort in der Bürgerstadt ist das alte Fürstenschloß auf dem Kalkberge verschwunden, hier ist es das größte und höchste Bauwerk der Stadt, ein Bild der fürstlichen Allgewalt auf künstlichem Hügel liegend, erhaben über die gemeine Wirklichkeit der Dinge und durch breiten Graben von ihr abgetrennt, eine Welt für sich. Zu seinen Füßen schmiegt sich die Stadtkirche und das Rathaus, sonst doch Abbilder selbstbewußter Bürgerkraft. Man wird sich des Unterschiedes erst recht bewußt, wenn man der ragenden Johanniskirche Lüneburgs und seines Rathauses gedenkt, des mächtigsten Bauwerkes der Stadt auf breitem, freiem Platze, während hier dieses Abbild bürgerlichen Stolzes kaum aus der Flucht der Privathäuser heraustritt (Abb. 31). Daher auch das rechtwinklige Gitterwerk der Straßen in der Altstadt, wie es der planmäßig angelegten Fürstenstadt gegenüber dem Gewirr natürlich gewachsener Gassen der Bürgerstadt eigentümlich ist. Daher auch die verschwenderische Fülle von freien Plätzen und Parkanlagen — meist von Eleonore d'Albreuze stammend —, die in der Bürgerstadt fehlen. Die ursprüngliche Siedlung lag drei Kilometer südöstlich bei dem heutigen Altencelle („Kiellu“ von zweifelhafter Bedeutung). Otto der Streng hat dann diese Niederlassung in den leicht zu verteidigenden Winkel zwischen Fußemündung und Aller verlegt, wo zugleich eine bequeme Übergangsstätte war, wohl aus militärischen Gründen. 1292 verließ er der jungen Siedlung Stadtrecht. Sie führte bis in das sechzehnte Jahrhundert noch den Namen Neuen-celle. 1318 erfolgte die Verlegung des fürstlichen Hofes nach hier. Er blieb hier fast 400 Jahre hindurch, und daher war die Stadt auf das engste mit den Schicksalen des Herzogshauses verbunden. So fiel die stolzeste Zeit der Stadt

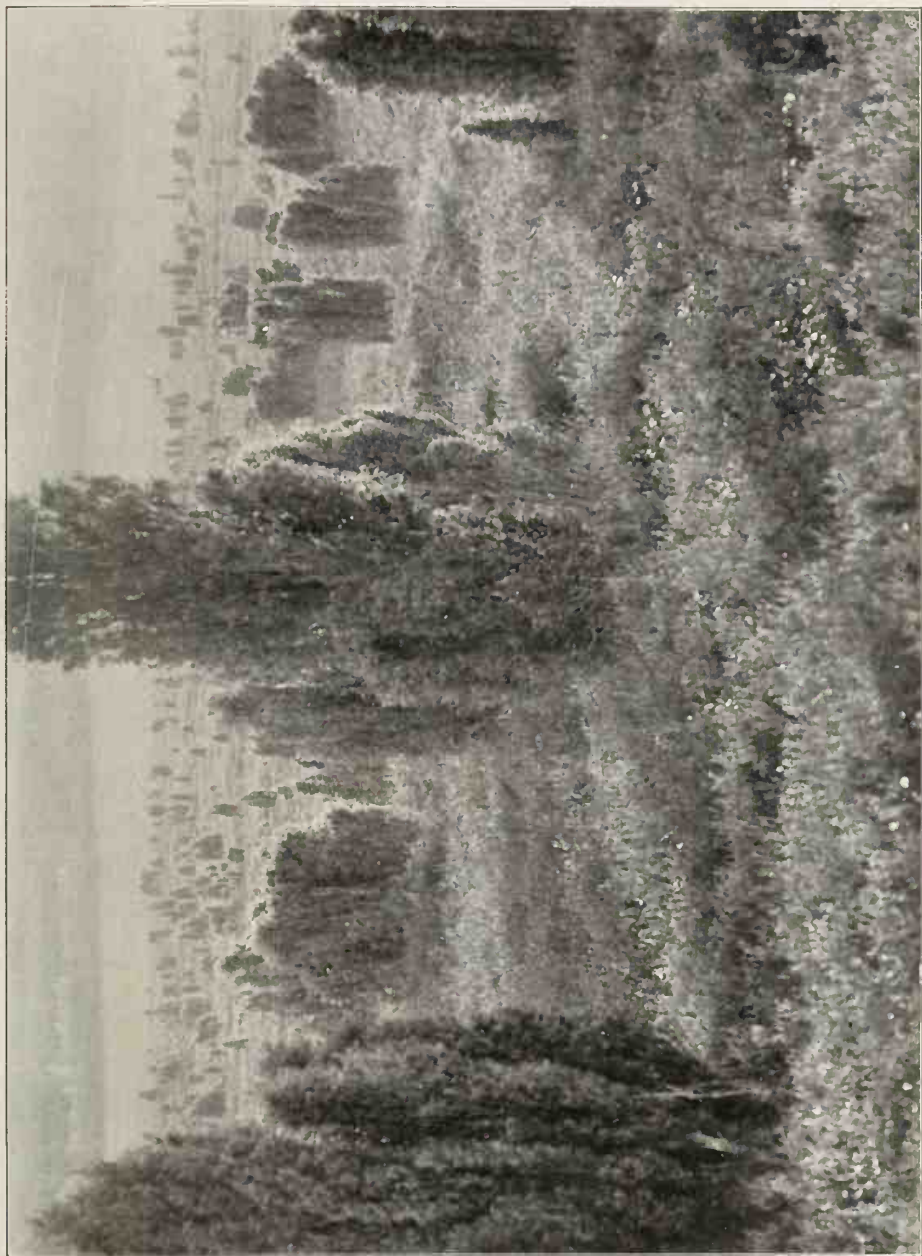


Abb. 89. Im Steingrund bei Wülfede. Aus dem Baungebiet (3n Seite 85 u. 144)

mit der Zeit der fürstlichen Allgewalt zusammen. Um so härter war der Schlag, als nach dem Aussterben der Celler Herzöge 1705 mit Georg Wilhelms Tode der Hof nach Hannover überfiedelte. Nur um diesen einigermaßen zu mildern, wurde das höchste Gericht aus der neuen Hauptstadt an der Leine nach der alten Allerstadt verlegt (1771), wo es sich noch heute befindet. Aus dem gleichen Grunde kam auch das Landesgestüt und das Zuchthaus hierher. Vielleicht darf man die sorgfältige Ansprache, die sich hier findet, und die verbindliche Gemessenheit der Sitte als den letzten Rest höfischen Einflusses ansehen.

Es ist bereits gesagt, daß Celle die Sonnenstadt des nordwestlichen Deutschlands ist. Daher zeigt es auch im hellsten Sonnenschein sein besonderstes Gewand. Es ist überaus bunt und farbenfrendig, und die alten vorgefragten Fachwerkhäuser (Abb. 32, 33) mit dem hohen Dach und der buntesten Bemalung fügen sich stimmungsvoll ein. Gerade durch diese Bemalung, die in den letzten Jahren mit dem steigenden Wohlstande der Stadt immer mehr aufkam, haben die alten Straßen hohen malerischen Reiz erhalten. Was bei einem Heimatgefühl, dem kein Opfer zu hoch gilt, aus diesen alten Fachwerkbauten zu machen ist, zeigt das Beispiel von Celle. Durch die Einheitlichkeit des Altstadtbildes straßenauf straßenab ist es fast das Rotenburg Nordwestdeutschlands geworden.

Etwa 16 Kilometer von Celle entfernt liegen die jetzt soviel genannten Elgebiete, wohin 1903 die neue Bahnlinie südlich der Aller eröffnet ist. Die Landstraße dorthin nördlich der Aller führt über den altberühmten „Entenfang“, wo die wilden Enten seit mehr als zwei Jahrhunderten gefangen werden. Tagsüber halten sie sich verborgen, um gegen Abend in Schwärmen auf die Wasserbecken ringsum bis zur Weser hin zu stürzen. Bald überschreitet man die äußerst fischreiche Erze, die in der Raubfammergegend der Binnenheide ihren Ursprung hat. Die Landschaft ist im ganzen eintönig. Hin und wieder zeigen sich langgestreckte Sandhügel, die später von Winjen ab noch zahlreicher auftreten. Hier in Winjen (1400 Einwohner) war früher Wochen hindurch der Aufenthaltsplatz der Celler Herzöge, die in den benachbarten Mooren und Heiden, namentlich dem Wiegen-Bruch, große Jagden abhielten. Berühmt war die Winjener Flößerei, die den Überfluß der lüneburgischen Wälder nach Bremen allerabwärts schaffte. Jetzt ist dieser Erwerbszweig bedeutend zurückgegangen. 1388 fand hier die Entscheidungsschlacht im Lüneburgischen Erbfolgekriege statt, die das Glück endgültig auf die Seite des welfischen Herzogs Heinrich von Braunschweig wendete.

Südlich der Aller, jenseits einer ausgeprägten Sandlandschaft, beginnt ein an Bodenschätzen reiches Gebiet. Da ist gleich in Oldau ein großes Kalilager erbohrt, und in Steinförde hat man bereits 1875, als man nach Petroleum suchte, ein überaus mächtiges Steinsalzlager entdeckt. Bei 85 m traf der Meißel das Salz und blieb im reinsten, klaren Kristall bis 408 m Tiefe. Neuerdings hat man ein noch weit mächtigeres erbohrt. Bis jetzt werden sie noch nicht ausgebeutet. Sehr merkwürdig sind die Häuser aus Raseneisenstein in Steinförde und dem benachbarten Wiehe. Der schwarze Stein, regelmäßig geordnet, bildet zusammen mit dem weißen Kalkewurf ein eigenartiges und geschmackvolles Muster (Abb. 34). Der Eisenstein findet sich in großen Massen im benachbarten Wiegen-Bruch. Große Schlackenhausen zeigen an, daß die Erze hier von den Waldschmieden im Mittelalter, den fabri nemorani, bei offenem Feuer in der Heide geschmolzen wurden. Dicht bei Steinförde liegt Wiehe mit seinen berühmten Erdölquellen. Man hat sie, wie es scheint, schon seit ältester Zeit in den sogenannten „Teerkohlen“ ausgebeutet, indem man — ähnlich wie früher in Elheim bei Peine — die branne ausgegrabene Teererde in ein Wasserbecken schaffte und den oben schwimmenden Teer mit Holzlöffeln abschöpfte. Dieser Teer wurde von dem „Wieher Elkerl“ weit und breit in der Heide als Wagenschmiere verkauft. Seit etwa dreißig Jahren gewinnt man das Öl durch Bohrung, und



Abb. 90. Novembernebel bei Wilsede. Aus dem Banngebiet (zu Seite 86)

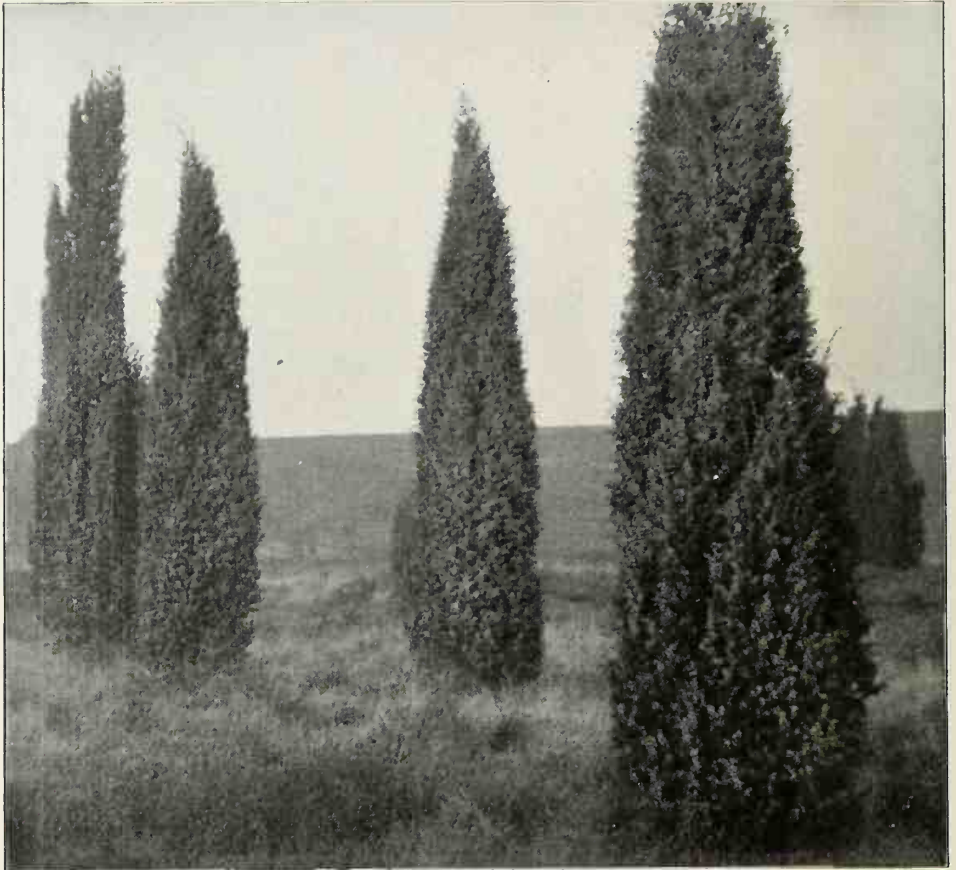
zwar im Anfange durch Handbohrung. Jetzt arbeitet überall die Maschine. Der Gegensatz zwischen der dörflichen Kultur und den großartigen industriellen Anlagen ist höchst merkwürdig. Die Lokomobilen, mitten im Apfelgarten arbeitend, die qualmenden Schornsteine zwischen den weißen Birken, die schrillen Dampfpfeifen, das dumpfe Stampfen des niederschlagenden Meißels Tag und Nacht, die großen Tanks inmitten des Kornfeldes, der Benzingeruch, der irrisierende Überzug auf den Wasserlachen der Dorfstraße, das stoßende Gestränge der Pumpen, die Bohrtürme mitten in Kiefernwald und blühender Heide rufen einen seltsam überraschenden Eindruck hervor. Es ist ein ganz pennsylvanisches Bild, das sich dem Auge darbietet, diese vielen Hunderte von Bohrtürmen und die mächtigen Tanks, die mit jedem Jahr zahlreicher werden. Betrug doch 1907 die Erdölgewinnung an 80000 Tonnen (zu je 1000 Kilogramm). Es stammt aus zwei verschiedenen Schichten. Die obere Schicht reicht bis 240 m herab und liefert ein dickflüssiges dunkelbraunes Öl von 0,94 spezifischem Gewicht. Es enthält 70 Teile Schmieröl für Maschinenbetrieb. Das aus Tiefen bis 400 m stammende Öl der zweiten Schicht ist heller und leichter, enthält 28 Teile Steinöl und 47 Teile Schmieröl. Keines Steinöl in den tieferen Schichten zu finden, ist bis jetzt nicht gelungen. Da die Landbesitzer sich pro Barrel 3 Mark und neuerdings auch 5 Mark ausbedungen haben — die Summe für das Mutungsrecht nicht mitgerechnet —, so kann man ermessen, welche geradezu märchenhafte Summen in die Heide fließen, in die arme, verachtete Heide, wo der ganze Morgen Landes bisweilen mit nur 12 Mark bewertet worden ist. Über die Entstehung des Oles ist man noch im unklaren. Man meint, daß unter hohem Druck und Einfluß starker Wärme der Kohlenwasserstoff in der Tiefe zu Erdöl umgebildet werde, das nun in Verwerfungsspalten zu höheren Schichten aufsteigt und den Heidesand durchdringt. Andere denken an durch hohen Druck umgewandelte Fettmassen von verwesenden Tierleichen im Meere. Wie sich einmal die ganze Ölindustrie am Südrand der Heide entwickeln wird, ist nicht abzusehen. Es gibt eine ganze Reihe von Fundstätten, die sich auf einer Linie von mehreren Kilometern Breite von Verden bis Braunschweig hinziehen. Die wichtigsten sind Wieze, Steinförde, Hänigsen, Oberg, Elsbürg, Elheim und Klein-Schöppenstedt, aber das Mutungsgebiet erstreckt sich schon nordwärts bis in die Soltauer Gegend und westwärts bis Verden.

Weiterhin begleiten den Fluß an beiden Seiten Dünenhügel, meist mit Kiefern bepflanzt, nordwärts davon folgen weite, ganz ebene Moore, das Winsen, Banneker und Große Moor. Hier wurde in ausgedehnter Weise Buchweizenbrandbau getrieben, neuerdings jedoch nur noch auf dem bäuerlichen Anteil. Auf dem staatlichen Gebiet ist er verboten worden. Einzelne Kiefern und Birken sind angefliegen, erreichen aber nur ein geringes Alter. Am Rande des Hochmoores sind ausgedehnte Brüche mit Sagel und Weidenarten. Hier sind denn auch wüchsige Waldungen. Weiterhin liegt der Dührbruch und der früher schon als Fundstätte der Eibe genannte Krelinger Bruch, dahinter folgt dann der Abfall des eigentlichen Heidegebietes. Diese Moore bilden ein großes, völlig ortloses Gebiet, von zwei Landstraßen umschlossen. Wo sie sich vereinigen, liegt am Allerübergang Sudemühlen, eine alte Burgstätte, gegenüber Ahlden (900 Einwohner), einst unmittelbar an der Aller gelegen, bis sich diese 1612 ein neues Bett grub. In dem alten Schlosse dort spielte der Schluß eines ergreifenden Fürstenschicksals. Hier vertraute Sophie Dorothea, die „Prinzessin von Ahlden“, die Tochter Georg Wilhelms und der Eleonore d'Albreuzen, mehr als dreißig Jahre (1695—1726) ihres Lebens als Gefangene.

Wie das Gifhorner Schloß den Grenzpunkt im Osten bildet, so mag das Ahldener als westlicher Grenzpunkt der Heide gelten. Freilich könnte man mit demselben Rechte auch Kirchwahlingen mit seiner noch zum Teil romanischen, aus Findlingen und Eisenstein gemauerten Kirche und Rethem a. d. A. (1400 E.)



Abb. 91. Steilhang bei Wilsede. Aus dem Banngebiet (3u Seite 142)



23

Abb. 92. Wacholder auf freier Heide (Zu Seite 85)

23

hinzurechnen, eine alte herzogliche Burgstätte mit zahlreichen Burgmannsfilzen. Die Grenzen dessen, was man Lüneburger Heide nennt, sind hier fließend. Man könnte von dort, dem Westrande folgend, mit der Eisenbahn über die flache Ahrensheide nach Walsrode, Fallingb., Soltan, Buchholz und dann nach Harburg zurückkehren, um die Heide ganz umwandert zu haben. Besser wird es sein, über Schwarmstedt südlich der Aller nach Celle zurückzufahren, um nun Wanderungen in die eigentliche Binneneheide zu unternehmen. Von dort wird man West- und Nordrand besuchen können. Diese Binneneheide zeigt erst die Heidlandschaft in ihrer vollen Höhe und Eigentümlichkeit.

Binneneheide

Der beste Eingangspunkt ist wohl noch immer Unterlüß, die zweite Station nördlich von Celle. Doch wird man jetzt mehr die neue Bahn von Celle über Hermannsburg und Müden benutzen. Dies Unterlüß ist kein eigentliches Dorf, sondern eine Oberförsterei mitten im Lützwalde gelegen, aus nur wenigen Häusern bestehend, aber mit viel Personenverkehr und neuerdings auch starkem Güterverkehr durch die nahen Kieselgurgruben. Der Lützwald ist besonders groß, 66,5 qkm. Die jungen Außenbestände sind meist eintönig, im Innern dagegen findet sich alter schöner Laubwald. Auch ein Stück „Urwald“ gibt es im Lütz,



Abb. 93. Wacholderbäume bei Startshorn (Zu Seite 33 u. 85)

den „Süß“. Mit seinen mächtigen, abgestorbenen Eichen, seinen Buchen, Fichten und Birken in wirrem Durcheinander zeigt er ein schönes Bild ungepflegten Heidwaldes aus alter Zeit. Wer früher von hier aus weiter vordringen wollte, der war auf die Post angewiesen, die mit ihrem hellen Schmettern so oft den stillen Lüz durchtönte und stimmungsvoll an die alte Zeit gemahnte, die hier noch lebendig zu sein schien, während rings sich alles wandelte. Nur die Kieselgurbahn am Waldrande, der wie mit Mehl bestäubt ist, erinnerte an moderne Industrie. Selten mag es in Deutschland eine eigentümlichere Lage für eine Fabrik geben, als das nahe Wiechel hat, inmitten einsamster Heide und grüner Waldwildnis. Von hier erstreckt sich eine ganze Reihe von Kieselgurwerken nach Norden. Die oberste Schicht dieser Kieselgur liegt dicht unter der Erdoberfläche. Sie ist schneeweiß, von äußerster Leichtigkeit, wie feinstes Mehl zerstäubend, dann folgt eine minder wertvolle graue und zuletzt eine grünliche Schicht. Diese wird gebrannt und entwickelt dann erstickenden Schwefelgeruch, der weithin den Kiefernwald zum Absterben bringt. In dieser Kieselgur, den abgelagerten Kieselpanzern von Süßwasserdiatomeen, findet man schöne Abdrücke von Birken- und Eichenblättern, Fichten- und Wacholdernadeln, von Heidekraut und von einer Art Karpfen von 20—40 cm Länge.

Sonst ist überall Urheide: glockenbehängene Schnuckenherden, treibender Hirt, heiseres Hundegebell, brauner endloser Mantel über die Höhen gebreitet, dazwischen wie abgeschabte Filzstücken die Strecken geplagter Heide, zerfressenes Wacholdergebüsch, Birkenwege und weithin blaues Gedämmer ferner, schön-geschwungener Heidhügel, je höher man steigt. Auf der Heide dicht vor Lutterloh liegt ein Schafstall, von hohen Fichten und Eichen umsäumt, die uns Zeugnis geben können, wie lange hier schon tagein, tagaus, Sommer und Winter, die Schnucken auf der ewig gleichen Heide gegangen sein mögen. Rings dehnt sich echte Parklandschaft, hohe einzelne Bäume, die dem Zahn der Schafe entgangen sind. Wie schwer es jenen geworden ist, trotz der Schafe emporzuwachsen, zeigen noch die alten, lang auf dem Boden hinfriedenden, gewundenen Kiefern oder auch jüngere Stämme, überall zerbitzen und zernagt, einem liegenden Rundschild gleichend, hierhin und dorthin sich biegend, um dem Schnucken-zahn zu entgehen. In der Talsohle an der Lutterloh liegt die Hofstätte Lutterloh, einst ein alter Freihof, wohl an 5000 Morgen groß, jetzt geteilt. Hier begegnet uns zum erstenmal ein altklüneburgischer Treppenspeicher, der von nun ab auf den alten Höfen sich fast regelmäßig findet. Nach der Sage soll hier der Kaiser Lothar, der reißige Slawenkämpfer, geboren sein. Die reizvolle Umgebung mit den hohen Wacholdern (Abb. 82) hat den Hof seit Jahren zu einem Malersitze gemacht. Durch den großen Heidebrand (S. 70) hat die Landschaft ein wenig gelitten.

Jenseits auf der Höhe öffnet sich ein weiter Blick über die Maithaide und die Haufelberge (118 m). In der Ferne die Niederung des Erztals. Einzelne Waldflecken zeigen im Eichenhain verborgene Siedlungen an. Man muß einmal im Novembersturm diese Höhe mit den sich biegenden und tausenden Birken und den gewaltigen Wolkenbildern über dem Heideboden gesehen haben, um die meergleiche Größe dieser Landschaft voll würdigen zu können. Rechts und links, nach allen Richtungen echte Heide, echte Höfe, echte Heidjer! Bald hinter Misselhorn liegt im breiten Erztal Hermannsburg (2200 E.) mit viel Flößerei nach Bremen und Oestemünde, ein Ort stolzen Namens, „Hermanns des Billingers Burg“, einst der Hauptplatz unter den westlich gelegenen Besitzungen der Billinger. Daher mag es sich erklären, daß bis in die Zeit Ernst des Bekenners das oberste Gericht hier war, bis es nach Celle verlegt wurde. Jetzt hat der Ort als Sitz der Mission Weltruf gewonnen. Von dem regen religiösen Leben legen die drei Kirchen beredtes Zeugnis ab. Auch die Fülle der Hausinschriften ist bezeichnend. Es ist von alledem schon oben die Rede gewesen (Abb. 22 u. 30).

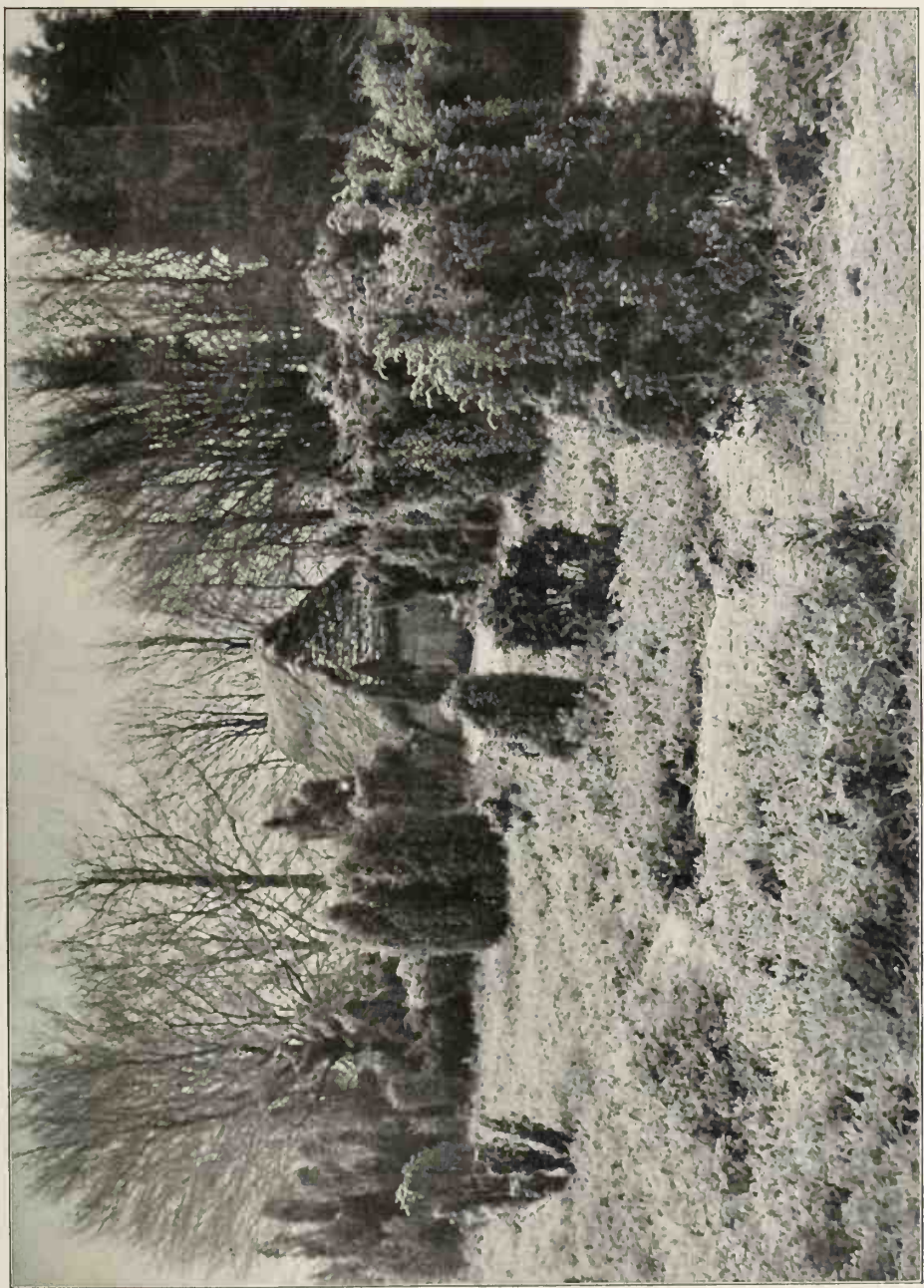
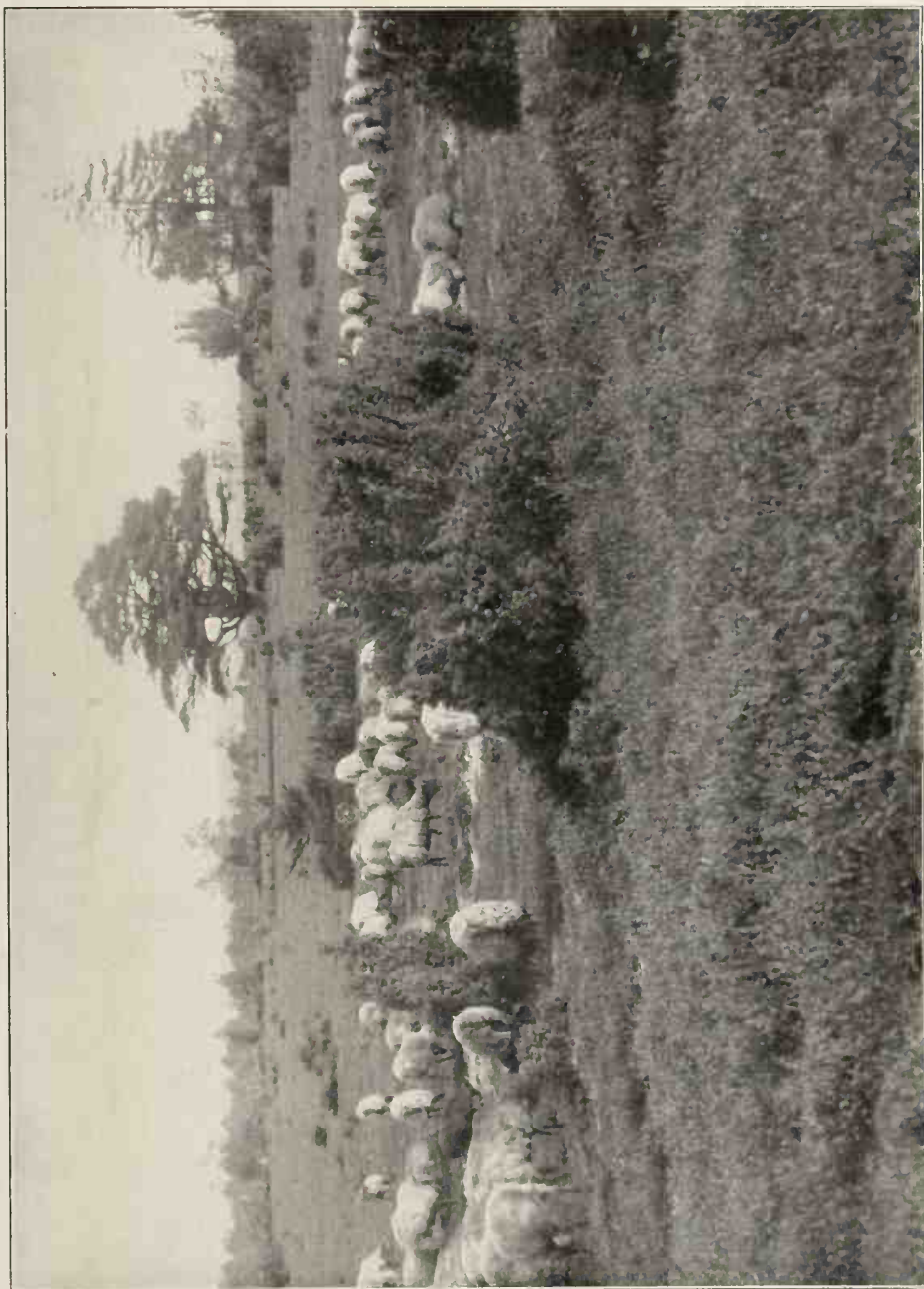


Abb. 91. Winterheide. Verfallener Schafstall bei Wilsede. Aus dem Ranngebiet (zu Seite 144)

Aus dem Örtetal mit seinen Rieselfwiesen führt der Weg nach Willighausen, wo die „Lillylinde“ eine Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg bewahrt. Von seinem Jammer spricht der Ort selber deutlich genug. Er bestand damals aus sieben Höfen, sie sind niedergebrannt, nur zwei sind wieder in Benutzung genommen, von den anderen wühlt der Pflug in Busch und Heide bisweilen noch Spuren empor. Dicht dabei liegt am Zusammenflusse der nördlichen Biege am Örtze Müden (= Müندن), eins der schönsten Dörfer der ganzen Heide. Doch ist auch an ihm die jüngste Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Im Eichwald versteckt, im breiten Wiesental, mit alter Kirche, schönen strohbehangenen Gehöften, mit fast unberührten Bauernwäldern, die sich im stillen Fluß spiegeln, mit wundervoller Heide-, Moor- und Wacholderlandschaft, bietet es nach allen Richtungen hin ein immer wechselndes Bild friedsamter Heideschönheit. Es ist ein herrlicher Rundblick hinter der „hilligen Eke“ auf der Höhe am Feldrain: die weite, offene Landschaft im sonnigen Lichte liegend, mit braunen, verdäunmernden Hügelwellen, grüne Birkenreihen im gelben Ahrenfelde, blaue Waldinseln in der Ferne, wogende Waldmassen in der Nähe, in der Mulde das alte Dorf, von dem der Glockenschlag langsam in langen Pausen herüberzittert (Abb. 1, 44, 52, 62, 66, 83, 87).

Von diesem lieblichen Müden eröffnen sich eine ganze Reihe von Wanderungen. So das schöne Wiegetal aufwärts, oder nordwärts über Poizen (Poschedessen) durch ernste Wacholderlandschaft nach den Höfen von Kreuzen und Trauen mit seinen beiden vielhundertjährigen Eichen, an Sültingen vorüber mit schöner alter Heidmühle (Abb. 38), und von dort durch waldumsäumte Wiesentäler nach Munster (Munclo) mit alter Findlingskirche, wo die Bahn zwischen Alzen und Bremen wieder erreicht ist. Hier dehnt sich in ganz einsamer Gegend der große Schießplatz (seit 1890) und das Übungsfeld mit seinem Hüttenlager. Oder man mag von Müden durch sehr schöne Heidlandschaft das Sotriet-Tal aufwärts über die Ohhöfe mit ihren Rieselfgurgruben in der Nähe, an einem zweiten Schießplatz vorüber, nach Unterlüß wandern. Die ganze Gegend ist von besonders geheimem Reiz. Hier fehlt zwischen Unterlüß und Brambostel auf 15 Kilometer jede menschliche Niederlassung, weit und breit nichts als Heide und Heidwald. Will man von Müden durch selten betretenes Gebiet weiter in die Heide vordringen, so mag man den Weg über den Wiezer Berg wählen. Hier drängt sich Bild an Bild wundervollster Heideeinsamkeit. Von dort weiter nach Bonstorf, dann über Hetendorf, Widdernhausen nach Bergen (1600 Einwohner), wohin die Zweigbahn von Celler führt. Der Birkenweg von Bergen nach Nordbostel am Falkenberge vorüber ist von hervorragender Schönheit. Ebenso reizvoll ist der Weg nach dem einsamen Manhorn. Die Landschaft zwischen diesem Hofe und dem Falkenberge gehört zu dem Eigenartigsten, was die Heide überhaupt bietet. Eine solche Wacholderwildnis gibt es nicht leicht wieder. In langen Wänden, dicht aneinander geschmiegt, sind sie aufgewuchert, beschnittenen Eibenhecken vergleichbar. Über der endlosen purpurnen Heide mit ihrem graugrünen Anflugwald hebt sich wie ein Berg des Südens in schöner Linienführung lichtblau der Falkenberg (150 m). Und da jeder Maßstab fehlt, so scheint er weit mächtiger als er ist, wie ein fernes, hohes Gebirge. Die Aussicht von dort, wenngleich sie gegen früher durch den emporgewachsenen Wald beschränkt wird, ist namentlich gegen Sonnenuntergang, wenn die Bäume des Anflugwaldes lange Schatten über die Heide werfen, von hohem Reiz (Abb. 71). Man erkennt die Wilfeder Höhe, die Türme von Soltan, Celler und zu bestimmter Tagesstunde das sonnenglitzernde Dach des Palmenhauses in Herrenhausen bei Hannover. Vom Falkenberg führt der Weg immer durch wilde Heide, dunkle Fichtenwälder mit hohem Farnkrautgewirr zur Osterheide (Abb. 85). Es ist einer der einsamsten und herrlichsten Wege der ganzen Gegend und kaum bekannt. Der Gipfelpunkt der Landschaft sind die Sieben Steinhäuser bei Südbostel. Nur



206. 95. Herdlandschaft mit Rentierherde (zu Seite 75)

fünf davon sind erhalten (Abb. 56), aber auch diese zum Teil zerstört. In ihrer Vereinigung auf einem Hügelrücken inmitten dieser einsamen Gegend machen sie einen ergreifenden Eindruck. Sie gehören zu den größten Steinsetzungen in Deutschland. Jedes einzelne Grab für sich ist nicht so sehr bedeutend — das wenig bekannte Kleider Grab bei Harburg mit seinen 80 Steinblöcken ist trotz der eingestürzten Grabkammer unvergleichlich großartiger —, aber sie wirken durch ihre nahe Verbindung. Am merkwürdigsten ist das erste, dem ein Wacholder entwächst, in Wahrheit ein „steinernes Haus“. Auf sieben inwendig glatten, ziemlich genau aneinanderschließenden Trägern ruht ein Deckstein, ebenfalls unterwärts glatt, von fast 5 m Länge und über 4 m Breite und 0,5 m Dicke. So entsteht eine geräumige Grabkammer von 1,20 m Höhe. Am Eingange stehen zwei Seitenpfeiler. Spuren eines Steinkreises sind noch zu erkennen. Welches Königsgeschlecht hier schlummert, darüber ist nicht die geringste Kunde auf uns gekommen, nicht einmal welchem Volke es angehört haben mag, ja kaum, daß wir uns eine Vorstellung machen können, wie diese Blöcke aufgetürmt sein mögen. In ihrer schlichten und so ergreifenden Großartigkeit können sie sich mit den Marmordenkmälern des Südens messen. Man begreift nicht recht, daß die heutige Denkmalkunst nicht öfter an diese uralten bodenwüchsigen Steinsetzungen anzuknüpfen wagt.

Weiterhin nach Fällingbostel (1300 Einwohner) verschwinden allmählich die Heidefelder. Die Gegend wird lieblich, ein Thüringen im kleinen, das Gelände fruchtbar (Abb. 67—70). Der Eindruck steigert sich, je näher wir Fällingbostel kommen, und tritt am deutlichsten in der Lieth (= Vergabhang) hervor, einem schönen Buchen- und Eichenhochwald am steilen Böhmeufer, seit alters der Stolz der Fällingbosteler (Abb. 69). Er hat den Ort zu einer von Jahr zu Jahr mehr besuchten Sommerfrische gemacht. Aufwärts wie abwärts bleibt der Reiz des Wiesentals, geschwungene Waldböden, braune Heidehügel, einsame im Wald vergrabene Schöfte. Hier liegt reizvoll Elferdingen (Abb. 42), Tietlingen — es ist die Gegend der Dorfnamen auf inen —, weiter landeinwärts Meinerdingen mit seltsamer, alter Kirche (Abb. 19), dann Honerdingen mit seinen erdgeschichtlich wichtigen Tönen, dann Walsrode, die größte Siedelung im Kreise Fällingbostel (3000 Einwohner) mit viel Industrie, neuerdings als Sommerfrische besucht, mit vortrefflichen Gast- und Gasthäusern. Einst war es als Benediktinerinnenkloster von dem Grafen Walo von Askanien und seiner Gemahlin Odalint 985 gegründet, späterhin wurde es zugleich Burgsitz der lüneburgischen Herzoge. Mit der Reformation wurde das Kloster in ein Fräuleinstift verwandelt (Abb. 72). Unmittelbar an die Stadt schließt sich ein schöner Eichwald, die „Eckernworth“, mit Springbrunnen und Teichen und einem alten Bauernhaus als Museum. Weiter südlich, wo das Böhmetal noch immer seinen Reiz behält, mag als altes und besonders malerisches Dorf Altenboizen genannt werden. Nordwestlich von dem Bomlitztale mit seinen Pulverfabriken liegt jenseits des Sanders eine Perle der Heide, Stellichte, einst eine Burgstätte, jetzt Herrensitz, viel besucht als Sommerfrische und Malerkolonie. Der Name Stellichte, früher Steinlage, erklärt sich aus den großen Blockstreuungen in der Nähe. Weiterhin nach Wisselhövede zu schimmert der schöne Neubau der Kettenburg mit hellen Türmen und Zinnen aus dem Waldgrün. Es ist die Stätte einer alten Wasserburg gegen das Verdenener Bischofsland. Das Auftreten von zahlreichen Burgplätzen zeigt deutlich, daß wir am Rande der Heide angelangt sind.

Wandert man von Fällingbostel an der „Tausendjährigen Linde“ vorüber böhmeaufwärts, wo nun die Eisenbahn nach Soltan führt, so mag man durch das aus lauter Einzelsiedelungen bestehende Dorf Einzingen zu dem vielgenannten Achterberge vordringen, dessen Heidehöden durch einen Bremer Kaufmann in großartiger Wildtätigkeit zu einem schönen Parke und einem Heim für Genesende

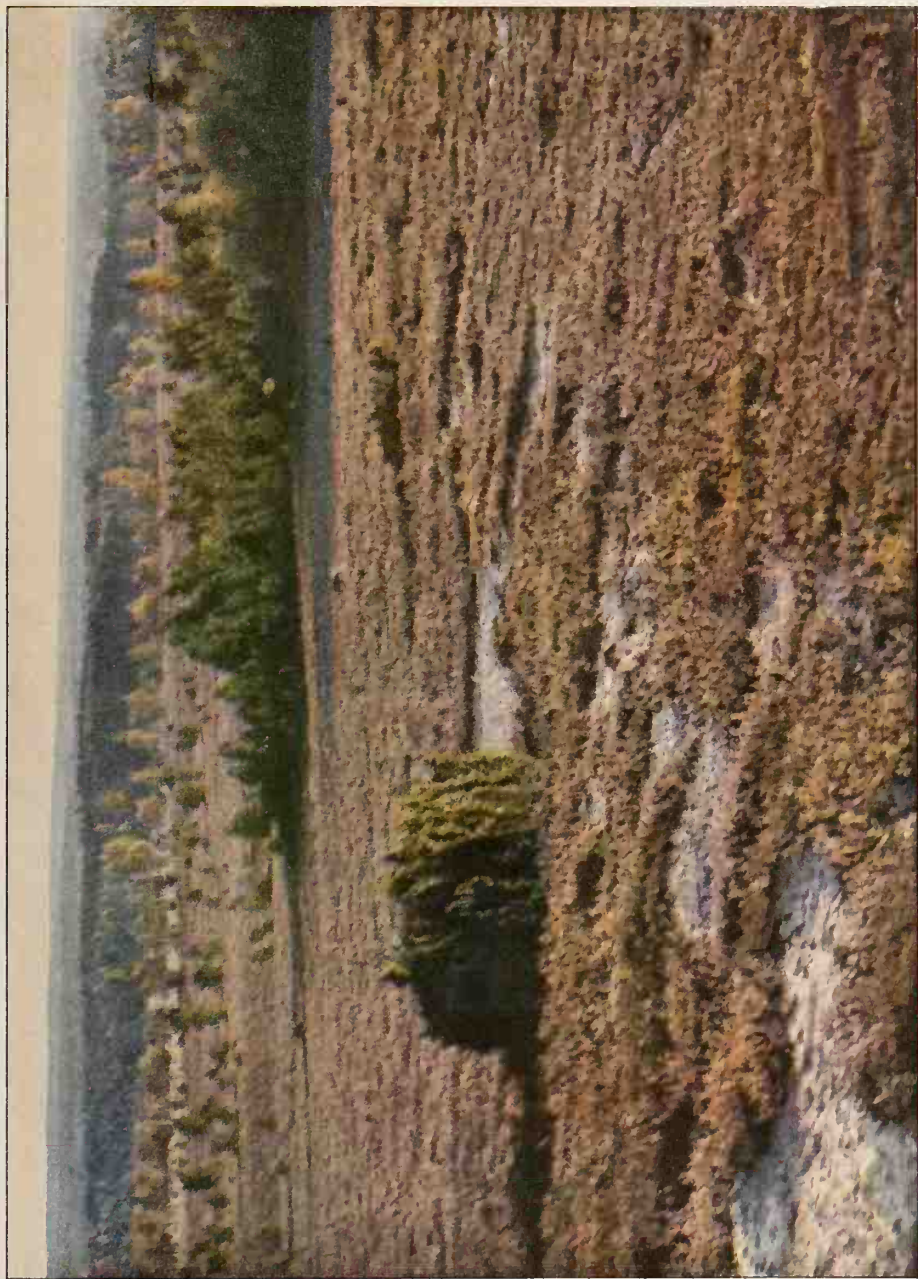


Abb. 96. Stoberheide. Urtaf der Erde (3u Seite 84)

umgewandelt sind. Die Aussicht ist der vom Falkenberge ähnlich. Nordöstlich davon im Becklinger Holze ist der Platz einer alten Gerichtsstätte, wo noch im sechzehnten Jahrhundert die Volksgeschworenen der Vogteien Fallingbostel, Bergen und Hermannsburg zusammenkamen.

Auch weiterhin bleibt das sich verflachende und verbreiternde Böhmetal reizvoll. Wo es sich zu einer weiten Ebene öffnet, liegt Soltan mit hervorragender Kirche, ein uralter Ort, schon 936 als curtis Salta genannt. Der Name weist auf alte Salzquellen. Es war von jeher ein Kreuzungspunkt wichtiger Straßen, wie denn auch heute sein Landstraßenstern groß ist. Vor Anlage der Eisenbahnen war hier auf der alten Napoleonischen Straße nach Harburg reichstes Leben. Heute ist dieselbe Straße, auf der noch vor drei Menschenaltern Frachtwagen hinter Frachtwagen fuhr, ganz einsam, und das Gras wuchert zwischen den Steinen empor. Die Gunst der Lage hat sich auch darin wieder gezeigt, daß es den Schnittpunkt der Buchholz-Hannoverschen und Lützen-Bremischen Bahn an sich gezogen hat. Eine Bahn Luheabwärts verbindet es mit Lüneburg. So ist der alten Siedelung auch für die Folgezeit Gedeihen sicher, um so mehr als sich hier in letzter Zeit große Industriezweige entwickelt haben (5150 Einwohner). Es ist ein vortrefflicher Ausgangspunkt für Wanderungen in die Binnenheide. Die Landschaft nordwärts ist meist ganz ebenflächige braune Steppe, ein herrliches Gelände für Truppenbewegungen. So ist hier das bekannte Übungsfeld von Huckenrieth und westwärts der Bahn auf weiter Ebene bei Langeloh die Stätte der Entscheidungsschlacht der Hildesheimischen Stiftsfehde 1519. Oder man mag von hier über den sagenreichen Hof Stübedshorn in die Gebiete der Raubkammer eindringen, oder das Luhetal besuchen, das besonders gerühmte Heidlandschaft zeigt. Den Höhepunkt mag wohl Bispingen (Biscopingien) (Abb. 20, 21), in dem einst „bischöflichen“ Gebiete des Billingers Ameling von Verden gelegen, und Steinbeck darstellen. Hier ist echter Heideboden, und so wird es von Malern hier nicht leer. Da ist die Luhequelle mit ihren merkwürdigen, unterirdisch verbundenen Teichen. Sie gab Eugen Bracht den Anreiz zu einem großen Gemälde. Weiterhin nach Harmelingen zu liegt ein Schafstall mit Birken, der durch Heinrich Bügels herrliches Gemälde — Schnuckenhirt vor dem Schafstall — aller Welt bekannt geworden ist. Wohl duzendfach mag die alte nun abgebrochene Steinbecker Mühle (Abb. 39) gemalt sein. Auch der Krüseberg, jenseits der Kieselgurgrube in Hünzel, mit schöner Aussicht ist besuchenswert, wie denn überhaupt die ganze an Grabdenkmälern reiche Gegend bei Schwindebeck, Soderstorf, Oldendorf eine Fülle reizvoller Punkte bietet. Hinter Amelinghausen, als Sommerfrische besucht, öffnet sich das Lopautal, an den Oberharz erinnernd, darin die schöne Bockumer Mühle (Abb. 37). Nun beginnt das Raubkammergebiet, „Röbekamer“ bereits im Mittelalter genannt, ein großer Forst, der durch Ankauf der uralten Heidhöfe fortwährend vergrößert wird. Die großen Aufforstungen von Errel-Linzel schließen sich unmittelbar an. So mag hier in einem Menschenalter einmal eins der größten Waldgebiete Norddeutschlands sich finden. Es ist durchweg junger Bestand, und da das ganze Gebiet meist eben und wasserlos ist, so hält der Wald nicht, was der romantische Name zu versprechen scheint. Ein großer Teil des Forstes ist vor einigen Jahren einem Brande zum Opfer gefallen. Die Fläche ist mit dem Dampfpflug von neuem umgebrochen und dann bepflanzt.

Von Bispingen pflegt man häufig die nahe gelegene Wilseder Höhe, den höchsten Punkt der Heide, aufzusuchen. Da aber der Aufstieg von Süden die schönsten Stellen und die überraschende Aussicht nach Süden vorwegnimmt, so ist der Besuch von der Nordseite weit mehr zu empfehlen, am meisten wohl über Schierhorn-Wesel. Hier bewahrt der Weseler Bach ein merkwürdiges Heidebild, namentlich da, wo das Wasser inmitten eines verwahrlosten Kiefernwaldes mit Hunderten gefallener Stämme sich durch steile Schuttwände zwingt. Weiterhin

ist der Bach infolge Aufstauens über die Ufer getreten und hat rings umher den Wald erstickt. Die abgestorbenen Stämme im Morast, oft schon vom Sturm gebrochen und nebeneinander gelagert, zeigen, von Moos zum Teil überwuchert, das Bild eines entstehenden Moores, dessen Tiefe mit Baumleichen gefüllt ist. Raum minder seltsam ist der Anblick des nahen Fischteiches mit den vielen abgestorbenen Stämmen. Die Wildheit dieses Bruches mit seinen vermoderten Bäumen, dem Brombeer- und Sagelgewirr und der Fülle von Wachholdern kann nicht leicht größer sein.

Gleich hinter Wesel — hier neben Findlingsmauern noch ein echter „Ekenbolkentun“ um das Gehöft — beginnt wieder die weite Heide mit einem jener so oft vorkommenden „Hinxberge“ (wohl nur ein Pferch für die von den Stuten getrennten Hengste). Überall sind die Pflugstreifen des Umbruchs in der Heide zu sehen. Besonders schön ist von der Höhe der Blick auf Undeloh, das tief im Tale zu liegen scheint. Das ist die Heide, wie sie Valentin Ruths darstellt, dusterfüllt, mit weiter Ferne, welligen, lockenden Linien, darüber mächtige Wolkenmassen in mildem Licht. Hinter dem Dorfe mit seiner alten Kapelle gewinnt die Landschaft geradezu heldische Züge. Sie wird immer einsamer und strenger, je höher man steigt. Im Windschatten der Höhe liegen im Eichwald die vier Höfe von Wilsede. In einer Mulde, die sich bis zum Gipfel erstreckt, führt der Weg aufwärts zu einem Wäldchen, das, wo eine zweite Mulde einmündet, stark mit Steinen bestreut ist. Jenseits zeigt sich in tiefer, schütziger Rume ausgeprägte Wacholderlandschaft mit einigen besonders großen Bäumen, dazwischen einzelne Birken (Abb. 91). In dem braunen Kraut des Steilabfalls erkennt man die Spuren treppig ausgetretener Schnuckenpfade, den Ziegenpfaden des Südens entsprechend. Die allmählich verflachende Mulde führt auf den breiten Rücken hinauf, der überall mit mächtigen Steinblöcken bedeckt ist, namentlich in der Nähe eines Schafstalles im Eichenhain. Von hier senkt sich wieder eine ähnliche Mulde nach Norden. Die höchste Kuppe zeigt nur kahle Heide, selbst der Wacholder verdurstet auf der schutzlos den Winden preisgegebenen Fläche. Von den fünf Kiefern, die, von Menschenhand gepflanzt, die höchste Stelle des nordwestdeutschen Tieflandes anzeigten, ist nur noch eine lebendig, die anderen sind vertrocknet, vom Sturm gebrochen und nun verschwunden. Das ist die Stätte, um die der erste deutsche Naturpark sich erstrecken wird*).

Die Empfindung, auf der Kuppe eines Mittelgebirges zu stehen, die den Wanderer so häufig in der Heide überrascht, wirkt hier in verstärktem Maße. Diese blauen verdämmernden Hügel, in leisem Linienreiz verklingend, die braungrünen Waldhöhen hintereinander gelagert, die schimmernden Dünen von Ehrhorn, der braune Heidemantel, sich in Nähe und Tiefe und Ferne an die geschwungenen Ruppen schmiegend, einem plötzlich erstarrten braunen Wogenmeer vergleichbar, mit fernen schwimmenden Wieseninseln, die verkrüppelten Wacholder, die sonnenbeschiedenen Felsblöcke schaffen hier ein überaus merkwürdiges Bild. Der Anblick zur Nachtzeit bei schweigendem Mondlicht, wenn der Lichtschein der fernen Weltstadt den schwarzen Nachthimmel erhellt, ist von großer Kraft. Will man überhaupt einen Vergleich zulassen, so liegt eine nordische Fjeldlandschaft am nächsten. Und doch, welch ein Gegensatz! Dort zieht der Adler seine lautlosen Kreise, weit ausgebreitet am unendlichen Himmel, nach Fischen und Lemmingsen

*) Des Raumes und der Zeitverhältnisse wegen kann auf dies neue Banngebiet der Heide nicht eingegangen werden. Es darf hier vielleicht erwähnt werden, daß in der ersten Auflage dieses Buches der Gedanke der Gründung eines solchen Gebietes zum erstenmal öffentlich ausgesprochen wurde. (Vgl. S. 88.) Das größte Verdienst bei der Gründung haben sich Dr. Kurt Floerke und der frühere Landrat des Kreises Winßen Fritz Eder erworben.



Abb. 97. Im Totengrund bei Willide. Gletscherförmige. Aus dem Bauggebiet (3u Seite 144)

jagend, hier schmettert in der Luft verloren die Heidelerche über dampfenden Hügeln! So scheidet sich bei aller Ähnlichkeit nordische Größe von deutscher Liebllichkeit.

Etwa eine halbe Stunde von der Kuppe entfernt, stürzt die Höhe nach Süden plötzlich ab (Abb. 97). Dort ist der „Totengrund“, durch den die Leichen nach Bispingen befördert wurden, abseits des gewöhnlichen Weges, auf daß der irrende Geist des Toten nicht den Lebendigen Schaden zufügen möchte. Es ist eine Art Kreistalbildung mit schmalem Ausgang, wie sie sich in der Harburger Gegend in kleinem Maßstabe öfters findet, wohl eine eiszeitliche Gletscherseebildung. Dicht dabei liegt der Steingrund, mit Tausenden von Wacholdern bestanden (Abb. 89).

Neben diesen Bildern verliert das übrige. Wer die seltsame, ausgedehnte Dünenlandschaft westlich der Höhe kennen lernen will, mag den Weg über Ehrhorn nehmen. Sonst empfiehlt sich der Weg über Niederhaverbeck. Der Eindruck der Landschaft ändert sich. Gerade nach dem feierlichen Ernst der Höhe überrascht die Liebllichkeit doppelt. Hier wächst — schon im Wümmegebiet — bei Niederhaverbeck nahe einer riesigen Hülse der „Tausendjährige Rosenstock“. Noch vor wenigen Jahren war er weit größer als der vielbekanntere in Hildesheim. Nun hat ihn der Besitzer, um vor ungebetenem Gästen sicher zu sein, abhauen lassen. Aber mit ungebrochener Lebenskraft hat die Wurzel neue Schosse getrieben und umspinnet die alten Wacholder am Bachrand wieder mit Hunderten von weißen Blüten, die sich im Herbst zu hellroten Hagebutten wandeln. In einigen Jahren werden es wie früher wieder Tausende von Blüten sein. Einen kaum minder lieblichen Eindruck als dieser Rosenstock in weltvergessener Öde macht die „Naturlaube“ in Oberhaverbeck, aus einem Duzend riesiger Hülsenbäume gebildet, deren Mitte ein ebenmäßig gebauter Eichbaum einnimmt. Den weitem Weg mag man über Schneverdingen oder Wintermoor nehmen, wo die Soltan-Buchholzer Bahn den Heidrüben schneidet. Die ganze Strecke bietet weniger Bemerkenswerthes. Nach Westen hin, wo die großen Moore den Heiderand umsäumen, ist die Landschaft meist ganz ebenflächig. Dicht hinter Handorf schneidet die Bahn zwei alte, sich weithin erstreckende Wälle, offenbar zu Verteidigungszwecken gebaut. In der Nähe von Holm begegnet uns noch einmal eine ausgeprägte Wacholderlandschaft (Abb. 3 u. 81), wie denn überhaupt die nahen Lohberge reich an schönen Wacholdern sind. Der nahe Büßenbachgrund zeigt das Bild eines versickernden und unterirdisch sich fortsetzenden Heidebaches. Dicht vor Buchholz kann man noch die Spuren der einstigen Frachtstraße zwischen Hamburg und Bremen an den vielen Gleisen erkennen. Der aufwuchernde Kiefernwald wird sie in wenig Jahren völlig verwischt haben.

Damit haben wir uns der Harburger Gegend genähert. Hier ist bei Klecken im Walde eine Steinsetzung, die den berühmten Steinhäusern bei Südbostel ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Es ist freilich nur ein Grab, aber dies ist das größte der Heide, bis auf den eigentlichen Steintisch bewunderungswürdig erhalten, 60 Schritte lang, aus 80 großen Steinen bestehend, mit zwei großen Eckblöcken am Ende des Steinkreises (Abb. 57). Es ist weiterhin merkwürdig wenig bekannt.

Tritt man aus dem Walde nach Süden heraus, wo der Abfall zum Seeve-tale ganz besonders unruhige Linien zeigt, so erblickt man in der Ferne einen schlanken Kirchturm, der wie ein Wahrzeichen der Landschaft überall sichtbar ist. Es ist die Kirche von Ramelsloh, wohin sich einst Ansgar, „der Apostel des Nordens“, nach der Zerstörung Hamburgs durch die Normannen flüchtete und ein Kloster gründete. Je mehr wir uns der Elbe nähern, um so regelloser und gewaltsamer erscheint das Auf und Ab der Gerölllandschaft. Namentlich nördlich der Bahn, vom „Rosengarten“ — der Name weist auf eine Stätte altdeutscher Volkslustbarkeit — bis zu den Schwarzen Bergen und der Fischbecker Heide, finden wir überall tief eingeschnittene Trockentäler mit geweihartigen Verzweigungen, ausgeschlammten weißen Sandmassen in der Talsohle, alles wild

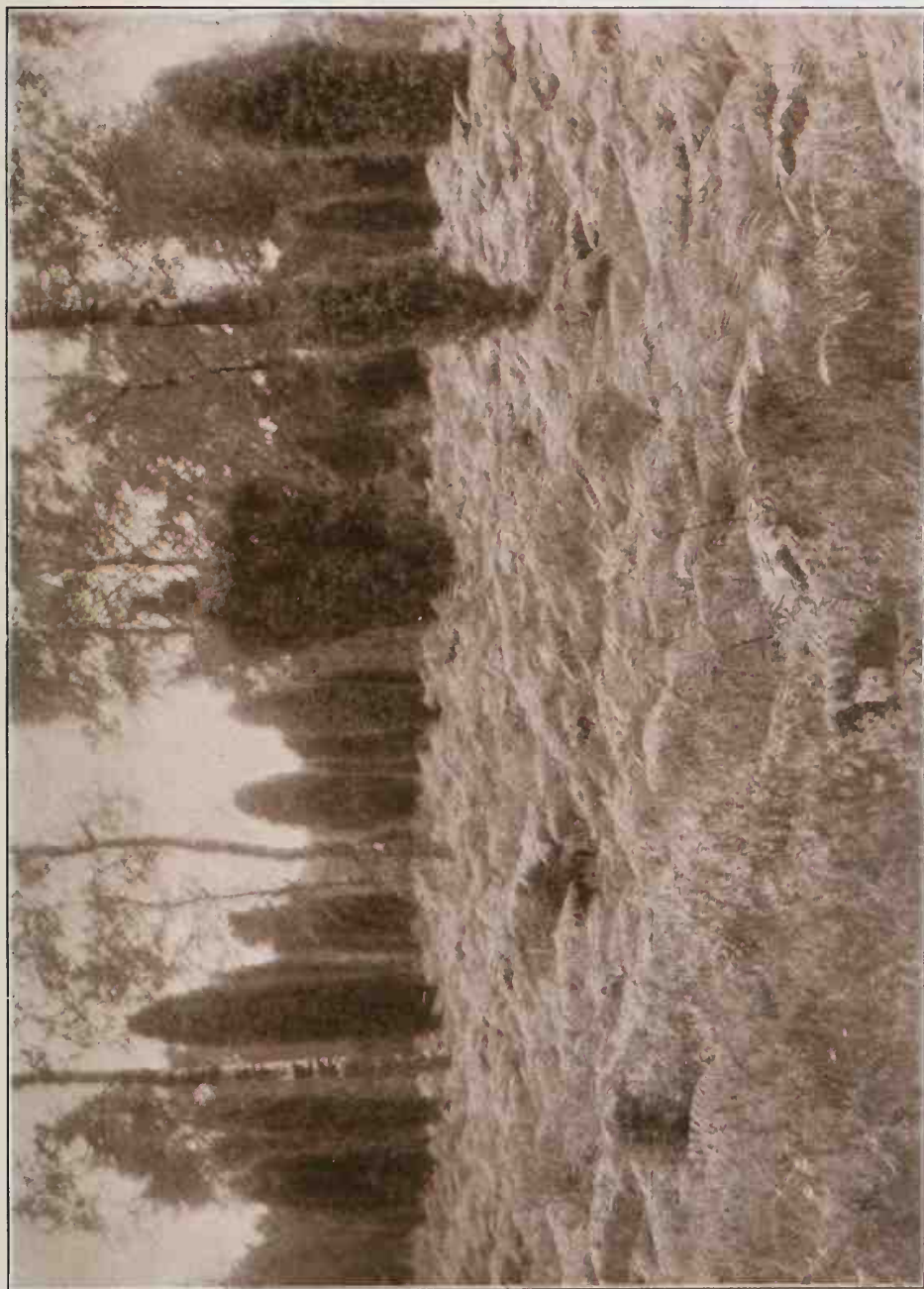


Abb. 98. Stilliger Stein (3u Seite 50)

zerrissen. Bei heftigen Gewitterregen bilden sich hier Bäche, die an die Wildwasser des Südens erinnern. In jedem Tal sieht man die tief ausgerissenen Furchen als Spuren ihrer Tätigkeit (Abb. 88). In der Nähe des Falkenberges bei Harburg ist der Gipfel dieser Unruhe erreicht. Hier setzt sich Kuppe an Kuppe, Rücken an Rücken, eine seltsame „bucklige Welt“. Schwerlich wird man die weitverzweigten Trockentäler anders deuten können denn als Abflußrinnen riesiger Schmelzwasserströme, die unter dem lastenden Eise sich einen Ausweg suchten. Sonderbar ist die Höhentäuschung, die diese niedrigen Geröllhügel hervorzurufen pflegen. Da dem Auge bei diesen kahlen, nur mit Heide bewachsenen Hügeln — denn wir sind hier wieder in der wacholderlosen Heide angelangt — jeder Maßstab fehlt, so werden diese nahen Hügel von 70 bis 80 m Höhe falsch eingeschätzt, und es kommt vor, daß der Fremde etwa eine junge Eiche in der Nähe für einen fernen Aussichtsturm hält, bis erst ein laufender Hase oder der Riesenumriß eines Wanderers diese Geröllhügel zu ihrer wirklichen Kleinheit zusammenschrumpfen läßt. Selbst das Lichtbild vermag eine Vorstellung von dieser Größentäuschung zu geben (Abb. 88).

Mit dem Falkenberge, der Fischbecker Heide und den Schwarzen Bergen sind wir wieder zu unserm Ausgangspunkte Harburg zurückgekehrt und haben damit die Heide durchwandert. Es ist ein Gebiet von nicht geringer Besonderheit und kraftvollster Schönheit, vor wenigen Jahren in weiteren Kreisen noch ganz unbekannt und in ihren südlicheren Gegenden auch heute wenig besucht. Bilder uralten Lebens haben sich hier bis auf unsere Zeit hinübergerettet. Noch lagert wie ein braunes Tuch die Heide stundenweit über den welligen Hügeln und wandelt sich im Hochsommer in einen endlosen Blumentepich. Noch hört der Wanderer den blechnen Glockenton weidender Schnucken und das heisere Gebell des Hundes, und noch ragt der Wacholder hoch und still wie ein Baum des Südens am Steingrabe empor. Es sind hier Landschaftsbilder verborgen, die es in Deutschland nirgend wieder gibt. Dazu kommt eine Bevölkerung, kaum minder reizvoll als die Landschaft selber, von hoher Eigenart, im Boden wurzelnd, von ungebrochener Kraft, erst jetzt im Begriff von dem Strom der Reisenden entdeckt zu werden, ein adlig Geschlecht unter den deutschen Bauern. Vielleicht hat es die Heide damit verdient, als jüngstes Wandergebiet unter die andern aufgenommen zu werden. Für die Städte, die an ihrer Umrandung erwachsen sind, ist sie noch mehr als einfaches Wandergebiet. Seit vielen Jahrhunderten ist die überschüssige Volkskraft der Heide dorthin abgeströmt. Noch heute überrascht es, auf einsamem Bauernhof die Namen angesehener hanfsicher Geschlechter wiederzufinden. So rinnt viel altes Heidjerblut in den Randstädten, und was an Sitte, Anschauung und Lebensführung diesen niedersächsischen Siedlungen gemeinsam ist, das mag nicht zum geringsten auf dies gemeinsame Erbe zurückgehen. Während die jüngeren Söhne zu Städten sich wandelten, blieben die älteren daheim auf den Edelsitzen und bewahrten auf dem immer gleichen Heimatboden die alte Sinnesart der Väter. So ist die nahe Heide für die Randstädte eine Art Mutterboden gewesen, von dem sie ihre Kräfte empfangen haben. Auch heute wirkt sie im andern Sinne wie ein Mutterboden und verdoppelt das Heimatgefühl. Sie zeigt das niedersächsische Land in seiner besondern Ausprägung und den Volksstamm in seiner unberührten, urwüchsigen Kraft. Und so lehrt sie die Heimat in ihrer stolzen, herben Schönheit verstehen, und macht still sich bestimmen auf das, was im innersten Kerne das eigentliche Volkstum bildet.

Statistische Übersicht.

Regierungsbezirk Lüneburg.

Kreise	Quadrat- kilometer	Gesamt- Bevölkerung 1910
Stadtkreis Celle	25	23 273
Landkreis Celle	1552	39 263
Kreis Gifhorn.	802	37 204
Kreis Burgdorf	838	49 686
Kreis Isehagen	817	20 367
Kreis Fallingb.	983	30 774
Kreis Soltan	901	22 508
Kreis Ilzen	1447	52 150
Kreis Lütchow	750	29 214
Kreis Dannenberg	454	13 557
Kreis Bleede	576	20 048
Stadtkreis Lüneburg	20	27 796
Landkreis Lüneburg	688	22 579
Kreis Winzen	687	30 050
Stadtkreis Harburg	11	67 024
Landkreis Harburg	791	60 767
Summa:	11342	546 250

Literatur.

- Bückmann, L., Was bedeutet der Name Lüneburg? Progr. Lüneburg 1909.
- Colshorn, M., Gebräuche und Sprüche aus dem Lüneburgischen. Weimarisches Jahrbuch. 1854.
- Eckert, H., Festschrift zur 50 jährigen Stiftungsfeier des Provinzialvereins. Ilzen 1880.
- Engelhardt, P., Zur Ehrenrettung der Lüneburger Heide. Berlin 1879.
- Focke, W. D., Vegetationsverhältnisse des nordwestdeutschen Tieflandes. Abhandlung des naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen. 1871 u. 1872.
- Freudenthal, M., Heidefahrten. Bremen 1894.
- Graebner, P., Die Heide Norddeutschlands. Leipzig 1901.
- Grütter, Fr., Der Voin-Gau. Hannover 1901.
- Guthe, H., Die Lande Braunschweig und Hannover. Hannover 1867.
- v. Hagen, D., und Donner, K., Die forstlichen Verhältnisse Preußens. Berlin 1894.
- Hahn, F. G., Topographischer Führer durch das nordwestliche Deutschland. Leipzig 1895.
- v. Hammerstein-Loxten, W. C. C., Der Bardengau. Hannover 1869.
- v. Heinemann, D., Geschichte von Braunschweig und Hannover. Gotha 1886.
- Jahresbericht der Handelskammer zu Lüneburg. 1867—1902.
- Jahresberichte des land- und forstwirtschaftlichen Provinzialvereins für Lüneburg. (Handschriftlich.)

Verzeichnis der Abbildungen.

Abb.	Seite	Abb.	Seite
1. Heidlandschaft bei Müden. Farbiges Titelbild.		52. Hölzernes Rauchhaus in Müden.	71
2. Heidweg	3	53. Im Flett des Rauchhauses. Einschaltbild	72/73
3. Heidweg bei Holm	5	54. Schaffstall im Anflugwalde bei Amelinghausen	75
4. Abendstimmung	7	55. Birkenweg in der Osterheide bei Südböfstel	77
5. Am Sand zu Lüneburg	8	56. Steingrab bei Südböfstel	79
6. Blick auf den Sand zu Lüneburg	9	57. Steinsetzung im Kleder Walde	80
7. Im Rotehahnhof zu Lüneburg	10	58. Steingrab bei Schieringen im Barskamper Walde	81
8. Aus Lüneburg, im Hintergrund der Kalfberg	11	59. Birkenstraße	83
9. Wiskulenhof in Lüneburg	13	60. Aufziehendes Gewitter. Farbiges Einschaltbild	84/85
10. Alte Frau aus dem Rotehahnhof in Lüneburg	14	61. Parklandschaft	87
11. Rotehahnhof von 1631	15	62. Bauernwald an der Wiege	89
12. Aus Kloster Lüne	17	63. Bauernwald bei Müden	91
13. Heidweg am Mittag. Farbiges Einschaltbild	18/19	64. Waldboden im Bauernwald	93
14. Waldweg bei Medingen	20	65. Herbstbirken. Farbiges Einschaltbild	94/95
15. Von der Evendorfer Heide	21	66. An der Wiege bei Müden	97
16. Kirche zu Hermannsburg	22	67. Herbstmorgen bei Fallingböfstel	99
17. Schaffstall mit Eichen bei Kleinsülstedt	23	68. Im Böhmetal	101
18. Kapelle zu Botel mit Ziehbrunnen	24	69. Ginsteralhang. Farbiges Einschaltbild	102 103
19. Kirche zu Weinerdingen	25	70. Bei Fallingböfstel im Böhmetal	105
20. Alte Bispinger Kirche	26	71. Blick vom Falkenberg bei Bergen	107
21. Friedhofslinde zu Bispingen	27	72. Kloster Walsrode	108
22. Ebstorfer Klosterfriedhof	28	73. Birkenweg in der Heide	109
23. Bergfried der Süderburg	29	74. Eggen im brennenden Moor	110
24. Aus einer Bauernstube in Hermannsburg	30	75. Schloß zu Gifhorn	111
25. Hüttejunge	31	76. Torfabtich im Westerbecker Moor bei Gifhorn	112
26. Strickender Schäfer	33	77. Urheide. Farbiges Einschaltbild	112 113
27. Schnuckenbod	34	78. Winterheide	114
28. Schnuckenkopf mit schönem Gehörn	35	79. Heimwärts	115
29. Heidefinder	36	80. Schnucken im Winter	116
30. Immenzaun	37	81. Verfallener Schaffstall bei Wörme mit Wacholderbäumen	117
31. Am Rathaus in Celle	38	82. Wacholderlandschaft bei Lutterloh. Einschaltbild	118/119
32. Straße in Celle	39	83. Heidlandschaft mit Kiefer und Schnuckenherde	121
33. Hinter der Stadtkirche	41	84. Zwergbirken bei Schafwedel	122
34. Bauernhaus aus Raseneisenstein in Wiege	42	85. Wacholderwäldnis unweit Hantensbüttel	123
35. Quellteich der Almenau	44	86. Wacholderlandschaft bei Müden	125
36. Umbruch der Heide mit Vorpflug und Reolpflug	45	87. Wacholdergruppe	127
37. Bockumer Mühle im Lopaental	46	88. Trodental in der Fischbecker Heide	128
38. Sültinger Mühle	47	89. Im Steingrund bei Wilsede	129
39. Alte Steinbecker Mühle	48	90. Novembernebel bei Wilsede	131
40. Wintertag	49	91. Heidabhang bei Wilsede	133
41. Buchweizenfeld bei Amelinghausen. Farbiges Einschaltbild	50/51	92. Wacholder auf freier Heide	134
42. Wacholderlandschaft bei Elferdingen	53	93. Wacholderbäume bei Starkshorn	135
43. Dorfstraße mit „Statentum“	55	94. Winterheide. Verfallener Schaffstall bei Wilsede	137
44. Altlüneburger Treppenspeicher in Müden	56	95. Heidlandschaft mit Schnuckenherde	139
45. Eichenhof mit Treppenspeicher	57	96. Oktoberheide. Farbiges Einschaltbild	140/141
46. Heideschäfer. Einschaltbild	58 59	97. Im Totengrund bei Wilsede	143
47. Schnuckenherde auf dem Eichenhof	61	98. Heiliger Hain. Einschaltbild	144 145
48. Altlüneburger Eichenhof	63		
49. Treppenspeicher	65		
50. Treppenspeicher von 1570	67		
51. Gehöftumzäunung	69		

Regiſter.

Achterberg 140.
 Achterbau 58. 66.
 Ahden 20. 78. 132.
 Ahrberg 12.
 Ahrensheide 134.
 Aher 10. 128.
 Aherheide 4.
 Altenboitzen 48. 140.
 Altencelle 128.
 Altenmedingen 44.
 Almelinghausen 44. 141 (Abb. 41).
 Auerbenrecht 100.
 Amsgar 144.
 Aroloß 62.
 Artlenburg (Ertheneburg) 73. 74. 114. 118.
 Aſtanier 74.
 Aue 12. 16. 78. 119.
 Aufforſtung 24. 68 ff.

Badewider 119.
 Banneker Moor 132.
 Barbaroffa 74.
 Bardengau 4. 74. 122.
 Bardonen 113. 119.
 Bardowiek 64. 72. 74. 113. 122.
 Barskammer Wald 83 (Abb. 59).
 Bauerngüter 52. 100.
 Bauernhaus 39 (Abb. 32). 42 (Abb. 34). 47 ff. 63 (Abb. 48). 71 (Abb. 52).
 Bauernſtube 30 (Abb. 24).
 Bauernwald 85. 89 (Abb. 62). 91 (Abb. 63). 93 (Abb. 64).

Bäume 31. 85 ff.
 Beedenhoſtel 126.
 Beflingen 141.
 Bergen 138.
 Bernding 114.
 Befenginfteer j. Brahm.
 Befiedelung des Oſtens 73.
 Befißverhältniſſe 52. 100 f.
 Betula nana 32.
 Bevenſen 119.
 Bevölkerung 86 ff. 95 ff. 145.
 Bevölkerungsichte 42 ff.
 Bewölkung 24 ff.
 Bidbeere j. Heidelbeere.
 Bienenbüttel 119.
 Bienenzucht 37 (Abb. 30). 58. 86.
 Billinger 72 ff. 113. 119. 120.
 Billung, Hermann 73. 136.
 Binnenheide 134 ff.
 Birken 32. 77 (Abb. 55. 59). 90. 94/5 (Abb. 65). 109 (Abb. 73). 122 (Abb. 84).
 Bispingen 26 (Abb. 20). 27 (Abb. 21). 80. 108. 141.
 Blaue Berge 14. 126.

Bleefede 14. 51. 76.
 Bleifand 68.
 Blocklehm 18.
 Blocttrennung (Fündlingsblöcke) 16 ff. 126.
 Bodum 141.
 Bodumer Mühle 46 (Abb. 37).
 Boden 16 ff.
 Bodenteich 14. 76. 122. 124.
 Böhme 12. 16. 78. 101 (Abb. 68). 141.
 Boſel 24 (Abb. 18). 62. 64. 120. 124.
 Bollenſen 122.
 Bomliß 140.
 Bonſtorf 138.
 Bornbed 119. 120.
 Bracht, Eugen 95. 141.
 Brahm, Befenginfteer 34. 40.
 Bramboſtel 138.
 Branderde 68.
 Braunſchweig-Lüneburg 74 ff.
 Breitehees 85. 120.
 Bröhnheide 4.
 Brunau 12. 16.
 Brunonen 72.
 Buche 32.
 Buchholz 118. 134. 144.
 Buchwedel 113.
 Buchweizen 50/51 (Abb. 41). 58.
 Budlige Welt 145.
 Burgen 104. 119. 140.
 Büſenbachgrund 144.
 Calluna 4.
 Celle 22. 38 (Abb. 31). 39 (Abb. 32). 41 (Abb. 33). 44. 76. 126 ff.

Dachniſſen 20. 80.
 Dahleburg 118.
 Dannenberg 78. 118. 120.
 Deutiſch-Evern 73. 118.
 Dichter 94 ff.
 Dietwege 62. 113. 120.
 Dingsberg 119.
 Dolmen j. Steinſetzung.
 Dönze 48.
 Dörfer 86.
 Dorfnamen 32. 51. 73.
 Dorfſtraße 55 (Abb. 43).
 Dreifelderwirthſchaft 52.
 Dreißigjähriger Krieg 76.
 Drell 122.
 Dührbruch 132.
 Dünenlandſchaft 20.

Ebſtorf 28 (Abb. 22). 54. 59. 119.
 Ederworth 78. 140.
 Egeſtorfer Kirchenſteig 78.
 Egeſtorf 95.

Ehrhorn 20. 142. 144.
 Eibe 32.
 Eiche 23 (Abb. 17). 32. 50. 85.
 Eichenhof mit Treppenfpeicher 57 (Abb. 45).
 Eichenhof, altlüneburger 63 (Abb. 48).
 Einzingen 50. 140.
 Eiſenſtein j. Raſeneiſenſtein.
 Eiſlungen 113.
 Eiſzeitliche Bergleiſcherung 14 ff.
 Efenboltentum 50. 69 (Abb. 51). 142.
 Elbe 1. 2. 14. 16.
 Elferdingen 140.
 Endmoränenwälle 18.
 Entenſang 130.
 Erddenkmal j. Hügelgräber.
 Erdgeſchichte 16 ff.
 Erdöl j. Petroleum.
 Erica tetralix 7.
 Erle 32.
 Ernst der Befenner 76.
 Erratiſche Blöcke j. Fündlingsblöcke.
 Ertheneburg = Artlenburg.
 Eſche 32.
 Eſchede 122.
 Eſte 12. 16.
 Eſterau 119.
 Evendorf 32. 80.
 Evendorfer Heide 21 (Abb. 15).
 Evern 51. 73. 118.
 Ewen 40.
 Eyendorfer Wald 12.
 Eying 114.

Falkenberg bei Bergen 12. 107 (Abb. 71). 138.
 Falkenberg bei Harburg 12. 138. 145.
 Fallersleben 76.
 Fallinghoſtel 6. 44. 48. 78. 99 (Abb. 67). 105 (Abb. 70). 110. 134. 140. 141.
 Federvieh 54. 58.
 Feuchtigkeit der Luft 84.
 Feuerſtätten 44 ff.
 Fichte 32.
 Fündlingsblöcke 16. 88. 126. 140.
 Fiſchbecker Heide 128 (Abb. 88). 144. 145.
 Fiſchzucht 58. 119.
 Fleit 72/73 (Abb. 53).
 Flußſyſtem 14.
 Föhre 32.
 Forſtwirthſchaft 58. 68 ff.
 Forſtſtraßen 62 ff.
 Fremdenverkehr 95.
 Froſt 22.
 Fuße 128.

Carlstorf 44.
 Carlstorfer Wald 12.
 Carßen 62.
 Catterndör 47.
 Ceest 8.
 Cehage 68.
 Cehöfte 86 ff.
 Cehöftumzäunung 69 (Abb. 51).
 Genossenschaftswesen 54.
 Geologie 16 ff.
 Georg Wilhelm 78.
 Gerda 119.
 Geschichte 72 ff.
 Geschiebe 18 ff.
 Gewitter 22. 84/85 (Abb. 60).
 Gifhorn 20. 44. 111 (Abb. 75). 120. 124.
 Ginster 34. 38. 102 103 (Abb. 69).
 Glazialerscheinungen 16 ff. 119. 145.
 Gleicher, eiszeitliche 16 ff.
 Gletschertöpfe 18. 119.
 Götter Berge 14.
 Grabhügel s. Hügelgräber.
 Grete, Gau 72.
 Große Erbe 16.
 Großes Moor 132.
 Groß-Seebeek 73.
 Groß-Thondorf 73.
 Grundmoräne 18 ff.
 Günne 120.

Haafel 46.
 Hain 144/145 (Abb. 98).
 Hallonen 113.
 Hammerstein, Freiherr Christian v. 54. 120.
 Handorf 144.
 Hänigen 132.
 Hantensbüttel 122 ff.
 Harburg 44. 112. 144.
 Hardau 119. 126.
 Harmelingen 14. 143.
 Harms, Ludwig 102 ff. 106.
 Häfelmühle 124.
 Hausbau 47 ff.
 Hauß-Iberge 14. 136.
 Heide Titelbild (Abb. 1). 3 (Abb. 2). 4 ff. 5 (Abb. 3). 7 (Abb. 4). 13. 15. 18/19 (Abb. 13). 25 ff. 45 (Abb. 36). 49 (Abb. 40). 56. 112/113 (Abb. 77). 114 (Abb. 78). 120 (Abb. 83). 133 (Abb. 91). 139 (Abb. 95). 140/141 (Abb. 96).
 Heidefunder 36 (Abb. 29). 96.
 Heidekraut 25 ff.
 Heidekultur 66 ff.
 Heidebeere 34. 35. 58.
 Heidenmission 103 ff.
 Heidhof s. Gehöfte.
 Heid 6. 95 ff.
 Heidekönig 52. 122.

Heidmark 6. 31.
 Heidschunde s. Schnuden
 Heinrich der Löwe 74. 113.
 Heinrich der Stolze 74.
 Hemmoor 16.
 Hermannsburg 22 (Abb. 16). 30 (Abb. 24). 48. 106. 136.
 Hermannsburger Mission 103 ff.
 Hessenwege 62.
 Hetendorf 138.
 Hildesheimische Stiftslehde 76. 141.
 Hinxtberge 142.
 Hirten s. Schäfer.
 Hitzacker 78.
 Hochmoor 27.
 Hohenberge 14.
 Hoher Medtin 14.
 Holm 5. (Abb. 3). 144.
 Holtenfört 113.
 Holzen 14. 126.
 Holzerheide 4.
 Holzproduktion 59.
 Honerdingen 140.
 Hößlingen 126.
 Hößlinger Heide 4.
 Hudenrieth 141.
 Hudemühlen 132.
 Hügelgräber 44 ff. 88. 141. 145.
 Hühnerzucht 58.
 Hülle s. Stechpalme.
 Hünengräber s. Hügelgräber.
 Hüttenjunge 31 (Abb. 25).
 Hügel 141.

Hlex s. Stechpalme.
 Hmenau 8. 10. 14. 16. 44 (Abb. 35). 113 ff. 120.
 Immedinger 113.
 Immen s. Bienenzucht.
 Ise 10. 16. 124.
 Isenhausen 44. 80. 119. 122. 126.

Jeduttenstein 126.
 Jeeze 8. 10. 16.
 Judentirchhof 86.
 Juniperus communis siehe Wacholder.

Kalilager 59. 130.
 Kalkberg 18. 72. 114.
 Karrenweg 62.
 Kartoffel 58.
 Kassenwesen 54.
 Kauffmann, Hermann 95.
 Kettenburg 140.
 Kieselgurgruben 59. 136. 138. 141.
 Kirchliche Verhältnisse 102 ff.
 Kirchwahlen 132.
 Klecken, Klecker Grab 88. 140. 144 (Abb. 57).
 Kleie 8.
 Kleine Erbe 16.

Klein-Seebeek 73.
 Klein-Pregier 129.
 Klein-Schöppenstädt 132.
 Klein-Süstedt 23 (Abb. 17).
 Klein-Thondorf 73.
 Klima 22 ff.
 Klöster 15 (Abb. 11). 119. 120.
 Kloster Lüne s. Lüne.
 Knebeek 122.
 Kreideberg 18.
 Krelinger Bruch 32. 132.
 Kreutzen 138.
 Kronsbeere 34. 35. 58.
 Krüße-Berg 141.
 Künstler 94 ff. 108.

Lachte 126.
 Landschaft 78 ff.
 Landschaftsbilderungen 88 ff.
 Landwirtschaft 51 ff.
 Landwirtschaftliche Genossenschaften 54.
 Landwirtschaftliche Schulen 54.
 Langeloh 141.
 Langobarden 46. 72.
 Langwedel 12. 62.
 Lebensweise 59.
 Legden 52.
 Lehnte 120.
 Lehrde 12. 16.
 Liedernebach 119.
 Lieth 78. 140.
 Linde 140.
 Linzel 141.
 Liten 50.
 Lohberge 144.
 Loingau 4. 72.
 Lohan 16. 141.
 Löwenwohl 119.
 Lüchow 76. 78. 120.
 Ludolfinger 72. 113.
 Luhe 12. 16. 45. 113. 120. 126. 141.
 Luhnühlen 44.
 Lüne 15 (Abb. 11). 17 (Abb. 12). 118. 119.
 Lüneburg 6. 8 (Abb. 5). 9 (Abb. 6). 10 (Abb. 7). 11 (Abb. 8). 13 (Abb. 9). 14 (Abb. 10). 18. 22. 44. 64. 114 ff. 120.
 Lüneburger Heide, Namen 6, Begrenzung und Aufbau 4. 12 ff.
 Lütz 14. 33. 85. 122. 124. 134. 136.
 Lutter 16. 50. 126.
 Lutterloh 14. 62. 80. 110. 136.

Malttheide (Margetheide) 4. 31. 136.
 Maler 94 ff. 108. 141.
 Manhorn 33. 80. 138.

Medtin, Soher 14.
 Medingen 20 (Abb. 14).
 119.
 Meinerdingen 25 (Abb. 19).
 140.
 Meiße 16.
 Melzinger Heide 4.
 Mergellager 119.
 Merica 6. 31.
 Met 59.
 Meyer 16.
 Mineralschätze 59.
 Mißelhorn 33. 50. 136.
 Mißendör 48.
 Mißion 103 ff. 136.
 Moor 110 (Abb. 74). 115
 (Abb. 79).
 Moorkolonien 124.
 Morgenstern, Christian 94.
 Mäden an der Aller 126.
 Mäden an der Arge, Titel-
 bild (Abb. 1). 6. 16. 33.
 80. 103. 110. 126. 138.
 Mühlen 46 (Abb. 37). 47
 (Abb. 38). 48 (Abb. 39).
 Munſter 6 14. 44. 138.

 Nahrung 59.
 Naturlaube 144.
 Naturſchutzpark 44. 142.
 Nendorſ 124.
 Neugrabener Heide 12.
 Niederhaverbeck 32 144.
 Niederschläge 22 ff.
 Nendorſ 46.
 Nonne 70.
 Nordboſtel 138.

 Oberg 132.
 Oberhaverbeck 44. 144.
 Obſtbau 58.
 Obhöfe 138.
 Obrenze, Eleonore d' 78.
 Obbau 130.
 Oſendorſ 16. 20. 44. 48.
 141.
 Oſdenſtadt 119.
 Olheim 132.
 Olsburg 132.
 Orrel 44. 124 141.
 Ortsnamen 32 ff. 51. 73.
 Orſtein 68.
 Orze 12. 16. 130. 136.
 Ofte 16.
 Oſterheide 12. 138.

 Parklandschaft 87 (Abb. 61).
 85.
 Pattenſen 44.
 Perlenſcherei 126.
 Petrolenquellen 59. 130 ff.
 Pferdezzucht 54.
 Pilze 58.
 Plaggenwirthſchaft 52.
 Platendorſ 124.
 Poſſen 33. 138.
 Politische Verhältniſſe 106.

Preißelbeere, Krouſbeere 34.
 35. 58.
 Pngelaß 14.

 Quarrendorfer Wald 12.

 Räder 44.
 Radbruch 113.
 Radenbach 120.
 Radfahren 66.
 Ramelsloh 144.
 Rafeneiſenſtein 42 (Abb. 34).
 59. 130.
 Raubkammer 12. 141.
 Rauchs in Mäden 71
 (Abb. 52).
 Raven 80.
 Rebberlaß 62.
 Regen 22 ff.
 Rehmen 47.
 Religiöſe Verhältniſſe 102 ff.
 Rethem an der Aller 132.
 Rindviehzucht 54.
 Roſengarten 144.
 Roſenſtock, tauſendjähriger
 144.
 Rotelhahnſhof 10 (Abb. 7)
 14 (Abb. 11). 118.
 Ruths, Valentin 95 142.

 Sachſen 72.
 Salzgewinnung 59. 114 141.
 Sand, am, zu Lüneburg 8
 (Abb. 5). 9 (Abb.) 6 118.
 Sandablagerungen 18 ff.
 Schafe 35 ff. 54. Siehe auch
 Schunden.
 Schäfer 20. 33 (Abb. 26).
 35 58/59 (Abb. 46). 86.
 141 (Abb. 79).
 Schaffall 7 (Abb. 4) 23
 (Abb. 17) 46. 75 (Abb.
 54). 117 (Abb. 81). 137
 (Abb. 94) 136.
 Schafwädel 32.
 Scharnbeck 78.
 Schäßendorſ 78.
 Schelploh 124.
 Schierhorn 141.
 Schieringen 51. 88.
 Schieringer Gräber 120.
 Schießplätze 14. 138.
 Schmarbeck 16. 50.
 Schneverdingen 86. 103. 104.
 144.
 Schunden 28. 34 (Abb. 27).
 35 (Abb. 28). 46. 50. 54.
 61 (Abb. 47). 116 (Abb.
 80). 139 (Abb. 95).
 Schotten 126.
 Schriſtſteller 90 ff.
 Schwarzſtedt 134.
 Schwarze Berge 12. 144. 145.
 Schwarzwaſſer 16.
 Schweinke 124.
 Schweinezzucht 56 ff.
 Schwienu 119.

Schwindebeck 141.
 Seelendorſ 46.
 Seeve 16. 144.
 Separationsbewegung 106.
 Sieben Steinhäuser 88. 138.
 Siedlung 42 ff. 50.
 Sitten 42 ff. 59. 96.
 Slawen 72 ff.
 Soderſtorf 141.
 Soltan 44. 76. 120. 132. 134.
 138 141.
 Soltaner Heide 4.
 Sonnenſchein 24.
 Sotriet 16 138.
 Soziale Verhältniſſe 51 ff.
 Starkaffen 58.
 Städte 44.
 Statentun 50. 55 (Abb. 43).
 Stechgünſter 34.
 Stechpalme (Hülſe) 34. 85.
 144.
 Stederdorf 122.
 Steinbeck 110. 141.
 Steinbecker Mühle 48 (Abb.
 39). 141.
 Steinberg 12.
 Steinendenmaler ſiehe Stein-
 ſetzung.
 Steinſörde 130. 132.
 Steingrab 79 (Abb. 56). 83
 (Abb. 59).
 Steingrund 33. 129 (Abb.
 89) 144.
 Steinhäuser, Sieben 88. 138.
 Steinhorſt 124.
 Steinkreife ſ. Steinſetzung
 Steinſalzſlager 59. 130.
 Steinſetzung (Dolmen) 44 ff.
 80 (Abb. 56) 81 (Abb.
 57) 88. 140. 144.
 Steinzeit 44.
 Stelliſchte 110. 140.
 Stift 12.
 Stöckener Teich 122.
 Storm, Theodor 94 ff.
 Straßen 62 ff. 110. 113. 141.
 144.
 Strundellöcher 18 119.
 Stübbeckshorn 141.
 Südboſtel 72. 84. 88. 138.
 Sunderburg 29 (Abb. 23).
 54 126.
 Sül 136.
 Sültingen 38. 138.
 Sunder 68. 141.
 Süßing 119.

 Tauſendjährige Linde 140.
 Tauſendjähriger Roſenſtock
 144.
 Teerthlen 130.
 Telegraphenberg 14.
 Temperatur 22.
 Tetendorſ 40.
 Thaer, Albrecht von 54.
 Thondorf 73.
 Tietlingen 140.

Tillylinde 138.
 Timpenberg 12.
 Töbs 12.
 Töpingen 80.
 Torfabstich 59. 112 (Abb. 76).
 Torfmoos 27.
 Totengrund 143 (Abb. 97). 144.
 Trachten 14. (Abb. 10) 60.
 Trauen 80. 138.
 Treppenspeicher (Trippenspeicher 48 ff. 56 (Abb. 44). 65 (Abb. 49). 67 (Abb. 50). 136.
 Triangel 124.
 Trockentäler 128 (Abb. 88). 145.

 Uhlenloch 48.
 Ulzen 16. 44 46. 64. 119. 120.
 Undeloh 80. 142.
 Unterlüß 14. 122. 128. 134 138.
 Urbarmachung 45 (Abb. 36). 68 ff.
 Urnenfelder 44.
 Ursulanacht 116. 128.
 Urwald 134.

 Veersee 12 16.
 Vegetation 22 ff. 85 ff.
 Vergletscherung, eiszeitliche 14 ff.
 Viehzucht 54 ff.
 Wistulenhof 13 (Abb. 9). 118.
 Wisselhövede 140.
 Volksbräuche 60.
 Volksdichte 44 ff.

Volkstrachten s. Trachten.
 Volkstum 59 ff. 95 ff.
 Volkstypen 96.
 Vorembefe 122.
 Vosberg 14.

 Wacholder 33. 35. 53 (Abb. 42). 85 ff. 118/119 (Abb. 82). 123 (Abb. 85). 125 (Abb. 86). 127 (Abb. 87). 134 (Abb. 92). 135 (Abb. 93). 144.
 Wahrenholz 124.
 Wald 20 (Abb. 14). 28 ff. 59. 75 (Abb. 54). 80 (Abb. 57) 81 (Abb. 58) 83 (Abb. 59). 89 (Abb. 62). 91 (Abb. 63). 93 (Abb. 64).
 Waldbeeren 58.
 Waldbrände 70.
 Walsrode 78 108 (Abb. 72). 119. 134. 140.
 Wanderungen 108 ff.
 Weesen 48.
 Wege 62 ff.
 Weh'en 44.
 Welfen 74 ff.
 Welfentum 106.
 Wenden 72.
 Wendisch-Evern 73. 118.
 Wendland 8.
 Wesel 141. 142.
 Westerbeck 12. 16.
 Westerwenhe 119.
 Wenhäusen 52. 122. 124. 126.
 Wichmannsburg 73. 119.
 Widdernhausen 138.
 Widonen 113.

Wiechel 136.
 Wiedau 12. 16.
 Wienhausen 78. 119. 126.
 Wieren 120.
 Wiesenbau 54.
 Wieze, Fluß 12. 16. 42. 97 (Abb. 66). 138.
 Wieze, Ort 42 (Abb. 34). 130. 132.
 Wiezen-Bruch 59. 130.
 Wiezer Berg 138.
 Willighausen 50 138.
 Willighäuser Moor 115.
 Wilsede 33. 44. 64. 80. 86. 108 129 (Abb. 89). 131 (Abb. 90). 142.
 Wilseder Berg 12. 95. 138. 141. 142.
 Windwirkungen 24.
 Winjen a. d. Mller 76. 130.
 Winjen a. d. Luhe 44. 113.
 Winjener Moor 132.
 Wintermoor 144.
 Wipperau 119.
 Wirtschaftsbetrieb 52 ff.
 Wittengau 122.
 Witthöftischer Hof 64.
 Wittingen 76. 120. 122. 124.
 Wölpe 76.
 Wörme 33. 117 (Abb. 81).
 Wreßedt 54. 122.
 Wulfsjode 62.
 Wümme 12. 16. 144.

 Ziegen 54.
 Zieleichheide 120.
 Zollenpfeifer 113.
 Zügel, Heinrich 141.
 Zwergbirke 32.

